C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung in München.

Im Anschluß an das 7bändige Werk: „Der Krieg von 1870/71 dargestellt von Mitkämpfern“ und in gleicher Ausstattung wie dieses beginnt soeben in unserm Verlag zu erscheinen:

Deutschlands Kriege von Fehrbellin bis Königgrätz.

Eine vaterländische Bibliothek

für das

deutsche Volk und Heer

von

Hauptmann **Karl Tanera.**

Mit zahlreichen Karten und Plänen.

Das Werk erscheint in 12 Bändchen à 2 ℳ. geh. und 2 ℳ. 50 ₰. eleg. kart.

(Jedes Bändchen ist in sich abgeschlossen und auch einzeln zu haben.)

Inhalt.

*Erster Band: **Deutschlands Mißhandlung durch Ludwig XIV. (1672—1714).**

Zweiter und dritter Band: **Die Kriege Friedrichs des Großen.**

Vierter Band: **Der Krieg gegen die französische Republik 1794—1797.**

Fünfter Band: **Der Krieg gegen den Konsul Bonaparte 1799—1801.**

Sechster Band: **Austerlitz und Jena 1805—1807.**

Siebenter Band: **Das Jahr 1809: Östreichs neuer Kampf und die deutsche Volksbewegung gegen Napoleon.**

Achter Band: **Der Feldzug von 1812.**

*Neunter und zehnter Band: **Die deutschen Befreiungskriege 1813. 1814/15.**

Elfter Band: **Die Befreiung Schleswig-Holsteins vom dänischen Joch 1849 und 1864.**

Zwölfter Band: **Der deutsche Krieg von 1866.**

☞ Die mit * versehenen Bände (I., IX. u. X.) sind erschienen, die übrigen erscheinen in rascher Folge im Laufe der nächsten Jahre.

Prospekt.

In dem bekannten 7bändigen Werke: „Der Krieg von 1870/71 dargestellt von Mitkämpfern", hat die glänzende Feder **Karl Tanera's** in Verbindung mit anderen Mitkämpfern den großen Krieg anschaulich und wahrheitsgetreu geschildert, dem wir die Wiederaufrichtung des deutschen Reiches verdanken. Wir bieten nunmehr zu diesem bewährten und weitverbreiteten Werke ein Seitenstück, welches gewissermaßen erst die geschichtlichen Voraussetzungen zum vollen Verständnis und zur vollen Würdigung der Erfolge von 1870/71 liefert, indem es der Darstellung derjenigen Kriege gewidmet ist, die unser Vaterland in den zwei Jahrhunderten seiner auf den 30jährigen Krieg folgenden nationalen Zerrissenheit zu führen hatte, sei es zur Abwehr mutwilliger Angriffe, sei es zur Verteidigung seines Rechts und seiner Ehre. Fehlte es auch in jenen Zeiten der politischen Gespaltenheit der Deutschen nicht an Gelegenheit zu Ruhmesthaten für unsere Heere, so nehmen wir doch wahr, wie so oft zwar die Ehre der deutschen Waffen unbefleckt geblieben ist und es trotzdem am Erfolg gebricht. Der Himmel des alten deutschen Reiches umdüstert sich in jenem Zeitraum fast bis zur Hoffnungslosigkeit, aber schon regt sich der Flügelschlag des jugendlichen Aars von Brandenburg und Preußen und kündigt die Morgenröte eines besseren Tages an, während der alte langsam in Dämmerung und Nacht versinkt. **Die hochinteressante Epoche der Kriege, die in unserem neuen auf 12 Bändchen berechneten Unternehmen zur Darstellung gelangen soll, wird beschlossen mit dem Kriege des Jahres 1866, welcher für alle Beteiligten, Sieger und Besiegte, segensreich gewirkt und hoffentlich für immer die Möglichkeit, daß Deutsche gegen Deutsche kämpfen, beseitigt hat. Was aber unser Vaterland geeinigt zu leisten vermag, das hat das Jahr 1870 erwiesen, worüber das erwähnte 7bändige Werk berichtet.**

Die Absicht des neuen Unternehmens ist dieselbe wie bei letzterem Werk, das in so vielen Privat- und öffentlichen (zumal Militär-, Volks- und Schul-) Bibliotheken Aufnahme gefunden hat und fortwährender Nachfrage sich noch erfreut: eine entschieden nationale und volkstümliche. Ungleich mehr als in der Darstellung des 70er Krieges werden in dem neuen Kriegswerke auch die allgemein geschichtlichen Verhältnisse berührt werden müssen, und es kann dasselbe als eine **Geschichte der Haupt-Epochen der letzten zwei Jahrhunderte** bezeichnet werden, in denen Deutschland aus

tiefstem Elend, in welchem es der dreißig-jährige Krieg zurückgelassen hatte, unter mannigfachen Anstrengungen und Wechselfällen sich nach und nach wieder gesammelt und emporgearbeitet hat; es ist die Zeit, welche uns fortwährend die doppelte geschichtliche Wahrheit predigt, einesteils daß die Uneinigkeit der einzelnen Staaten und Stämme unserem Vaterlande nur zum Unheil gereicht, anderenteils daß, wenn das Ganze gedeiht, auch die einzelnen Glieder gedeihen. **Der Pulsschlag eines kräftigen Nationalbewußtseins** ist es daher vor allem, was das neue Werk, das wir hiermit an die Öffentlichkeit zu bringen die Freude haben, durchdringen und beleben soll. Zugleich findet die unserem Volke von alters her innewohnende Freude am Heldentum des Krieges darin reiche Befriedigung, sind es doch Feldherren wie Prinz Eugen, Friedrich der Große, Napoleon Bonaparte, Blücher und Gneisenau, endlich Moltke, welche die Entscheidungen auf den Wahlplätzen dieses Zeitraums herbeiführen. Der Verfasser, Hauptmann **Tanera**, hat in seinen früheren Schriften den Beweis geliefert, daß er wie wenige Autoren der Gegenwart nicht nur überhaupt packend und volkstümlich zu erzählen versteht, sondern insbesondere die Kunst innehat, Kriegsereignisse anschaulich und fesselnd zu schildern. Sind wir daher berechtigt, für **„Deutschlands Kriege von Fehrbellin bis Königgrätz“** vor allem auch **in der militärischen Welt** Interesse vorauszusetzen zu dürfen, so wendet sich unser Sammelwerk doch an keinen einzelnen Stand vor den anderen, vielmehr **an die ganze deutsche Nation, Alt und Jung,** indem es nicht nur geschichtliche Belehrung und patriotische Erhebung, sondern auch fesselnde Unterhaltung in reichem Maße verheißt. **Und wie es sich die Aufgabe stellt, das Interesse für die nationale Geschichte und die Liebe zum deutschen Vaterlande im Sinne der denkwürdigen Kaiserrede vom 4. Dez. 1890 Hand in Hand miteinander zu beleben und zu kräftigen, so hofft es auch mit voller Zuversicht, in allen Kreisen des deutschen Volkes und besonders auch bei unserer heranwachsenden gebildeten Jugend eine begeisterte Aufnahme zu finden!**

Erschienen ist soeben der 1. Band, enthaltend:

Deutschlands Mißhandlung durch Ludwig XIV. (1672—1714),

ferner der 9. u. 10. Band, enthaltend:

Die Befreiungskriege 1813, 1814 und 1815.

Diese 3 Bände dürften sich vorzüglich zu einem Weihnachtsgeschenke eignen, das dann in den folgenden Jahren beliebig ergänzt werden kann!

Deutschlands Kriege
von Fehrbellin bis Königgrätz.

Eine vaterländische Bibliothek

für das

deutsche Volk und Heer.

Von

Carl Tanera,
Hauptmann z. D.

 Erster Band. Deutschlands Mißhandlung durch Ludwig XIV.

1672—1714.

München.
C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck).
1891.

Deutschlands Misshandlung

durch

Ludwig XIV.

(1672—1714)

von

Carl Tanera,

Hauptmann z. D.

Mit 3 Karten und 3 Schlachtplänen.

München.
C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck).
1891.

C. H. Beck'sche Buchdruckerei in Nördlingen.

Vorwort.

Die furchtbaren Wunden, welche der dreißigjährige Krieg unserem teuern Vaterlande geschlagen, waren noch nicht verheilt, da jagte die entsetzliche Kriegsfurie von neuem sengend, plündernd und mordend über die deutschen Gefilde.

Die Willkür und Raubgier des französischen Königs Ludwigs XIV. waren es, welche über einen großen Teil unseres deutschen Vaterlandes ein Elend brachte, so schrecklich, wie man es seit der Zeit der Hunnen nicht mehr gekannt!

Und das Deutsche Reich mußte dies dulden, mußte reiche Provinzen von sich abreißen, mußte sich in den Staub treten und mißhandeln lassen! Doch nicht etwa, weil es zum Widerstand zu schwach gewesen wäre und einem mächtigeren Feinde erlag, nein, weil es gegen sich selbst wütete, weil seine Fürsten in Uneinigkeit sich unter einander bekriegten und ihre Sonderziele höher als das Interesse des Ganzen stellten, weil vor allem auch sein Kaiser mehr Hauspolitik als Reichspolitik trieb, und endlich weil auch das deutsche Volk im ganzen noch nicht einheitlich fühlte und dachte, — kurz weil eben Deutschland noch nicht Deutschland war. Deshalb, nur deshalb konnte unser Vaterland ein Mann, der in starker Hand alle Hilfsmittel eines mächtigen reichen Landes vereinigte und sie ohne

Gewissensbisse zur Beraubung seiner Nachbarn anwendete, auf so barbarische Art vergewaltigen, wie es Ludwig XIV., König von Frankreich, zu Ende des 17. und zu Anfang des 18. Jahrhunderts that.

Mit Schmerz und Ingrimm lesen wir Deutsche von heute die Geschichte jener Zeit, die aber lehrreich wie wenig andere Perioden der deutschen Geschichte für uns ist. In blutiger Flammenschrift leuchtet uns auch aus den nachfolgenden Blättern die Wahrheit entgegen, daß es allein die Zwietracht, der Sondergeist, die Eifersucht unter den deutschen Stämmen und Staaten ist, der wir jene bitteren Erfahrungen verdanken. Nun aber hat der Krieg von 1870/71 die alte Schmach gesühnt. Und nicht möglich ist ihre Wiederkehr, solange der Geist der Einigkeit, der uns im Jahre 1870 beseelte, unter uns lebt. Diesen Geist zu stärken, — dazu soll uns die Erinnerung an jene traurige Zeit helfen, welche die nachfolgenden Blätter schildern.

Bernried am Starnberger See, im September 1890.

Tanera, Hauptmann z. D.

Inhalt.

Erster Teil:

Die Raubkriege Ludwigs XIV. gegen Spanien, Holland und Deutschland bis zum Frieden von Ryswyck. Die Wegnahme von Elsaß und Straßburg und die Verwüstung der Pfalz. (1672–1696).

Zweiter Teil:

Der spanische Erbfolgekrieg (1701–1714).

Erster Teil.

Die Raubkriege Ludwigs XIV.

gegen Spanien, Holland und Deutschland bis zum Frieden von Ryswyk,

die Wegnahme von Elsaß und Straßburg

und

die Verwüstung der Pfalz.

(1672—1696.)

I.

Die Kämpfe in Deutschland bis zum Frieden zu Vossem

1672—Juni 1673.

Man schrieb 1672. Über die Hundebrücke, da wo jetzt die Schloßbrücke steht, gingen durch den Lustgarten nach der Bibliothek des kurfürstlichen Residenzschlosses zu Berlin — sie lag an der Stelle des heutigen Doms — langsamen Schrittes in lebhafter Unterhaltung zwei Herren, der eine seiner Tracht nach ein höherer Beamter des kurfürstlichen Hofstaates, der andere ein junger Offizier der Leibtrabanten Friedrich Wilhelms des Kurfürsten von Brandenburg.

„Ist Ludwig XIV. von Person ein wirkliches Genie, ein wahrhaft großer Mensch," frug der letztere, „oder geben ihm nur seine Schmeichler den Beinamen ‚der Große'?"

„Wenn das Genie eines Königs in der Kunst zu imponieren besteht, so ist König Ludwig ein Genie," erwiderte der andere der beiden Spaziergänger. „Der französische König versteht wenigstens meisterhaft, jedermann klar zu machen, daß er zum Herrschen geboren sei, und daß es keinen anderen Willen im Staate gäbe als seinen. ‚L'état c'est moi' erklärte er und weiß es auch durchzuführen. Sein Ziel ist, die französische Krone zum höchsten Glanze zu erheben, und diesem strebt er

mit großer Willensfestigkeit nach, ohne in der Wahl seiner Mittel irgendwelche Peinlichkeit zu verraten. Jung, hübsch, mutig, mit der Haltung und den Formen, welche ihm das stolze Bewußtsein seiner Würde eingeben, gelang es ihm auch, den Hof, den Adel, sogar das ganze Volk von Frankreich so für sich einzunehmen, daß er zur Zeit wirklich mit unumschränkter Macht in seinem Lande herrscht und dessen reiche Hilfsquellen aller Art in seiner Hand hält. Da er alles einheitlich zur Durchführung seiner Pläne verwenden kann, wird er auch Fürsten, deren Länder weit größer sind als Frankreich, insbesondere aber dem so jammervoll zerrissenen Deutschen Reiche mit seinen stets miteinander hadernden unzähligen Herrschern ein sehr gefährlicher Feind sein."

„Mir scheint Ludwig XIV. hiernach doch zweifellos ein Mann von außerordentlicher geistiger Begabung zu sein" erwiderte der Offizier. „Wenn ja auch die Mittel zu so großen Unternehmungen, wie er sie im Sinne hat, in Frankreich vorhanden sein mögen, so müssen sie doch beschafft und richtig verwendet werden. Dazu gehört Erfahrung, Umsicht, Kenntnisse und organisatorisches Talent."

„Die Hauptsache habt Ihr aber vergessen."

„Was wäre dies, Herr Geheimrat?"

„Glück, mein junger Freund, Glück und die Gewandtheit, es beim Schopfe zu fassen, wenn es sich einstellt. Und eben diese Fähigkeit ist nach meiner Meinung die beste Eigenschaft des französischen Königs. Er hatte das große Glück, in seinen ersten Regierungsjahren durch den Kardinal Mazarin, den schlauen und zielbewußten Sicilianer, nicht nur selbst geschult, sondern überdies auch auf Männer aufmerksam gemacht worden zu sein, welche jene Talente besitzen, die dem Könige selbst abgehen, aber nötig waren, um die französische Monarchie zu dem zu machen, was sie jetzt ist. Dann besitzt er die Willenskraft, diesen Männern unbedingt zu vertrauen, sie gegen alle Hofintriguen zu schützen und auf ihren Rat zu hören. Darin beruht die ganze Größe Ludwigs XIV."

„Ihr sprecht wohl von Turenne und Crequi, Herr Geheimrat?“

„Da sieht man den Soldaten, der meint, nur berühmten Feldherrn sei die Macht eines Staates zu verdanken. Nein, ich meine andere: Colbert und Louvois.“

„Den zweiten hörte ich nennen. Es ist der Kriegsminister Ludwigs XIV. Aber wer ist denn der erste?“

„Der Vater des nervus rerum. Was das bedeutet, wißt Ihr wohl?“

Lachend erwiderte der Offizier: „Nur zu genau, weil er mir so oft fehlt, der nervus rerum, das liebe Geld.“

„Ja seht Ihr, so erginge es dem französischen Könige ohne seinen Colbert auch. Ohne ihn befänden sich die Finanzen seines Landes noch in der gleich mißlichen Lage, wie unter den Blutsaugern Ludwigs XIII., welche Frankreich ausbeuteten und doch der Krone keine Mittel flüssig machten. Colbert aber hat durch neue Finanzeinrichtungen die Einnahmen Frankreichs so sehr gesteigert, daß der Minister Louvois mit den ihm daraus zur Verfügung gestellten Geldern einerseits und einem hervorragenden Sinne für Ordnung und Disziplin anderseits seinem Könige die großen, gut organisierten, vortrefflich ausgerüsteten und tüchtig ausgebildeten Heere schaffen kann, mit denen er seine Raubkriege führt, und von denen wir bald genug eines gegen unser geliebtes Brandenburg marschieren sehen werden.“

„Schadet nichts, Herr Geheimrat. Dann hauen wir geradeso auf Franzosen wie anno 1656 bei Warschau auf Polen und Tartaren. Sollte mich nur freuen, wenn's wieder einmal etwas Ordentliches zu thun gibt. Das ewige Exerzieren und Auf-die-Wache-ziehen der letzten 12 Friedensjahre habe ich herzlich satt.“

„Ja, ja. So denkt, Gott sei Dank, unser ganzes braves brandenburgisches Kriegsvolk. Aber, aber —!“

„Was denn aber, Herr Geheimrat?“

„Wenn nur nicht der Feinde zu viele werden! Wißt Ihr, lieber Freund, draußen im Reiche sieht es mit dem Verständnis

für die deutsche Sache recht erbärmlich aus. Nur zu viele der deutschen Fürsten ließen sich durch den Glanz des französischen Hofes blenden, durch französische Gelder, Titel, Orden kirre machen oder durch die Erfolge der französischen Heere gegen den Papst, die Korsaren, die Türken, Spanier, Engländer u. s. w. einschüchtern, und sie alle werden sich auf die Seite unserer Gegner stellen. Selbst vom Kaiser Leopold I. munkelt man, daß er sich durch einen geheimen Vertrag mit Ludwig XIV. verpflichtet habe, den Holländern jetzt keinen Beistand zu leisten."

„Nicht möglich! Sollte man denn in Wien wirklich ganz vergessen haben, wie vor zwei Jahren im August 1670 hinterlistigerweise und mitten im Frieden derselbe Ludwig XIV. Lothringen durch Marschall Crequi überfallen und dem deutschen Reiche wegnehmen ließ, indem er den mit dem Kaiser verbündeten Herzog Karl verjagte und sein wehrloses Land ohne weiteres Frankreich einverleibte? Nein, wahrlich, nicht möglich!"

„Mein junger Freund," erwiderte der Staatsmann, „Sie übersehen die Kunst der französischen Diplomatie, die mit ihrem Golde allerorts, und nicht am wenigsten in der allernächsten Nähe der kaiserlichen Hofburg thätig ist. Ist es den Franzosen ja doch schon gelungen, sogar protestantische Reiche, wie England und Schweden, von ihrem alten und natürlichen Bündnis mit dem ebenfalls protestantischen Holland zu trennen und in ihren Sold zu bringen. In Deutschland hinwiederum aber sind es die katholischen Herren, die der schlaue Minister Ludwigs XIV. in seinen Sold zu bringen wußte. Die sauberen Brüder Fürstenberg sind die treuesten Diener Frankreichs mitten im Herzen von Deutschland. Mit ihrem geistlichen Einflusse haben sie es zuwege gebracht, daß bereits der Kurfürst-Erzbischof Max Heinrich von Köln sich offen für Ludwig XIV. erklärt und ein Schutz- und Trutzbündnis mit ihm geschlossen hat. Ebenso der Bischof von Münster. Auch die Parteinahme der Bayern für die Franzosen scheint gewiß zu sein. Da mochte die Sache dem Kaiser Leopold wohl zu gefährlich dünken und deshalb wird das Gerücht von jenem geheimen Vertrage seine Richtigkeit haben."

„Dann geht ja alles gegen die armen Holländer los?"

„Es scheint so und ich fürchte sehr, daß der große Brand, der in den Niederlanden ausbricht, auch bei uns zündet. Wir sind ja in Cleve die nächsten Nachbarn, so daß das Kriegsfeuer uns gar nicht verschonen kann."

„Um so besser. Dann hat unser hoher Herr nicht lange die Qual der Wahl, sondern muß losschlagen. Ihr glaubt gar nicht, Herr Geheimrat, wie ich mich freue, gegen die Welschen ausreiten zu können."

„Seid Ihr denn auch gewiß, daß es gegen die Welschen geht? Am Ende sollen auch unsere Völker ins Holländische rücken, um an der beabsichtigten Räuberei teilnehmen zu können."

„Das meint Ihr doch wohl nicht im Ernste? Neben der Frage wegen des Länderraubes, bei dem es die Franzosen und ihre Verbündeten auf Cleve ebensogut abgesehen haben, wie auf die Niederlande selbst, kommt für unsern gnädigsten Herrn, dessen ehrlichen Sinn wir kennen, doch in erster Linie auch die Religion in Betracht, die ihn zum Verbündeten Hollands macht. Diese Rücksicht allein schon würde für unsern Kurfürsten entscheidend sein, für die Generalstaaten einzutreten, mit deren Statthalterhaus er ja überdies verschwägert ist."

„Alles zugestanden. Es gibt aber noch einen Grund, der uns vielleicht zwingt, den Degen in der Scheide stecken zu lassen. Das sind die Schweden. Diese haben es unserem Kurfürsten noch lange nicht vergessen, daß er für die anno 1656 ihrem König Karl X. Gustav gegen die Polen geleistete Hilfe und insbesondere für die Verdienste, die er sich in der dreitägigen Schlacht zu Warschau erwarb, endlich die völlige Unabhängigkeit und Souveränität unseres Herzogtums Preußen von dem Königreich Polen durchsetzte. Sie lauern nur darauf, uns von Pommern her in den Rücken zu fallen."

„So machen wir kehrt und ziehen gegen Schweden vom Leder."

„Ja, lieber Freund, Ihr redet leicht, und ich freue mich, daß Ihr so unverzagt gar nicht die Zahl der Feinde erforscht.

Wißt Ihr aber auch, ob alle Euere Kameraden ebenso denken und haltet Ihr denn unsere Kriegsvölker einer so gewaltigen Übermacht, wie sie voraussichtlich gegen uns auftreten wird, gewachsen?"

„Mit Verlaub, Herr Geheimrat! Da kann ich Euch ein Lichtlein anzünden. Müßt ja nicht denken, daß die kurfürstlich brandenburgischen Truppen aussehen wie die reichsständischen. Oder glaubt Ihr etwa, daß noch die alten Zustände von anno 22 herrschen, wo man Schuster, Schneider, Schulmeister*) und andere Handwerker auf die Pferde gesetzt, die Kerls buntscheckige Kleider und Zipfelpelze trugen, die Dragoner nicht reiten und die Wybranzen**) nicht fechten und schießen konnten? Das Heer, das unser gnädigster Kurfürst durch seine eiserne Willenskraft und sein staatsmännisches und soldatisches Genie geschaffen hat, sieht anders aus. Wir haben jetzt statt der 6000 Mann von anno 50 ein Heer von fast 60 Kompanien zu Roß, 24 Kompanien Dragoner***), mehr als 50 Kompanien zu Fuß und 18 Kompanien Wybranzen. Das sind etwa 12,000 Mann. Die können leicht auf 25—30,000 erhöht werden. Die Hauptstärke unserer Völker liegt aber nicht in der Zahl, sondern in der Tüchtigkeit ihrer Ausbildung, Bewaffnung, Organisation. Statt des Gesindels aus aller Herrn Länder stehen jetzt bei unsern Fahnen zumeist Landeskinder und zwar in erster Linie Märker, Pommern und Preußen. Fremde Offiziere haben wir fast keinen mehr. Dagegen sind die Angehörigen unserer ältesten Familien, so die Bredow, Zastrow, Rochow, Pfuel, Bomsdorf, Görtze, Quast, Sydow, Wallendorf, Marwitz, Mörner, Below, Hohendorf und wie sie alle heißen, stolz, ihre Söhne bei den brandenburgischen Kompanien zu wissen. Ebenso unsere Mannschaften.

---

*) So berichteten 1622 die mit der Heeresmusterung betrauten Kommissare.

**) Fußknechte.

***) Die Dragoner waren eine Mittelwaffengattung, die teils als leichte Reiterei, teils als leichte Infanterie kämpfte.

Und was für Kerls sind es auch! Ihr solltet einmal so ein ordentliches Pelotonfeuer, das unser gnädigster Herr vor kurzem einführte, sehen. Dem widersteht keine Truppe der Welt und sei es die Leibgarde Ludwigs XIV. selbst. Und erst unsere Kompanien zu Roß! Wie so ein brandenburgischer Kürassier, Leibtrabant oder sogar Dragoner zu Pferde sitzt, wie er zu hauen und zu stechen versteht, und vor allem, wie er mit Leib und Seele brandenburgisch denkt und bereit ist, gegen den Teufel selbst anzureiten, wenn unser gnädigster Kurfürst es befiehlt, davon ahnt Ihr Herrn von der Schreibstube gar nichts. Dafür wissen unsere Leute aber auch, daß ihnen jederzeit ihr Recht wird. Sie erhalten reichlich Nahrung, sind gut und so hübsch gekleidet, daß die Mädels sich die Hälse verdrehen, wenn ein Leibtrabant vorübergeht oder vorüberreitet, der Sold wird regelmäßig bezahlt, und seit der Errichtung der Kompanie Blessierter zu Spandau ist für jeden, der im Dienst ein Krüppel wird, ausreichend gesorgt. Daher der vorzügliche Geist in unseren Kompanien. Und solche Truppen meint Ihr, Herr Geheimrat, könnten es nicht mit ungezählter Übermacht aufnehmen? Ihr irrt Euch, sag ich, und jeder brandenburgische Offizier wird Euch dasselbe sagen."

„Brav, brav, mein junger Freund. Freut mich, daß Ihr so in Feuer geraten seid und so begeistert für das Heer unseres gnädigen Herrn Euch ins Zeug legt. Habt recht! Unsere Truppen, geführt von einem Feldherrn wie Kurfürst Friedrich Wilhelm, gleichen gewiß eine große Überzahl der Welschen und ihrer Verbündeten aus. Dennoch wird es ein schwerer, langwieriger Krieg werden."

„So glaubt Ihr also sicher, daß es für uns zum Schlagen kommt?" frug gespannt aufhorchend der junge Offizier.

„Unter uns gesagt, ja! Unser Kurfürst läßt seinen Neffen, den Prinzen Wilhelm III. von Oranien, auf den er sehr viel hält, nicht im Stich. Die Generalstaaten haben in ihrer Not soeben dem jungen Prinzen, trotzdem er erst 22 Jahre alt ist,

die in dem Geschlecht der Oranier erbliche, aber seit Wilhelm II. Tod ruhende Würde eines Generalkapitäns verliehen und sich dadurch auch unsern Kurfürsten verbunden. Was aber den französischen König betrifft, so will der nun einmal die Niederlande, welche an die erst den Spaniern abgenommenen Teile des nördlichen Frankreichs grenzen, seinem Reiche einverleiben, wenn auch aus keinem andern Grunde als aus Raublust. Nur zu willig hörte er auf die langjährigen Bestürmungen von seiten seines saubern Kriegsministers Louvois und der Marschälle Crequi und Turenne, die auf Beute und Ruhm hoffen. Die Zeit zum Losschlagen scheint den Herrn Franzosen aber gerade günstig, weil die Niederländer unter sich in Zwietracht geraten sind. Es stehen sich daselbst ja seit langem zwei Parteien gegenüber, die Partei der Aristokraten, die französisch gesinnt sind, und deren Haupt der Ratspensionär de Witt ist, und die demokratische Partei, an deren Spitze von Alters das Haus der Oranier steht; die Gegensätze aber zwischen diesen beiden Parteien sind gerade jetzt sehr heftig entbrannt. Die von Frankreich vorgeschobenen Gründe des Angriffs auf die Generalstaaten freilich sind geradezu lächerlich. Aber der Wolf hat auch das Lamm angeklagt, es hätte ihm das Wasser getrübt, obwohl das unschuldige Tier stromabwärts von der Bestie stand. Ludwig XIV. gibt an, das Benehmen der Generalstaaten, die ihm selbst und seinen Vorfahren soviel zu verdanken hätten, sei in letzterer Zeit derart gewesen, daß es gegen seine Würde verstoße, es länger zu dulden. Dies sagt er, während sich de Witt in niedriger Kriecherei vor Frankreich auf den Bauch legt! Was aber England anlangt, so behauptet es zwar, die Niederländer hätten in Ostindien und Surinam Bedrückungen dort lebender Engländer begangen und die Verbreitung von Denkmünzen und Schriften, welche die Person König Karl II. von England verhöhnten, gestattet; jedermann weiß aber, daß der letztere für sein Bündnis von Ludwig XIV. bezahlt wird! Nachdem die beiden großen Wölfe auf das holländische Schaf losstürzten, sprangen aber sofort auch die zwei kleinen Kläffer hinzu, der Kurfürst von Köln und der Bischof

von Münster, und erklärten den Generalstaaten ebenfalls den Krieg, angeblich wegen der freilich schon vor 40 Jahren erfolgten Besetzung von Rheinberg. In Wirklichkeit sind sie ebenfalls durch französisches Geld bestochen und hoffen einen Happen von dem, wie man meint, bald zerrissenen Schaf zu erwischen."

„Da kann sich ein ehrlicher Soldat ja nur freuen, wenn unsere brandenburgischen Fäuste den Wölfen so aufs Maul hauen, daß ihnen der Appetit vergeht! Was ich dazu helfen kann, daran soll's nicht fehlen."

Bei diesen Worten waren die Herrn ans Ziel gelangt. Während der Offizier respektsvoll grüßte und seinen Weg verfolgte, eilte der Geheimrat mit schnellen Schritten die Stufen der Bibliothek hinauf und verschwand hinter einer großen geschnitzten Thüre.

Der kurfürstliche Geheimrat, dessen Gespräch mit dem Leibtrabantenoffizier wir soeben belauschten, war einer von jenen, die den Anschluß an die stammverwandten, der gleichen Religion ergebenen Holländer mit allem Eifer vertraten. Leider hatte er wenig gleichdenkende Kollegen. Die Mehrzahl derselben, insbesondere der Präsident des Geheimenrates, Freiherr von Schwerin, sowie dessen starker Anhang stimmte, teils aus Abneigung wider den zwar Frankreich gegenüber bis zum Übermaß devoten, sonst aber hochmütigen Leiter der holländischen Politik, Johannes de Witt, teils aber auch aus Furcht vor den gewaltigen französischen Rüstungen, für ein Bündnis mit Ludwig XIV. Bedeutende dem Kurfürsten seitens Frankreichs gemachte Geldanerbietungen unterstützten ihre Bemühungen. Dagegen eiferte eine andere auch sehr starke Partei, zu der in erster Linie die Militärs gehörten, für den Krieg gegen Ludwig XIV. und seine Verbündeten. Nicht vergeblich sprachen sich der Generalfeldmarschall Derfflinger und der Generallieutenant Fürst Georg von Anhalt-Dessau, die beiden an der Spitze des preußischen Heeres stehenden Führer, von denen der erstere, ein protestantischer Bauernsohn aus Niederösterreich, im schwedischen Heeresdienst empor-

gekommen und seit dem westfälischen Frieden in das preußische Heer eingetreten war, um dessen Ausbildung er sich die größten Verdienste erworben hatte, in diesem Sinne aus. Allein ausschlaggebend war und blieb doch der Entschluß des Kurfürsten Friedrich Wilhelm selbst, und der erklärte, zum Schutze der wahren christlichen reformierten Religion, die allenthalben in Gefahr stehe, und der teuer erkauften Freiheit ihrer beiderseitigen Lande und Leute mit der holländischen Republik ein Defensivbündnis eingehen zu wollen, was für Anerbietungen ihm auch von der Gegenpartei gemacht würden.

Schon hier zeigte dieser Monarch, daß ihn keinerlei Verlockungen von dem Wege abbringen konnten, den er zum Heile Brandenburg-Preußens für den richtigen hielt. Er blieb bei seinem hochherzigen Entschluß sogar dann, als der eigens an ihn geschickte französische Gesandte St. Géran für die Teilnahme am Kriege gegen die Republik die höchsten Geldsummen und für die bloße Neutralität außer der Räumung der Cleveschen Festungen jährlich die für damalige Zeit sehr bedeutende Summe von 200,000 Thalern bot, und ungeachtet der Gefahr, welche ihm von dem benachbarten Schweden, welches, wie wir schon erfahren haben, ebenfalls im französischen Solde stand, drohen konnte. Dies ist um so bewundernswerter, als anderseits die Generalstaaten auf das kleinlichste um jeden Thaler feilschten, den sie als Subsidiengelder für die brandenburgischen Hilfstruppen zahlen sollten.

Kurfürst Friedrich Wilhelm mit seinem weiten Blicke erkannte eben, daß er, da sein Land über das ganze nördliche Deutschland vom Niemen bis zur Maas verteilt war, bei dem ausbrechenden Kriege, in den fast alle seine Nachbarn verwickelt wurden, nicht neutral bleiben konnte. Ferner war ihm klar, daß es für die Sicherheit des evangelischen Glaubensbekenntnisses gegenüber den mächtigen reinkatholischen Staaten schlimm aussehe, wenn einer der wenigen durchaus evangelischen Staaten, Holland, durch die große Übermacht völlig niedergeworfen werde. Darum ließ er sich durch naheliegende Vorteile nicht blenden

und wählte den zwar gefährlicheren, aber für die Folge unendlich viel lohnenderen Weg, wodurch er den Grund dazu legte, daß sich Brandenburg-Preußen von einem untergeordneten Teilstaate des deutschen Reiches zu einem Staate von europäischer Bedeutung und endlich zu einer Großmacht und zum Grundstein des mächtigsten Reiches der Welt, des neuen deutschen Kaiserreiches unter dem Scepter der Hohenzollern, erhob.

Am 7. April 1672 hatten Frankreich und England den Krieg an die Generalstaaten erklärt. Nunmehr sammelten sich gewaltige Heere, um in die Niederlande einzurücken, im ganzen 150,000 Mann; von diesen standen 80,000 Mann dem Namen nach unter Ludwig XIV. selbst und dem Herzog von Orléans, in Wirklichkeit aber unter dem Marschall Turenne, dem ersten Heerführer, den Frankreich damals hatte, der schon im 30jährigen Krieg bei Allerheim den Sieg an Frankreichs Fahnen geheftet hatte und erst wenige Jahre zuvor auf König Ludwigs Wunsch von dem protestantischen Glauben, dem er bis dahin angehört hatte, zum Katholizismus übergetreten war; 50,000 standen unter dem nicht weniger berühmten Marschall Prinz Condé, genannt der große Condé, und 20,000 Mann unter Graf Chamilly, da sich der Marschall Crequi weigerte, Turenne unterstellt zu werden. Die Armee sammelte sich an der Sambre und bei Sedan. Ein IV. Korps, je 18,000 Mann von Köln und Münster, über das der sitten- und charakterlose Marschall Herzog von Luxemburg die Oberaufsicht führte, stand unter den Landesherrn der betreffenden Truppen in Reserve. Diesen 180,000 Mann konnten die Niederländer anfangs nur etwa 30,000 entgegenstellen. Durch die energischen Bemühungen des Generalkapitäns der Niederlande, des jungen Prinzen von Oranien, wurde diese Stärke zwar bald auf 52,000 Mann erhöht, allein die Leute waren schlecht diszipliniert, ungeübt und von Anfang an nicht siegeszuversichtlich. Auch der junge Oberbefehlshaber, später wenn auch nicht einer der glücklichsten, so doch einer der bedeutendsten Feldherrn seiner Zeit, hatte noch keine Proben seiner Befähigung abgelegt und wurde überdies von den auf ihn eifersüchtigen Regierungs-

vertretern in seinem freien Handeln sehr beschränkt. Trotz seines großen Reichtums standen also die Dinge für Holland recht schlecht und als noch dazu die feindlichen Truppen ohne besondere Schwierigkeiten in den Niederlanden einrückten, stieg die Bestürzung aufs höchste. Bald genug hieß es sprichwörtlich allenthalben: „Holland in Not". Nur zur See hatten die Generalstaaten nichts zu befürchten, denn ihre mächtige Flotte von 91 Linienschiffen unter der Führung des geschickten und erfahrenen Admirals de Ruyter konnte es getrost mit der vereinigten französisch-englischen Flotte aufnehmen.

Unter solchen Umständen mußten die Holländer den Krieg im Jahre 1672 verteidigungsweise führen. Sie beschränkten sich darauf, ihre zahlreichen Festungen zu verteidigen. Wäre es nach dem Kopfe des alten, erfahrenen und energischen Marschalls Turenne, sowie des schneidigen Prinzen Condé gegangen, so hätte ihnen dies nicht viel genützt, denn es stand auf Spitz und Knopf, daß diese beiden kühnen Heerführer sich auf Amsterdam selbst stürzten. In raschem Siegeslaufe hatten die Mitte und der rechte Flügel der verbündeten Feinde der Generalstaaten die Festungen Orsoy, Büderich, Rheinberg, Wesel, Rees, Emmerich, Deutichem und Groll zur Übergabe gezwungen und bei Tolhuis den Rhein überschritten. Hier war es zu einem Gefechte gekommen, in dem es sich doch zeigte, daß das persönliche Erscheinen Ludwigs XIV. einen mächtigen Einfluß auf die französischen Truppen ausübte. Ein Bauer aus Nieder-Elten verriet dem Prinzen Condé eine Furt über den Rhein. Dieser beschloß, sofort mit Reiterei dort überzugehen, und erhielt hierzu die Erlaubnis des Königs. Anfangs wollte die Sache nicht recht in Zug kommen. Es ertranken zahlreiche Kürassiere des Regiments des Obersten Rennel. Ebenso der Graf von Nogent mitsamt seinem Pagen. Außerdem warfen die tapfern Friesen, sowie die holländischen Reiter des Feldmarschalls Würz die ersten, unter Major von Langallerie übergegangenen Kürassiere wieder in den Rhein zurück, konnten jedoch wegen des Feuers von 12 französischen, auf dem linken Rheinufer aufgestellten

Geschützen den Gegner nicht weiter verfolgen. Immerhin war eine Stockung im Angriff eingetreten. Da erschien Ludwig XIV. mit seinem großen, glänzenden Gefolge. Nun stürmten die „maison du roi“ und zahlreiche Freiwillige vor. Unter ihnen setzten der Prinz Condé selbst, der Herzog von Enghien, der Graf von Guiche, der Herzog von Longueville, der Prinz von Marsillac, der Marquis von Guitry und andere vornehme Generale und Hofkavaliere über den Fluß, die holländischen Reiter und die friesischen Schützen wurden geworfen, die Verschanzung auf dem rechten Ufer erstiegen und die Übergangsstelle vom Feinde gründlich gesäubert. Mehrere der hohen Herrn büßten ihren Eifer mit dem Tode, Prinz Condé selbst wurde verwundet. Auf einer nunmehr geschlagenen Schiffbrücke führte das Heer den Übergang aus, der Marsch in das Herz des feindlichen Landes war frei.

Unaufhaltsam drang nun Marschall Turenne, der nach Condés Verwundung den gesamten Oberbefehl erhielt, vorwärts. Arnheim, Doesburg, Deventer, Zwolle, Zütphen, Fort St. André, Fort Voorne und Thiel fielen rasch nacheinander in die Hände der Franzosen, und am 30. Juni 1672 unterwarf sich die ganze Provinz Utrecht dem Könige. Er zog feierlich in die Hauptstadt ein. Unterdessen hatte Graf Chamilly die Städte Gennep und Grave erobert; Turenne bezwang die Festungen Nymwegen und Crêvecoeur. Weiter öffneten die festen Städte Kampen, Elburg, Wageningen, Vianen, Woerden und andere den Franzosen ihre Thore, und feindliche Reiter erschienen in Naarden, dicht vor Amsterdam, weithin alles in eine Wüste verwandelnd.

Nun hieß es erst recht: „Holland in Not“. Da rettete ein heldenmütiger Entschluß des Prinzen von Oranien die Hauptstadt. Er ließ die Deiche durchstechen, alle Schleußen öffnen und dadurch das ganze Land um Amsterdam herum überschwemmen. Jetzt war man sicher, daß wenigstens bis zum Eintritt des Frostes sich kein Feind der Hauptstadt nähern könne, zumal da Admiral de Ruyter anfangs die englisch-französische Flotte fernhalten konnte, und später eine versuchte

Landung der Engländer durch Sturm und hohe Flut verhindert wurde.

Nun vollzog sich in Holland selbst ein politischer Umschwung. Das Volk sagte sich unter dem Druck der furchtbaren Not von den geschworenen Feinden der Oranier, von den Brüdern Johannes und Cornelius de Witt los, denen es mit Recht vorwarf, daß ihre Eifersucht gegen den Statthalter die holländische Landmacht habe verkommen lassen und daß ihre franzosenfreundliche Politik das ganze Unglück verschuldet habe, der Generalkapitän Prinz Wilhelm von Oranien wurde auch zum Statthalter Hollands ernannt, und schließlich fielen sogar die beiden Brüder de Witt der Volkswut zum Opfer, wurden auf scheußliche Weise ermordet und sogar noch als Leichen mißhandelt. Von da an hatte Prinz Wilhelm freie Hand und machte nun gewaltige Anstrengungen zur Fortführung des Krieges. Zunächst lehnte er die übermäßig harten Friedensbedingungen der siegreichen Franzosen ab. Da sich aber der Kampf in die Länge zu schieben schien, bekam Ludwig XIV. das Feldleben satt. Trotzdem man einen fast endlosen Troß mit allen möglichen Bequemlichkeits- und Luxus-Gegenständen mitgeschleppt hatte, war das Herumziehen im Feindesland für den verweichlichten König und die verwöhnte „maison du roi" doch sehr strapaziös und man sehnte sich nach dem üppigen Versailles mit seinen Vergnügungen und Genüssen zurück. Der König übergab daher den Oberbefehl dem Herzog von Luxemburg und kehrte mit seinem Gefolge und Troß nach Frankreich zurück.

Viel nützte dies den armen Holländern nicht. Die französische Übermacht blieb im Lande, und trotz der Umsicht und Thatkraft, durch welche der junge Prinz von Oranien seiner Jugend ungeachtet sich im höchsten Maße auszeichnete, konnte derselbe nichts Maßgebendes gegen sie erreichen. Zuerst versuchte er, die Mitte der Stellung des Herzogs von Luxemburg durch einen Angriff auf Woerden zu sprengen und dadurch den Feind zum Rückzug zu zwingen. Er wurde aber abgewiesen.

Dann umging er den linken feindlichen Flügel, drang bis an die Maas vor, mußte aber nach verschiedenen verlustreichen Gefechten trotz der gerade hier von ihm bewiesenen glänzenden Feldherrnkunst und des braven Verhaltens seiner Truppen infolge des eingetretenen Winters nach Holland zurückkehren, ohne seinen Zweck, die Vereinigung mit den deutschen Verbündeten, erreicht zu haben.

Schon am 6. Mai war nämlich der Bündnisvertrag Hollands mit dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg geschlossen worden; er verpflichtete sich, gegen Zahlung von Subsidiengeldern ein Heer von 16 Regimentern Reiterei, 12 Regimentern Fußvolk, sowie 50 Geschützen, zusammen 22,000 Mann aufzustellen und nach Ablauf von zwei Monaten mit seiner ganzen Armee gegen die Franzosen und deren Verbündete „feindlich zu agieren". Nachdem freilich Holland inzwischen vollständig in fremde Hand gefallen war, würde ein einfaches Losschlagen dem Kurfürsten die größte Gefahr gebracht haben. Diejenigen Staaten, auf deren Beihilfe er vielleicht rechnen konnte, Braunschweig, Dänemark, Kursachsen und die rheinischen Kurfürsten, waren ja fast alle nach den überraschend schnellen Kriegserfolgen der Franzosen mehr wie lau geworden. Um so bestimmter traten überall die französischen Gesandten auf und verlangten Klarheit über die Frage „Freund oder Feind". Erschien also eine Vereinigung mit den von den Franzosen umfaßten Truppen der Holländer nahezu ausgeschlossen, so durfte der Kurfürst dagegen sicher sein, schon bei seinem Vormarsch durch Deutschland überall sich den Weg durch französische Verbündete verlegt zu sehen, in Holland selbst aber schließlich auf eine gewaltige Übermacht der Franzosen zu stoßen.

Was war unter diesen Umständen zu thun?

Der Kurfürst Friedrich Wilhelm erkannte das Richtige und handelte darnach: „Gewinnung von Verbündeten" war die Losung für ihn. Zunächst gelang es ihm, den Kaiser Leopold I., welcher die Beweise erhalten hatte, daß trotz seines Bündnisses mit Ludwig XIV., dieser die ungarischen Rebellen unterstützte,

auf seine Seite zu ziehen, und ihn zur Aufhebung des unklugen Vertrages, den er im November 1671 mit Frankreich geschlossen hatte, zu überreden. Schon am 23. Juni 1671 kam der neue Vertrag, demzufolge 12,000 Mann kaiserlicher Truppen zu den Brandenburgern stoßen sollten, zu stande, und zwar wurde dem Kurfürsten die Führung über die vereinigten brandenburgisch-kaiserlichen Truppen übertragen. Letztere befehligte aber der Graf Montecuccoli, der in der Schlacht bei St. Gotthard gegen die Türken sich den Ruf eines großen Feldherrn erworben hatte. Der war er auch wirklich. Das jedoch wußte der Kurfürst freilich nicht, daß dieser Mann auch ein großer Intrigant war, der sich mehr an die geheimen Winke aus Wien, als an das naturgemäße allgemeine Kriegsziel „Schädigung oder Vernichtung der feindlichen Streitmittel" hielt. Diese Winke schrieben ihm aber vor, den Krieg schonend gegen die Franzosen zu führen, um dem Kaiser für alle Fälle freies Spiel zu lassen, und hatten ihren Ursprung in den Geldern, mit denen der Leiter der österreichischen Politik, der Fürst von Lobkowitz, von Frankreich bestochen war. Zugleich erhob allerdings auch von Osten her schon wieder die Türkengefahr drohend ihr Haupt gegen Wien, so daß es einigermaßen erklärlich ist, wenn sich der österreichische Kaiser nicht auch im Westen zu sehr einlassen wollte.

Dem Bunde des Kaisers schloß sich auch Spanien an, welches richtig erkannte, daß der Untergang Hollands auch die Unterwerfung seiner belgischen Provinz unter Frankreich nach sich ziehen müsse; schon im Juli 1672 rückten unter dem Statthalter der Niederlande, Marquis von Monterey, spanische Truppen in die wichtigen vorbrabantischen Festungen Breda und Herzogenbusch ein und retteten diese dadurch für die Niederlande. Da inzwischen auch Dänemark und Braunschweig dem Bunde beigetreten waren, so standen nunmehr, wenigstens dem Namen nach, Holland, Österreich, Brandenburg, Spanien, Dänemark und Braunschweig gegen England, Frankreich, Schweden, Köln, Münster und eine Reihe anderer deutscher Fürsten im Kampfe,

und war der Krieg ein allgemeiner, man kann sagen ein europäischer geworden.

Sobald Kurfürst Friedrich Wilhelm seine Armee, und zwar in der Stärke von 24,000 Mann, kriegsbereit hatte, marschierte er auf Halberstadt, um sich von hier aus gegen Hildesheim zu wenden. 19,000 Kaiserliche zogen aus Böhmen gegen Erfurt heran. Als man dies im Hauptquartier des Marschalls Herzog von Luxemburg erfuhr, wurde Marschall Turenne gegen die neuen, rechts des Rheins auftretenden Gegner entsendet; doch auch nach Heranziehung der Garnisonen von Wesel, Rees und Emmerich hatte dieser nur 17,000 Mann, was diesen bewährtesten französischen Führer jedoch nicht hinderte, unverweilt gegen das brandenburgisch-kaiserliche Heer aufzubrechen. Und zwar beschränkte er sich nicht darauf, das linke Rheinufer zu verteidigen, sondern rückte den ihm fast dreifach überlegenen Feinden von Wesel aus längs der Lippe nach Westfalen entgegen.

Über dieses Vorgehen Turennes wurden die Verbündeten bald aufgeklärt, nicht aber über die Schwäche seiner Armee. Es gelang im Gegenteil dem Grafen Montecuccoli, bei Friedrich Wilhelm die Meinung hervorzurufen, man werde auf weit überlegene französische Kräfte stoßen. Dann trug der kaiserliche Feldmarschall dem Kurfürsten vor, daß jetzt die Gelegenheit günstig sei, durch Ausweichen in südlicher Richtung nicht nur eine Schlacht mit der französischen Überzahl zu vermeiden, sondern sogar letztere ebenfalls südwärts, also von Holland abzuziehen. Dadurch nütze man den Generalstaaten mehr, als wenn man sich auf einen Kampf, dessen Ausgang unsicher sei, einlasse. Friedrich Wilhelm vertraute der strategischen Autorität Montecuccolis, und man marschierte durch das Hildesheimische nach dem Mittelrhein, mit der Absicht, Köln zu besetzen und eine Vereinigung mit dem Prinzen von Oranien zu erstreben. Dieser sollte versuchen, von der Maas gegen die Mosel vorzudringen.

Mangel an Lebensmitteln, schlechte Wege und anhaltend schlechtes Wetter bewirkten schon große Verluste, ehe man in die Gegend von Wetzlar kam, und erregten Mißmut und Un-

zufriedenheit unter den Truppen. Natürlich war Turenne klug genug gewesen, nicht planlos zu folgen, sondern umzukehren und sich am Rhein und an der Mosel wieder vorzulegen.

Die Nachricht hierüber kam Montecuccoli gerade recht. „Köln kann nun nicht mehr besetzt werden. Auch ist es nicht mehr möglich, den Franzosen bei Koblenz zuvorzukommen. Die rheinischen Kurfürsten, insbesondere der von Trier, verweigern ihre Mithilfe, kurz, es ist das beste, an den Main abzuschwenken und dort zu warten, bis die Verhältnisse sich gebessert haben."

So lauteten seine Einwände gegen das Drängen des Kurfürsten zu energischem Handeln. Als letzterer nicht nachließ, gestand der österreichische Feldherr schließlich ein, daß Kaiser Leopold I. den Franzosen versprochen habe, keine direkten Feindseligkeiten gegen sie zu unternehmen, wenn sie ebenfalls solche unterließen. Wolle man also offenen Bruch, so müsse man eine Gelegenheit abwarten und die Schuld dann auf die Franzosen wälzen. Es drohe aber ein neuer Krieg mit den Türken, in Ungarn sei ein neuer Aufruhr ausgebrochen, und deshalb hätten die zur Verstärkung von seiner, d. h. Montecuccolis Armee abgeschickten Regimenter schon wieder den Rückmarsch nach Wien angetreten. Es sei also jetzt durchaus nicht der geeignete Augenblick, mit den Franzosen anzubinden.

Das waren Überraschungen für den Kurfürsten und seine Umgebung! Und wie schlau war man aus der Nachbarschaft Hollands weggelockt worden! Sollte man sich nun von den Kaiserlichen trennen, nach Westfalen zurückmarschieren und von dort gegen den Rücken der Franzosen in Holland operieren? So wollten es die Abgesandten der Generalstaaten. Aber der Winter stand zu nahe vor der Thür, es war zu spät. Oder auf Koblenz vorgehen und die Besetzung von Köln anstreben? Das ging auch nicht, denn man hatte keine Brücke über den Rhein. So blieb denn nichts übrig, als Montecuccoli zu folgen und nach dem Main abzurücken. Auf diese Weise kam man denn Mitte Oktober 1672 nach Frankfurt am Main.

Dem Kurfürsten ließ es dort keine Ruhe. Er wollte

seinem Versprechen gemäß den Holländern direkte Hilfe bringen, zu diesem Zwecke den Rheinübergang erzwingen und die Vereinigung mit dem Prinzen von Oranien durchsetzen. Alle Bemühungen scheiterten jedoch an Montecuccoli, dessen Rat doch auch für den Kurfürsten noch immer für sehr maßgebend galt.

Unterdessen war Turenne rheinaufwärts marschiert. Er wollte von einer Schlacht nichts wissen, da er seine Schwäche im Verhältnis zu der Zahl der den Verbündeten zur Verfügung stehenden Truppenmacht genau kannte und mit Recht zufrieden sein durfte, den Feind durch seine Bewegungen vom Überschreiten des Rheins abgehalten zu haben. Am 1. November aber kam es dennoch zwischen einem französischen Reitertrupp und dem brandenburgischen Rittmeister von Arnim, der sich mit wenigen Reitern in Nassau befand, zu einem Zusammenstoß. Die Brandenburger wurden geworfen, 16 erschlagen und einige gefangen.

Nun war nach der Meinung des hocherfreuten Kurfürsten und seiner Umgebung der Anlaß, energisch gegen die Franzosen vorzugehen, gegeben. Zugleich liefen neue dringende Bitten der Holländer ein, doch etwas zu unternehmen, und man erfuhr, daß der Prinz von Oranien in kühnem Zuge bis Mastricht vorgedrungen war.

Allein Montecuccoli dachte wieder anders. „Zu gefährlich. Der Prinz Condé hat sich jetzt mit Turenne vereinigt und steht zur Deckung des Elsasses auf dem linken Rheinufer."

Das Zaudern der Verbündeten hatte zunächst zur Folge, daß der Vorstoß des Prinzen von Oranien ohne Nutzen blieb. Nach der vergeblichen Belagerung von Charleroi mußte sich Prinz Wilhelm, der Winterkälte weichend, wieder nach Holland zurückziehen. Dort hatte der Herzog von Luxemburg, als die Überschwemmungen zugefroren waren, Bodegraven und Zammerdam erobert. Leyden und Haag wurden nur durch Tauwetter vor gleichem Schicksal bewahrt.

Das Jahr 1672 ging solchergestalt zwar zu Ende, ohne daß die Franzosen ihren Zweck, die holländische Republik völlig niederzuwerfen, erreicht hatten. Immerhin aber waren ihre

Erfolge dank der geradezu verräterischen Haltung Montecuccolis groß genug, um den Stolz Ludwig XIV. zu rechtfertigen. Mit Ruhm hatte sich Turenne dadurch bedeckt, daß er unter geschickter Benutzung der Zwietracht der Verbündeten durch gewandte Manöver den Feind vom Niederrhein verdrängte und auf diese Art die direkte Unterstützung der Holländer hintertrieb, deren Land inzwischen dem Befehl des Kriegsministers Louvois gemäß in unerhörter Weise gebrandschatzt wurde. Und nicht nur die militärischen Ergebnisse des Jahres 1672 blieben für die Holländer und ihre Verbündeten die ungünstigsten, sondern, was noch schlimmer, auch das gegenseitige Vertrauen hatte gelitten, selbst gegenüber dem Kurfürsten von Brandenburg wußten die Holländer nicht mehr, wie sie daran seien.

Was letzteren betrifft, so war seine Lage infolge der Heimtücke Montecuccolis die bedenklichste geworden. Kursachsen und Schweden drohten, die Bedrängnis Brandenburgs zum Angriff auf dasselbe zu benutzen. Vor allem aber begann nun Turenne einen Winterfeldzug gegen die westfälischen Lande des Kurfürsten, was damals unerhört und daher von dem Kurfürsten auch nicht vorausgesehen war. Schon drangen französische Abteilungen im Cleveschen und in der Grafschaft Mark brandschatzend und Gewaltthaten aller Art verübend ein. Vergebens unternahmen die brandenburgischen Generale Spaen und Eller mit 6000 Mann eine Diversion in die Gebiete des Kurfürsten von Köln und des Bischofs von Münster und rächten sich dort durch Kontributionen und Brandschatzungen für die von den Franzosen in Cleve und Mark verübten Plünderungen. Der Bischof von Münster drang mit Übermacht vor, warf die Brandenburger zurück und nahm die Orte Lünen, Kamen, Unna und Reda weg, indem er zugleich ganz Westfalen brandschatzte.

Nur langsam und sehr bedächtig sammelte sich die brandenburgisch-kaiserliche Armee, um über Wetzlar gegen Köln vorzugehen. Wegen des Frostes aber behauptete Montecuccoli schließlich, den Marsch überhaupt nicht ausführen zu können und verlangte den Rückzug nach Paderborn. Inzwischen aber rückte Tu-

renne in Westfalen mit der französischen Hauptarmee vor. Es half nichts, daß Montecuccoli abberufen wurde, um eine neue 30,000 Mann starke Armee zu übernehmen; an seine Stelle trat der Herzog von Bournonville, der nicht minder zweideutig und dabei auch noch herzlich unfähig war. Man wollte sich zwar endlich aufraffen und marschierte gegen Dortmund. Bei Soest sammelte der Kurfürst seine Regimenter. Rechts standen die Brandenburger, links die Kaiserlichen. Plötzlich am 5. Februar meldeten die Vorposten: „Die Franzosen rücken an". Bald erkannte man, daß Turenne mit seiner ganzen Armee nahe sei. Es war Sonntag. Grimmige Kälte herrschte, Eis und Schnee bedeckten das Gefilde. Trotzdem wehte es wie ein belebender erwärmender Hauch über die Truppen, als sie sich in Schlachtstellung ordneten. Endlich sollte es zum Schlagen kommen, endlich die Kampfbegier der braven Truppen gesättigt werden! Freudig erregt, mit fröhlichem Gesichte und guten Mutes ordnete der Kurfürst alles selbst an und ermunterte Offiziere und Soldaten mit freundlichen Worten. Voll Siegeszuversicht und Selbstvertrauen blickte jeder der entscheidenden Stunde entgegen.

Doch es war wieder nichts.

Der kluge Turenne nämlich hatte es keineswegs auf eine Schlacht mit dem weit überlegenen Gegner ankommen lassen wollen, sondern stellte plötzlich seinen Vormarsch ein, schwenkte links ab und nahm hinter einem großen Graben eine Verteidigungsstellung. Nun mußte beratschlagt werden.

Kurfürst Friedrich Wilhelm stimmte für einen energischen Angriff. Die Generale aber, in erster Linie der Herzog von Bournonville, hielten einen solchen des gefrorenen Bodens wegen für unausführbar. „Die Pferde stürzen auf dem Eise, ehe sie an den Feind kommen."

Im höchsten Grade verstimmt fügte sich der Kurfürst. Noch einen zweiten Tag lagen sich die Heere gegenüber. Turenne griff wieder nicht an, und ebensowenig die Kaiserlichen. Dann marschierte man wieder auseinander. Die Franzosen nahmen

Hamm und Soest ein, die Verbündeten zogen sich zur Weser zurück. Die Strapazen des Marsches verursachten viele Verluste.

Für den Kurfürsten mußte nun doch die Frage entstehen: vertrug es sich noch fernerhin mit seiner Würde, an der Seite eines Bundesgenossen, der ihn in dieser Weise behandelt, den Feldzug fortzusetzen und seine Lande dem sichern Ruin zu überliefern? Die Entscheidung wurde ihm erleichtert durch Briefe des französischen Gesandten in Wien, des Marquis Gremonville, die seine Truppen aufgefangen hatten. Aus diesen Briefen erfuhr er, daß der Wiener Minister des Auswärtigen, der im Solde Frankreichs stehende Fürst Lobkowitz, das perfideste Spiel mit ihm trieb und daß sich die österreichischen Generale, Fürst Montecuccoli und Herzog von Bournonville, dafür gebrauchen ließen. Fürst Lobkowitz hatte dem französischen Gesandten wörtlich gesagt: „Die österreichischen Truppen sollen nur dazu dienen, dem Kurfürsten, diesem losgelassenen Pferde, Zügel anzulegen. Der Kurfürst ist ein Prahler, er will hoch hinaus, man wird ihn aber zwingen, klein beizugeben.“

Wer kann es dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm verdenken, daß er nach solchen Erfahrungen nicht nur die Lust, sondern auch den Mut zu weiteren kriegerischen Unternehmungen verlor?

Immer mehr wurden seine westfälischen Lande von den feindlichen Kriegsvölkern verheert. An einer thätigen Hilfe durch die Kaiserlichen mußte er verzweifeln, und auch die holländischen Subsidiengelder waren seit vier Monaten ausgeblieben. Dies alles ließ ihn seine Lage vielleicht noch schlimmer ansehen, als sie war, und deshalb bemühte er sich, einen Waffenstillstand zu erlangen. Ludwig XIV. ging unter der Bedingung darauf ein, daß sich der Kurfürst entschloß, einen förmlichen Friedensvertrag zu unterzeichnen. Friedrich Wilhelm that es, und so kam am 6. Juni 1673 der Separatfrieden zu Vossem zu stande, demgemäß Brandenburg aus der Zahl der kämpfenden Mächte austrat und sich neutral erklärte. Um sich aber für den Fall, daß der Kaiser Ernst machen wolle oder daß die Integrität des deutschen Reichs von Frankreich verletzt würde,

freie Hand zu schaffen, behielt sich der Kurfürst ausdrücklich im Friedensvertrag vor, „die Freiheit des Reiches, wenn sie angefochten würde, zu beschützen," und darnach handelte er später auch.

Sein Friedensschluß wurde dem Kurfürsten nicht nur von Holland, sondern auch von den Kaiserlichen sehr verargt. Des Kurfürsten mutiges Eintreten in den Krieg hatte gleichwohl Holland vor dem Untergang gerettet. Nun wollte er die erlittenen Wunden ausheilen lassen und den richtigen Zeitpunkt abwarten, um mit einem stärkeren, besser ausgerüsteten Heere und unter günstigeren politischen Verhältnissen wieder in den Kampf eintreten zu können. Inzwischen beobachtete er aufmerksamen Blickes den Gang der Dinge. Seine erste Sorge aber blieb auch nach dem Friedensschluß mit Frankreich auf die allgemeinen Interessen des Reiches gerichtet, welche, wie sein Scharfblick — und darin stand er in jener Zeit leider so ziemlich allein unter den deutschen Fürsten — wohl erkannte, genau Hand in Hand gingen mit denen seiner Hausmacht, des Kurfürstentums Brandenburg!

II.

Marschall Turennes Siege am Rhein 1673 und 1674.

Eine überaus glänzende Versammlung bildete einen farbenprächtigen Kontrast mit dem saftigen Grün des herrlichen Waldes von Compiegne. König Ludwig XIV. hielt eine große Jagd und hatte zu Ehren des Geburtsfestes der von ihm so sehr verehrten Frau von Montespan befohlen, große Gala anzulegen. In der Mitte einer kleinen Lichtung stand der offene Wagen mit vergoldetem Kasten und rotem Gestell, auf dessen Kutschenbock der König saß. Er lenkte selbst die beiden kräftigen, weiß und braunrot gesprenkelten Pferde, welche der Minister Colbert auf des Königs Befehl mit besonderer Sorgfalt in einem eigenen Gestüte gezogen hatte. Im Wagen saß Madame de Montespan und Fräulein von

Vallière, welche damals noch mit ihrer Nachbarin die Gunst des Königs teilte.

In einiger Entfernung hielten Herr von Rohan, der Großjägermeister, auf herrlichem, echt arabischen Pferde, der erste Stallmeister, der dienstthuende Kapitän der Leibwache des Königs, die Edelleute, Hofdamen, Offiziere, Pagen und die Masse der Höflinge, sowie die Wagen des Gefolges. Weiter im Hintergrunde bemerkte man die Leibwachen, Musketiere und die Bogenschützen der Jägerei. Sowohl der König selbst, als auch die Kavallerie, die Piqueurs, sowie die ganze Jägerei trugen die hellblaue, scharlachrot gefütterte Jagduniform. Zur Seite bemühten sich Spürknechte, die königliche, nahe an hundert Hunde zählende Meute in Ruhe zu halten.

Der König wollte schon das Zeichen zum Aufbruch zur Jagd geben, als ein Kurier von der Pariser Straße her angesprengt kam und durch sein Gebaren deutlich verriet, daß er wichtige Botschaft bringe. Ein Zeichen Ludwigs XIV. hieß ihn näher treten. Der Mann sprang aus dem Sattel, warf die Zügel seines Pferdes einem beieilenden Piqueur zu, nahte sich in ehrerbietigster Weise dem königlichen Wagen und überreichte mit tiefer Verbeugung ein großes Schreiben. Ludwig XIV. erbrach das Siegel und las das Schriftstück anfangs flüchtig, dann aber aufmerksamer durch. Als er den ganzen Inhalt kannte, neigte er sich lächelnd gegen die Damen im Wagen und begann in scherzendem Tone: „Nachrichten vom Herzog von Luxemburg. Der kleine Prinz von Oranien macht wieder von sich reden, indem er gegen Unsere Truppen angriffsweise vorgeht, und Kaiser Leopold scheint die merkwürdige Absicht zu haben, Uns den Krieg erklären zu wollen. Wie finden Sie beides, meine Damen?"

„Der arme Prinz", meinte heiter Frau von Montespan. „Es ist eigentlich schade, daß er sich so viele vergebliche Mühe macht. Er sollte eine der glorreichen Armeen Eurer Majestät führen, statt diesen erbärmlichen Krämerseelen von Holland zu dienen. Und der Kaiser? Was will er denn eigentlich?"

„Er ist darüber aufgebracht, daß einige Regimenter Tu=

rennes die von ihnen durchzogenen deutschen Gebiete nicht gerade glimpflich behandelt haben."

„Das war aber doch ihr Recht. Das ist Kriegsgebrauch!"

„Gewiß. Allein diese Deutschen sind seit dem 30jährigen Kriege merkwürdig empfindlich geworden, statt daß sie sich an kriegerische Scenen gewöhnt hatten."

„Übrigens," mischte sich Fräulein von Vallière in das Gespräch, „kann man Eure Majestät zu diesen Nachrichten nur beglückwünschen."

„Wie so meinen Sie dies?"

„Es ist nun wieder Gelegenheit gegeben, neue Lorbeeren auf das Haupt des großen Königs von Frankreich zu häufen. Ich bin so glücklich, wenn ich Eure Majestät nicht nur als den schönsten, besten und mächtigsten Herrscher, sondern auch als den ersten Helden der Welt verehren kann."

Ein freundliches Lächeln des Königs, der für Schmeicheleien auch weniger feiner Art nicht unempfänglich war, und ein minder freundlicher Blick ihrer eifersüchtigen Nebenbuhlerin lohnte diese Worte des Fräuleins von Vallière.

Da fiel der Blick des Königs auf den in der Nähe zu Rosse haltenden Minister von Louvois. Ein Wink rief ihn an den königlichen Wagen; Ludwig XIV. gab ihm das Schreiben. Als es der Minister durchgelesen hatte, frug ihn der König: „Wissen Sie, wozu Wir nun entschlossen sind?"

„Ich weiß nur, daß, welchen Entschluß auch Eure Majestät fassen, es stets der beste ist."

Gut gelaunt entgegnete der König: „Wir werden Uns selbst wieder zur Armee nach Holland begeben und den Gegnern dort durch die Eroberung von Mastricht einen schweren Schlag beibringen. Turenne aber wollen Wir so stark machen, daß er den Kaiserlichen und ihren Freunden den nötigen Respekt vor den französischen Waffen beibringen kann."

„Wie bewundere ich Eure Majestät", rief nun Frau von Montespan, die ihrer Nebenbuhlerin diesmal zuvorkommen wollte, „und wie gerne wäre ich nur ein einfacher Offizier der

Armee in Holland, um Zeuge der Heldenthaten meines Königs sein zu können! Aber wir Armen hier! Was fangen wir denn an, wenn uns die Sonne nicht mehr leuchtet, wenn der große König sein treues Paris, St. Germain, Versailles und damit auch uns verläßt?"

„Das werden wir sehen", entgegnete lachend Ludwig XIV. „Vorläufig aber wollen wir uns des schönen Tages erfreuen und dem edlen Waidwerk huldigen. Mes dames, Messieurs! Auf zur Jagd!"

Fanfaren schmetterten durch die Luft, das laute Geläute der Meute erscholl durch den Wald, bald war der glänzende, buntfarbige Zug im Grün des herrlichen Waldes verschwunden und Ruhe herrschte wieder auf der weiten Lichtung. —

Wenige Wochen später marschierte ein mächtiges französisches Heer aus der Gegend von Courtrai gegen die von den Holländern besetzte starke Festung Mastricht. Am 23. Mai 1673 war Ludwig XIV. mit der Königin und dem ganzen Hoflager von St. Germain kommend in Courtrai angelangt, um den Siegeszug selbst zu führen. Alle Vorbereitungen waren derart getroffen, daß ein Mißerfolg ganz außer Frage stand. Nach 14 Tagen mußte auch die Besatzung der belagerten Stadt, 3000 Mann, vor den 50,000 Franzosen des Königs die Waffen strecken, durfte aber mit kriegerischen Ehren abziehen. Hierauf eroberte die Übermacht Ludwigs noch Herzogenbusch und einzelne kleinere Festungen. Nun war der Ehrgeiz des Königs befriedigt. Er verließ mit seinem gewaltigen Troß Holland wieder, begab sich zu einem kurzen Besuche zur Armee Turennes an den Oberrhein, um von da nach Paris zurückzukehren. In den Niederlanden stand es aber für die Verteidiger gar nicht so schlimm. In mehreren heißen Seeschlachten, besonders in der bei Kijkdin, vereitelte Admiral de Ruyter die wiederholten Versuche der englisch-französischen Flotte, in Holland eine Einfallarmee zu landen. Durch das energische Eintreten Spaniens in den Kampf und den inzwischen erfolgten Vormarsch der Kaiserlichen geriet die Armee des Herzogs von Luxemburg sogar in Gefahr, von den spanischen Niederlanden aus abgeschnitten zu werden,

weshalb sie im Herbste 1673 die meisten in Holland besetzten Plätze räumen und sich nach Flandern zurückziehen mußte, — eine schwere Demütigung für Ludwig XIV.! Vorher gelang es noch dem Prinzen von Oranien, die starke Festung Naarden zu erstürmen.

Das Hauptgewicht des Krieges aber war nun nach Deutschland verlegt worden. Endlich hatte man in Wien begriffen, daß Frankreich es nicht allein auf Eroberungen in den Niederlanden, sondern auf die Erlangung des Übergewichts in ganz Europa, vielleicht sogar auf die römische Kaiserkrone abgesehen habe. Jetzt endlich raffte man sich auf, der verräterische Fürst Lobkowitz fiel in Ungnade und mußte in Verbannung gehen, und im Sommer 1673 zogen 33,000 Mann unter Montecuccolis Oberbefehl gegen den Rhein, um sich mit dem Prinzen von Oranien zu vereinen und Hand in Hand mit diesem die Franzosen endgültig aus Holland und Deutschland zu vertreiben.

Letztere erkannten gut, welche Gefahr vom Reich her ihnen drohe, und entsendeten ihren besten Feldherrn, den Marschall Turenne, mit 23,000 Mann, um den Kaiserlichen den Weg zu verlegen. Dabei trug man der veränderten Lage in der Art Rechnung, daß man diesem Heerführer befahl, alle neutralen Lande zu schonen und sich keinerlei Eigenmächtigkeit gegen sie zu erlauben, um sie nicht gegen Frankreich aufzureizen.

Nunmehr entstand einer der sonderbarsten Feldzüge, der zwar ganz dem Charakter jener Zeit entsprach, nach heutigen Anschauungen aber beinahe unbegreiflich ist. Montecuccoli und Turenne, beides Feldherrn von hohen Fähigkeiten, zogen gegeneinander, aneinander vorbei, nebeneinander her, wieder auseinander, von neuem gegeneinander, aber keiner zeigte Lust, den Feind wirklich anzupacken und zu schlagen.

Die Kaiserlichen marschierten über Nürnberg gegen den Main vor, Turenne kam ihnen über den Rhein entgegen und traf sie bei Ochsenfurt, wo beide Heere nur eine halbe Meile entfernt mehrere Tage sich gegenüber lagerten und — einander unbehelligt ließen.

Montecuccoli schwenkte endlich sehr geschickt ab und brachte Turenne in ziemlich gefährdete Lage. Als er aber die Franzosen

angreifen sollte, zog er doch vor, es lieber bleiben zu lassen. Turenne seinerseits aber fühlte sich — vielleicht mit Recht — zum Angriff zu schwach und trat nach kurzem den Rückzug an den Oberrhein nach Philippsburg gegenüber Germersheim an. Jetzt aber manöverierte Montecuccoli so gewandt, daß er, Turenne vollständig täuschend und umgehend, den Niederrhein erreichte und die Vereinigung mit dem aus Spanisch-Flandern heranziehenden holländisch-spanischen Heere ermöglichte. Zwischen Andernach und Bonn übernahm der Prinz von Oranien den Oberbefehl über die nunmehr 53,000 Mann starken Verbündeten und begann sofort die Belagerung der Hauptstadt des Erzbischofs von Köln, Bonn, welches damals stark befestigt war. Am 12. November 1673 übergab sich die Garnison und damit war ein gewaltiger Erfolg errungen. Nun hatte Holland freie Verbindung mit Deutschland, die meisten niederländischen Festungen waren von den Franzosen geräumt und die deutschen Verbündeten Ludwigs XIV., besonders der Kurfürst von Köln, befanden sich in äußerst schwieriger Lage. Ihren Landen aber ging es schlimm. Hatten die Franzosen vorher im Cleve'schen, in der Grafschaft Mark, am Main und wo sie sonst durchzogen, schauderhaft gewüstet, so schonten die Verbündeten jetzt die kölnischen Gebiete auch nicht und brandschatzten, was zu brandschatzen war.

Auf Grund dieser Verhältnisse wehte nunmehr bei den Franzosen plötzlich friedlicher Wind. Allein die diesbezüglichen Unterhandlungen zu Köln blieben in Beziehung auf den Friedensschluß mit Frankreich erfolglos. Dagegen hatten sie das Ergebnis, daß die Verbündeten Ludwigs XIV. von ihm abfielen. Das englische Parlament zwang den bei seinem Volke ohnehin von Tag zu Tag unbeliebter werdenden König Karl II., den Krieg gegen Holland, welcher der englischen Flotte so wenig Ruhm eingetragen hatte, zu beenden, der Kurfürst von Köln schloß notgedrungen, um sein Land vor dem völligen Ruin zu bewahren, Frieden, und der Bischof von Münster mußte seine Eroberungen herausgeben und dem Beispiele des Kölners folgen. Letztere beiden traten bald darauf offen zu den Verbündeten über.

Das Jahr 1673 hatte also den merkwürdigen Erfolg, daß, ohne daß eine entscheidende Schlacht geschlagen worden war, die Verbündeten doch bedeutende Vorteile erreicht hatten. Der größte Teil Hollands war von den Franzosen frei, Turenne hatte die Vereinigung der Kaiserlichen mit dem spanisch-holländischen Heere nicht hindern können, und vor allem — Frankreich stand jetzt allein gegen die zahlreichen und siegeszuversichtlichen Verbündeten.

Die durch die Verhandlungen zu Köln entstandenen Veränderungen der allgemeinen Kriegslage zwangen Ludwig XIV. zu bedeutenderer Machtentfaltung. Stand ja doch neben Holland und Spanien nunmehr das ganze Deutsche Reich mit Ausnahme von Bayern und Hannover im Kampfe gegen Frankreich! Allein die günstige Verwaltung der französischen Finanzen durch den Minister Colbert sowie das hervorragende Organisationstalent des Kriegsministers Louvois ermöglichten erhöhte Anstrengungen ohne Überlastung des Landes. Es wurden für den Feldzug von 1674 drei, für damalige Zeiten sehr starke Armeen aufgestellt. Die erste unter Turenne hatte die Aufgabe, den Deutschen im Elsaß gegenüber zu treten, dieselben auch auf deutschem Boden anzugreifen, das Elsaß für Frankreich zu erobern und diese Errungenschaft dann gegen den Kaiser und das Reich zu verteidigen. Die zweite unter dem Prinzen Condé sollte in Flandern nur verteidigungsweise kämpfen und die Fortschritte des Prinzen von Oranien aufhalten. Eine ähnliche Rolle wurde der dritten schwächeren Armee unter dem Grafen Schomberg in der Grafschaft Roussillon gegen Spanien zu teil.

Natürlich mußte aber auch das Jahr 1674 mit einem Spektakelstück durch den König eröffnet werden. Dazu eignete sich besonders gut die Eroberung der reichen, schönen, nur schwach besetzten Franche-Comté, die damals noch den Spaniern gehörte. Da sie aber mit keinem der andern spanischen Lande in Verbindung stand, so mußte sie seit der Kriegserklärung Spaniens an Frankreich ganz sich selbst überlassen bleiben. Mit Beginn des Jahres 1674 rückte nun eine französische Armee unter dem

Herzog von Navailles in dieser Provinz ein. Rasch nacheinander gelang es demselben, die kleinen Festungen Gray, Vesoul, Lons-le-Saunier zu nehmen und die Belagerungsarbeiten gegen Besançon soweit zu treiben, daß der Fall der Stadt bevorstand. Nun erschien der König mit seinem von Gold und Edelsteinen strotzenden Gefolge, es wurden riesige Anstalten getroffen und wirklich mußte die tapfere Besatzung vor der Übermacht Ludwigs XIV. die Waffen niederlegen. Außerdem fielen noch rasch die kleinen befestigten Städte Dôle und Salin in französische Hände und somit befand sich bis anfangs Juli 1674 die ganze Franche-Comté im Besitze des Königs. Dadurch war dessen Ruhmbedürfnis für dieses Jahr gedeckt und man konnte wieder zu den Genüssen von St. Germain und Versailles zurückkehren. Daß dies natürlich mit Entfaltung von sehr viel Triumphgeschrei und unter lauten Siegesfanfaren geschah, versteht sich von selbst.

Seitens der Feinde Frankreichs hatte man ebenfalls starke Rüstungen gemacht. Gegen Turenne sammelten sich die kaiserlichen und Reichstruppen unter dem durch Frankreich aus seinem Land vertriebenen alten Herzog Karl IV. von Lothringen, ferner dem Herzog von Bournonville und dem Grafen Caprara. Gegen Condé vereinigte man die holländischen Truppen unter Graf Waldeck mit den flandrisch-spanischen unter Graf Monterey und übergab dem Prinzen von Oranien den Oberbefehl über beide. Außerdem wurde in Catalonien eine Armee gegen den Grafen Schomberg zusammengezogen.

In Deutschland standen bei Eröffnung dieses Feldzuges zunächst der Herzog von Lothringen bei Rheinfelden in der Nähe von Basel und der Graf Caprara mit etwa 10,000 Mann auf dem rechten Rheinufer in der Gegend von Heidelberg. Hier wollte man bedeutende Kräfte zusammenbringen. Deshalb rückte auch der Herzog von Bournonville mit Verstärkungen aus Franken gegen den Neckar heran. Graf Caprara zog ihm entgegen, um die Vereinigung schneller zu erreichen. Der Herzog von Lothringen brach am 6. Juni zu gleichem Zwecke von Rheinfelden auf.

Das wäre alles schön und gut gewesen, hätte nicht jenseits des Rheins ein Feldherr gelauert, der allein doppelt so viel Energie und Unternehmungslust besaß als die genannten kaiserlichen Heerführer und der alte Herzog von Lothringen miteinander.

Am 11. Juni morgens ritten längs der Zorn ein älterer ernst und würdevoll aussehender und ein jüngerer französischer Offizier von Hochfelden bei Zabern im Elsaß in der Richtung gegen Hagenau. Wenige Schritte hinter den beiden folgte eine kleine Abteilung Beaupré-Küraffiere. Die Offiziere, von denen der jüngere dem älteren mit außerordentlicher Ehrfurcht begegnete, sprachen nur wenig miteinander. Plötzlich standen sie bei einer Biegung des Weges vor einem Reiter, dessen abgetriebenes Pferd erkennen ließ, daß es einen großen Weg zurückgelegt hatte. Der Reiter selbst trug gewöhnlichen Bauernanzug.

„D'où venez vous?" frug der ältere Offizier den Bauern.

„I verschteh ke Welsch."*)

Auf ein Zeichen des Fragstellers wandte sich nun der jüngere Offizier an den Landmann.

„Woher kommt Ihr?"

„Vun Leme bei Hedelberg."**)

„Wohin des Wegs?"

„Nach Zawwere".***)

„Was wollt Ihr da?"

„Da hot a Borger vun mei'm Vatter zwee Ochse gekaft und no nit zahlt, weil er alleweil gsagt hot, er könnt wege dene kaiserliche Kriegsvölker nit üwwer de Rhoin rüwwerkumme. Jetzt sin die Kaiserliche awwer abmarschiert, un da will ich halt dem Zawwerer vermelde, daß er jetzt des Geld mir gewwe oder ungeniert mei'm Vatter bringe könnt, denn 's halt'n ke Mensch mehr uff."

„Wie? Die Kaiserlichen sind abmarschiert? Wann denn?"

„S' werd so e 4 Täg her sein!"

„Wißt Ihr, wo sie hingezogen sind."

---

*) Rheinpfälzische Mundart. **) Leimen bei Heidelberg. ***) Zabern.

„Ei jo. Wir hawwe jo en Wachtmeschter vun die Dragoner im Quartier g'habt. Der hot uns verzählt, daß sie sich gege de owwere Neckar wende, um dem Herzog von Bournonville entgegezugehe. Soviel uns der Wachtmeschter gsagt hot, soll der vun Nürnberg un der Herzog vun Lothringe vun Rhoinfelde bei Waldshut her ihne entgegeziehe."

Der Offizier hielt es für angemessen, dem Bauern eine Silbermünze in die Hand zu drücken, und frug weiter: „Wißt Ihr auch, ob der Graf Caprara selbst die Abziehenden geführt hat?"

Das Geldgeschenk verfehlte nicht seine Wirkung, und sofort entgegnete der Bauer: „Ei jo. Ich haww' ihn selber durch Leme reite sehe. Mei Wachtmeschter hot ihn mir gezeigt. Ma sagt die Kaiserliche hätt'n bei Meckesch'm*) e Lager bezoge."

„Wißt Ihr auch, wie stark sie sind?"

„Ne. Dees kann ich nit sage."

Nun meldete der jüngere Offizier dem älteren in französischer Sprache, was er erfahren, und bat um Befehl, ob er noch weitere Fragen stellen solle.

„Ça suffit, capitaine."

Der Kapitän bemerkte dem Bauern, daß er weiter reiten könne. Der ältere Offizier aber — es war Turenne selbst — wandte sein Pferd, gab ihm die Sporen und kehrte in scharfem Galopp nach Hochfelden zurück. Seine Begleitung folgte in gleicher Gangart. Gesprochen wurde kein Wort. Während dieses Rittes war der Feldherr aber mit sich selbst klar geworden, wie er handeln wolle. Eine Viertelstunde nach seiner Rückkehr jagte ein Kurier in schärfstem Trabe auf der Straße über Hagenau vor. Er sollte dem Kommandanten von Philippsburg den Befehl bringen, die Rhein-Schiffbrücke dortselbst auffahren und zum Übergang einer Heeresabteilung bereit machen zu lassen.

Nicht lange dauerte es, so sprengten Ordonnanzreiter nach allen umliegenden Orten, in denen die Armee Turennes ver-

---

*) Meckesheim.

teilt lag, und verkündeten: „Morgen früh 6 Uhr Abmarsch sämtlicher Truppen nach Philippsburg. Die Bagagen und alle den Marsch verzögernden Hindernisse bleiben zurück.“

Am folgenden Tage — es war der 12. Juni 1674 — rückte die ganze Armee des Marschalls Turenne nordwärts gegen Philippsburg ab. Der Feldherr selbst und sein Stab, sowie die elsäßische Reiterei trabten voraus und überschritten am 14. früh, nachdem sie etwa 110 Kilometer zurückgelegt, die wie befohlen fertig gestellte Brücke bei Philippsburg. Hier lagen die schon vorher entsendeten Vortruppen Turennes, 3 Infanterie-Bataillone und die Kavallerie-Regimenter Calvo und Beaupré, sowie die du Fay-Dragoner. Mit diesen und den mitgebrachten Reitern setzte Turenne sofort den Marsch weiter und kam nach 5 Stunden in der Nähe von Heidelberg an. Im Jagdhause Burckhausen bei Angelbach traf man auf feindliche Infanterie.

Dragoner sitzen ab, der Marquis la Ferté läßt unverzüglich angreifen, das Jagdhaus wird erstürmt, etwa 30 Gefangene befinden sich in französischen Händen.

„Wo ist euer Korps?“

„Abmarschiert.“

„Wohin?“

„Gegen Bretten.“

Kaum war man hierüber klar, so ging es weiter durch die Waldengnisse bei Wiesloch. Hier standen schwache feindliche Truppen und man erfuhr am 15., daß der Graf Caprara, sowie der Herzog von Lothringen sich mehr östlich gewendet hätten. Einen derselben vor der Vereinigung mit dem anderen zu erreichen und zu schlagen, war der kühne Plan des französischen Feldherrn. Daher hielt er sich gar nicht durch einen Kampf bei Wiesloch auf, trabte am 16. bei Tagesanbruch weiter und kam gegen 9 Uhr auf den Höhen bei Sinsheim an.

„Dort steht der Feind!“

Es war so. Graf Caprara hatte durch Kundschafter von dem Nachrücken Turennes gehört, aber auch erfahren, daß dieser

nur 3500 Mann Fußvolk, 5000 Reiter und 500 Dragoner bei sich habe. Da die Kaiserlichen und die mit ihnen schon vereinigten Lothringer aber 7000 Reiter und 2000 Mann Fußvolk stark waren, so beschlossen der Herzog von Lothringen und Graf Caprara hier den Gegner in günstiger Stellung zu erwarten und einen Kampf anzunehmen. In der Örtlichkeit hatte man sich nicht getäuscht, denn vor der Linie der Truppen floß die schwer zu überschreitende Elsatz, und die Höhen konnten erst erstiegen werden, wenn der Angreifer die Stadt Sinsheim eingenommen hatte. Tapfer wurde letztere durch das kaiserliche Regiment von Strenig verteidigt. Allein Turennes Fußvolk war zu überlegen, erstürmte die Stadt, nahm 400 Kaiserliche gefangen und erbeutete die Fahne des genannten Regiments. Nun gelang es auch dem Marschall, seine Reiter durch ein Engnis auf die von den Kaiserlichen besetzten Höhen zu bringen. Anfangs wogte das Gefecht hin und her. Das erste französische Treffen wurde sogar zurückgedrängt. Nun zog aber Turenne selbst den Degen und setzte sich an die Spitze des Regiments Colonell. Dieses und das Regiment Armagnac, sowie eine Eskadron Bouillon-Reiter griffen die Kaiserlichen so schneidig an, daß die letzteren bald über den Haufen geworfen waren. Vergeblich suchten der Herzog von Lothringen und der Graf Caprara, durch neue Vorstöße den Sieg an ihre Fahnen zu heften. Sie wurden immer wieder geschlagen und gegen 5 Uhr abends blieb ihnen nichts übrig, als den Rückzug gegen Heilbronn anzutreten. Nur 400 französische Reiter konnten sie noch eine Strecke verfolgen. Die anderen waren doch zu stark ermüdet. Immerhin hatte Turenne durch sein kühnes schnelles Handeln einen Sieg erfochten, der seinen Gegnern über 2500 Mann, mehrere Standarten und Pauken, sowie 40 Wagen kostete. Er selbst zählte nur einen Verlust von 1200 Mann. Da aber die Vereinigung der geschlagenen Kaiserlichen und Lothringer mit den Truppen des Herzogs von Bournonville demnächst bevorstand, fühlte sich Turenne doch zu schwach, auf dem rechten Rheinufer zu bleiben und kehrte wieder über den Fluß zurück. Dort lauerte er auf

neue Gelegenheit, zum zweitenmal vorzubrechen. Sie sollte nicht lange auf sich warten lassen.

Bournonville hatte die geschlagenen Korps an sich gezogen und war mit starker Macht gegen den Rhein vorgerückt. Nunmehr hatte aber auch Turenne alle seine Kräfte vereint, setzte sofort über den Fluß und marschierte seinem Feinde entgegen. Kundschafter überbrachten die Nachricht hierüber dem Herzog von Bournonville, schilderten die Macht der Franzosen wohl übertrieben, erzählten von deren Kampflust und — der kaiserliche Feldherr wich aus und zog sich über den Neckar zurück. Den schnell nachdrängenden Franzosen gelang es nur noch, die Nachhut bei Ladenburg am Neckar zu erreichen und dann tüchtig zu klopfen.

Es beginnt nun jene Schreckenszeit für die pfälzischen und rheinischen Lande, die ihnen mehr schadete als der lange dreißigjährige Krieg, welche mit unvergeßlichen blutigen Lettern die Namen Turenne, Louvois, Duras und Melac in die Geschichte jener Gegenden eingetragen und einen Haß gegen die Franzosen erzeugt hat, den Jahrhunderte nicht ganz erlöschen konnten.

Turenne erfuhr nämlich, daß Bournonville zahlreiche Zuzüge von pfälzischen, kölnischen, münsterschen und anderen Reichstruppen erhalten und beabsichtige, demnächst mit Übermacht gegen Philippsburg vorzugehen. Um diesen Versuch dem Feinde möglichst zu erschweren, beschloß der französische Marschall eine gänzliche Verwüstung der Gegend zwischen Neckar und Rhein. Er schrieb darüber folgenden Brief an Ludwig XIV.:

„Je supplie très humblement V. M. de croire sur ma parole, que rien au monde n'est si capital pour empêcher le siège de Philisbourg que d'avoir fouragé tous les endroits, où les ennemis peuvent s'assembler pour y vivre, et

„Ich bitte Euer Majestät unterthänigst, mir auf mein Wort zu glauben, daß zur Verhinderung der Belagerung von Philippsburg nichts wichtiger sein kann, als alle Orte, wo sich Feinde ansammeln könnten, um dort zu leben, auszufouragieren und so

d'avoir mis l'ennemi en état de ne pouvoir tenir de corps près de Mannheim où est leur pont.

Pour ce qui est des Alliés, la ruine du pays de Mr. l'Electeur les refroidit bien plus qu'elle ne les rechauffe."

ihn außer Stand gesetzt zu haben, bei Mannheim, wo seine Brücke ist, ein Korps zu unterhalten.

Was die Verbündeten betrifft, so wird sie der Ruin der Länder des Pfalzgrafen eher abkühlen als in Harnisch bringen."

Mit solchem Ansuchen fand der Marschall in Paris nur zu williges Gehör. Hatte doch der Minister Louvois schon im Jahre vorher, als der Kurfürst von der Pfalz Beschwerde darüber führen ließ, daß der Kommandant von Philippsburg die Leute der Umgegend zu Zwangsarbeiten zusammentreibe, dem Gesandten dieses neutralen Fürsten geantwortet:

„Comment, Monsieur, un petit Electeur Palatin oserait-il bien s'opposer à un Roi de France?"

„Wie, mein Herr, ein kleiner Pfälzer Kurfürst sollte es wohl wagen, sich einem König von Frankreich zu widersetzen?"

Die Rechtsfrage war dem großen König natürlich ganz gleichgültig.

Turenne machte sich daher auch unverzüglich ans Werk, die Gegend um Philippsburg „gründlich auszufouragieren", d. h. alle umliegenden Dörfer niederzubrennen, die Herden wegzutreiben, alle nicht entfernbaren Vorräte zu vernichten und die Bewohner zu verjagen.

Endlich waren bei der Armee des Herzogs von Bournonville so viele Verstärkungen eingetroffen, daß er sich wieder fähig hielt, gegen Turenne vorzugehen. Er beschloß, nach dem Elsaß zu marschieren, um die französischen Plünderer vor allem aus der so schwer heimgesuchten Gegend zwischen Rhein und Neckar fortzulocken.

Zugleich erwuchs den Verbündeten eine ebenso willkommene als unerwartete Verstärkung.

Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg war durch seine Neutralität in eine mißliche Lage gekommen. Die Verhandlungen zu Köln hatten statt des Friedens einen großen

Krieg gebracht. Deshalb konnte der Kurfürst trotz der Neutralität seine Kriegsvölker nicht entlassen. Diese kosteten dem armen Brandenburg fast unerschwingliche Summen. Holländische Subsidiengelder gab es selbstverständlich jetzt nicht mehr. Außerdem wurde die politische Lage immer ernster. Siegte Frankreich, so war es um die Freiheit des Deutschen Reiches und der Generalstaaten geschehen. Siegte aber der Kaiser ohne Hilfe des Kurfürsten, so durfte man gewiß auch nicht auf ein Entgegenkommen desselben gegen Brandenburg rechnen. Dazu rechtfertigten die letzten Gewaltthaten der Franzosen auf Reichsgebiet nicht nur das Vorgehen des Kaisers, sondern gaben auch dem Kurfürsten auf Grund der beim Frieden zu Vossem ausbedungenen Klausel freie Hand. Er hatte sich dort ja vorbehalten, die Freiheit des Reiches zu schützen, wenn sie bedroht wäre. Diese war aber jetzt in höchstem Grade bedroht. Deshalb wandte sich Friedrich Wilhelm wieder an den Kaiser und an Holland und bot seine Unterstützung an. Nach vielfachen Unterhandlungen kam der Vertrag vom 1. Juli 1674 zu stande; Brandenburg schloß sich aufs neue den Verbündeten an und verpflichtete sich, mit 16,000 Mann ins Feld zu rücken.

Nunmehr wurde ein neuer allgemeiner Kriegsplan vereinbart. Der Prinz von Oranien, sehr verstärkt durch die Spanier und ein kaiserliches Korps unter dem Grafen von Souches, sollte die Franzosen aus Holland und den spanischen Niederlanden verjagen, der Herzog von Bournonville, der nun Oberfeldherr geworden war, nachdem Montecuccoli vom Wiener Hofkriegsrat abberufen worden war, mit seiner Armee, den Reichstruppen und den Brandenburgern die Pfalz befreien und die Rückeroberung von Elsaß und Lothringen versuchen.

Überraschend schnell wurden die brandenburgischen Regimenter kriegsbereit gemacht und in Marsch gesetzt. Die Armee bestand nur aus auserlesenen Leuten, wurde auf die Stärke von 20,000 Mann gebracht, also 4000 mehr als man verpflichtet war, und zunächst dem Generalfeldmarschall Derfflinger unterstellt, da es anfangs unbestimmt war, ob der Kurfürst selbst sein Heer be-

gleiten würde. Unter dem alten kriegserfahrenen Derfflinger befehligte der ebenfalls in hohem Ansehen stehende Prinz von Homburg die Kavallerie. Bald entschloß sich aber Friedrich Wilhelm doch, sich selbst, wie gewohnt, an die Spitze seiner Armee zu stellen.

Es war verabredet worden, daß er gegen den Oberrhein rücken und im Elsaß eindringen sollte, um Turenne im Rücken zu beunruhigen. Unterdessen sollte Bournonville von Norden her auf dem linken Rheinufer gegen die Franzosen vorgehen.

Turenne war indes seinerseits nicht unthätig geblieben. Vor allem setzte er die möglichst gründliche Verwüstung der Rheinpfalz bis zum Speierbache fort. Wo man hinblickte, traf das Auge, das gewohnt war, hier eine der reichsten, friedlichsten und glücklichsten Landschaften zu sehen, auf ausgebrannte, rauchende Dörfer, niedergestampfte Felder, glimmende Aschenhaufen, kurz überall Vernichtung, Zerstörung, Ruin. Das Verfahren der Franzosen war sehr einfach. Nach allen Seiten sprengten Reitertrupps gegen die dem Verderben geweihten Orte. Mitten im Dorfe bliesen Trompeter eine Fanfare. Den sich daraufhin versammelnden Bauern wurde kurz und bündig befohlen, in einer Stunde Haus und Hof zu verlassen.

„Wohin?“

„Wohin ihr wollt, nur nicht zu den Verbündeten. Könnt mitnehmen, was ihr vermögt. Aber in einer Stunde wird euer Dorf angezündet.“

Niemals rührte die französischen Befehlshaber das Klagen und Jammern der armen Bauern. Ihr Auftrag war zu bestimmt und streng. Die Gegend mußte ja so „ausfouragiert“ werden, daß der anmarschierende Feind keinerlei Unterhaltsmittel mehr vorfand. Während die Unglücklichen ihre beste Habe schnell auf Karren packten, trieben die französischen Reiter das Vieh aus den Ställen und ihrem Lager zu. Gleich darauf sprühten gefräßige Flammen unter den Dächern hervor, eine Qualmwolke stieg zum Himmel auf, dann dröhnte und krachte es, bald da, bald dort, die Häuser stürzten ein, die Keller wurden

verschüttet und ein glühender Haufe lag da, wo wenige Stunden vorher ein friedliches, blühendes Dorf gestanden hatte. So erging es allen Orten zwischen dem Haardtgebirge, dem Speierbach und dem Rheine bis stromaufwärts in die Gegend von Winden. Dort hatte Turenne eine feste, für damalige Zeit fast unangreifbare Stellung gefunden und schließlich mit seinen 20,000 Mann besetzt. Er konnte mit Befriedigung auf das Werk seiner Reiter blicken. Der südöstliche Teil der linksrheinischen Pfalz war so verwüstet, daß wirklich ein Heer dort nicht für einen Tag mehr Lebensmittel und kein einziges deckendes Haus als Unterkunftsraum finden konnte.

Gegen ihn marschierte Bournonville an, der bei Mainz den Rhein überschritten hatte und stromaufwärts zog. Seine Armee war durch 13,000 Lüneburger unter dem Herzog von Holstein-Plön, 4000 Sachsen, 2500 Kurpfälzer und andere Truppen auf 34,500 Mann angewachsen.

Gleich beim Beginn des Vormarsches gab es zwischen den Generalen der Verbündeten Meinungsverschiedenheiten. Nun wurde noch dazu Bournonville krank, und der Graf von Caprara erkannte durch eine Rekognoszierung, daß die Stellung der Franzosen zwischen Rheinzabern und Bergzabern, d. h. östlich und westlich von Winden, unangreifbar sei. Deshalb beschloß man, über Worms zurückzukehren, wieder auf das rechte Rheinufer überzutreten, schnell, ohne die Brandenburger abzuwarten, stromaufwärts zu marschieren, bei Straßburg von neuem den Rhein zu überschreiten und von dort aus in das Elsaß vorzudringen. Damit führte man die Aufgabe, welche man dem Kurfürsten von Brandenburg erteilt hatte, selbst aus. Letzterer befand sich, trotzdem er in Eilmärschen vorwärts ging, mit seiner Armee noch ziemlich zurück, in der Gegend von Schweinfurt, setzte aber seine Märsche ununterbrochen fort.

Dem aufmerksamen Turenne entging die neue Bewegung der Verbündeten keineswegs. Er wollte sie auch aufhalten. Allein fehlerhaftes Verhalten eines Untergenerals verhinderte das rechtzeitige Eintreffen der Franzosen und die Kaiserlichen

und ihre Bundesgenossen konnten ungestört den Marsch auf Straßburg ausführen.

Dorthin hatte Turenne schnell den General Vauban entsendet. Zum Glück ließ sich dieser durch Rat und Bürgerschaft der damals noch gut kaiserlich gesinnten Reichsstadt solange hinhalten, bis der in Eilmärschen vorausgeschickte Graf Caprara mit 3000 kaiserlichen Reitern eintraf, den Brückenkopf besetzte und dadurch den Rheinübergang für die Armee des wiedergenesenen Herzogs von Bournonville sicherte. Bald folgte das Gros nach, überschritt, von den Straßburgern mit offenen Armen empfangen, ohne Schwierigkeiten den Rhein und nahm eine gute Stellung hinter der Breusch bei Enzheim, dicht südwestlich von Straßburg.

Diese Bewegung brachte Turenne in sehr mißliche Lage. Er war bis in die Wanzenau nördlich Straßburg in der Höhe von Zabern vorgerückt und bezog dort ein Lager. Bisher war es ihm gelungen, die ihm gestellte Aufgabe trotz der Minderzahl seiner Armee gut auszuführen. Die Kaiserlichen hatten nicht nur verschiedene Schlappen erlitten, sondern waren immer noch verhindert worden, im Elsaß ein= und vorzudringen. Nun stand der Erfolg des ganzen Feldzuges auf dem Spiel. Deshalb entschloß er sich, den Gegner zu einer Schlacht zu zwingen, obwohl er sich bewußt war, daß er auf starke Übermacht stoßen würde, und kaum hatte der kühne Feldherr diesen Plan gefaßt, so führte er ihn auch aus. In der Nacht vom 2. zum 3. Oktober brachen die Franzosen aus dem Lager bei Wanzenau auf, marschierten in drei Kolonnen südwärts und kamen am 4. früh vor der Stellung der Verbündeten an. Diese hatten in Eile eine Gefechtsstellung in der Art eingenommen, daß die kaiserlichen, münsterschen und bayreuthschen Truppen unter Bournonville den rechten, die lüneburgischen und lothringischen unter dem Herzog von Holstein den linken Flügel hielten.

Dichter Nebel bedeckte anfangs das Gelände. Durch Überraschung gelang es französischen Dragonern, ein vor dem linken Flügel der Verbündeten liegendes Gehölz zu besetzen. Ihr und

aller Franzosen Schlachtruf war an diesem Tage: „Vaincre ou mourir!“ Um den kleinen Wald entbrannte nun ein äußerst hitziger Kampf, indem beide Gegner immer mehr Truppen an dieser Stelle in den Kampf brachten. So tapfer sich auch die Lüneburger wehrten, sie wurden geworfen. Wäre unterdessen Bournonville mit seinen überlegenen Massen gegen den weit schwächeren französischen Flügel vorgegangen — der Sieg hätte sich dennoch unzweifelhaft auf die Seite der Verbündeten gewendet. Er hörte aber nicht auf die wiederholten Bitten des Holsteiners und der Lüneburger, entgegnete, er könne wegen der vorliegenden Bäche und Gräben nicht vorrücken und blieb unthätig stehen. Nur mit 18 Schwadronen Kürassieren schickte er den Grafen Caprara gegen die Mitte Turennes vor; bei dem strömenden Regen und dem dadurch weich gewordenen Boden war deren Attacke schwach und wurde daher von den Franzosen glänzend abgewiesen. Mit der Niederlage dieser Reiter und dem Rückzug der Lüneburger endete die sehr blutige Schlacht zum Nachteile der Verbündeten. Allein die Franzosen waren ebenfalls so erschöpft, daß sie nicht an ein Ausbeuten der erlangten Vorteile denken konnten. Sie ließen das feindliche Heer unbeanstandet auf das rechte Illufer zurückkehren und zogen sich selbst eine kleine Strecke, bis Achenheim, zurück, um sich von neuem zu ordnen. Nur 16 Schwadronen Reiter blieben auf der Walstatt stehen, um den Sieg zu dokumentieren. Der Kampf hatte jeder der gegnerischen Armeen etwa 3000 Tote und Verwundete gekostet, die Verbündeten hatten 12 Standarten, die Franzosen 20 Standarten und 10 Geschütze erobert.

Da, wie bemerkt, keiner der Gegner nach dieser Schlacht im stande war, von neuem anzugreifen, Bournonville nach wie vor Straßburg und den Rheinübergang hielt, Turenne die Pässe durch das Gebirge deckte, so blieb die allgemeine Lage nach dem Tage von Enzheim ebenso unentschieden wie vorher. Die Ankunft des Kurfürsten Friedrich Wilhelm und seiner Brandenburger mußte jetzt die Entscheidung bringen. —

Anfangs Oktober waren diese in der Gegend um Heilbronn

eingetroffen. Dort fand ein Kriegsrat statt. Der Kurfürst von der Pfalz wollte die Brandenburger gegen Philippsburg verwendet, andere Beteiligte sie zur Belagerung von Trier abgeschickt sehen, und der schwedische Gesandte drohte überdies bereits mit einem Einfall der Schweden in Brandenburg, wenn sie sich überhaupt am Kriege beteiligten. Im Gewirre der daraus entstehenden Meinungen entschied sich Friedrich Wilhelm für das allein Richtige, d. h. für die Vereinigung mit Bournonville. Dann konnte man mit Übermacht Turenne angreifen, ihn aus dem Elsaß verjagen und nach dem Innern Frankreichs drängen, und eben das war es, womit der Sache der Verbündeten gedient war. Schnelles Handeln war freilich umso nötiger, als man erfahren hatte, daß der Prinz Condé soeben zahlreiche Verstärkungen für die Armee Turennes aus Flandern abgeschickt habe.

In Eilmärschen zogen denn auch die Brandenburger weiter nach Straßburg, überschritten dort am 14. Oktober den Rhein und vereinigten sich mit den Verbündeten. Jetzt standen hier 50,000 Deutsche gegen etwa 24,000 Franzosen. Mit Ungeduld drängten der Kurfürst und seine Brandenburger zur Schlacht. Man hatte alle Ursache, froh und siegesgewiß in die Zukunft zu sehen. Es verging aber eine kostbare Zeit in endlosen Verhandlungen, bei denen Bournonville und die kaiserlichen Generale alle nur möglichen und unmöglichen Einwände gegen ein angriffsweises Vorgehen auf die Franzosen machten. Endlich, endlich hatte man sie soweit, daß der Sturm auf das Lager Turennes bei Marlenheim beschlossen und mit entsetzlicher Umständlichkeit in Scene gesetzt wurde. Der feindliche Feldherr aber hatte Lunte gerochen, und als Derfflinger am 19. Oktober 1674 früh mit der Vorhut an das französische Lager herankam, war es — leer. Turenne hatte sich durch das Engnis von Wasselnheim in das Gebirge zurückgezogen und lachte sich ins Fäustchen. Da überdies zwei Dritteile der Kaiserlichen, statt wie verabredet zur Schlacht bereit zu sein, sich zum Fouragieren, d. h. Plündern zerstreut hatten, konnte von einer sofortigen Verfolgung keine Rede sein. Eine solche betrieb auch nur

der brandenburgische Kurfürst, indem er Reiterei dem Feinde nachschickte, die aber am Gebirge umkehren mußte.

Turenne zog bis hinter die Zorn, nahm dort wieder eine in der Front fast uneinnehmbare Stellung und wartete. Trotz der energischten Bemühungen Friedrich Wilhelms waren die Kaiserlichen nicht dazu zu bringen, den Feind in einer Flanke zu umgehen und aufzurollen. Die Brandenburger konnten daher nur kleine Streifereien unternehmen, bei denen sie den Silberschatz des französischen Marschalls Crequi erbeuteten, und die anderen Verbündeten ruhten auf ihren Lorbeeren.

Wiederholte Gelegenheiten, Turenne entschieden zu schlagen, wenn nicht zu vernichten, waren bereits versäumt, als 10,000 Mann Verstärkung von der flandrischen Armee bei diesem eintrafen. Aber auch jetzt noch war man den Franzosen bedeutend überlegen, weshalb der Kurfürst einen neuen Überfallsversuch auf das feindliche Lager vorschlug, aber wiederum nur, um bei den Kaiserlichen auf tausenderlei Bedenken zu stoßen. Man war endlich soweit gekommen, daß ihn die Brandenburger in der Nacht zum 19. November allein ausführen sollten. Noch einen Tag hielt sie Bournonville durch „Beratungen" auf. Man rückte endlich in der Nacht zum 20. vor, stieß auf das französische Lager und — der Feind war zum zweitenmal fort. In Besorgnis, auch von Norden her angegriffen zu werden, da Nachrichten bei ihm anlangten, der kaiserliche General von Sporck, der Nachfolger des abgesetzten Grafen Suches, wolle sich mit Bournonville vereinigen und ziehe nach dem Elsaß herauf, und weil in den von den Franzosen niedergebrannten Dörfern nördlich der Zorn keinerlei Lebensmittel mehr aufzutreiben waren, war nämlich Turenne über die Vogesen ausgewichen bis in die Gegend von Fenestrange und Pfalzburg, wo er sich wieder auf die Lauer legte. Mit dem Überfalle also war es zum zweitenmal nichts!

Hierauf bei den Verbündeten von neuem Beratung auf Beratung und als deren Ergebnis: Beziehen der Winterquartiere im oberen Elsaß. Das geschah. Bald entstanden allenthalben

Streitigkeiten wegen der Verpflegung. Die Kaiserlichen lagen im Breisgau, die Brandenburger um Colmar und Thann, die Lothringer und Lüneburger nördlich davon. Alle machten sich gegenseitig Vorwürfe, die anderen benachteiligt zu haben. Sehr schlecht betrugen sich überdies die münsterschen Truppen, indem sie wegen Rückständigkeit des Soldes Meutereien in großem Maßstabe anzettelten.

Man kann es den brandenburgischen Truppen und Feldherrn nicht verargen, daß sie fast alle, besonders aber Derfflinger, vom Rückmarsch in die Mark zum Schutze des Landes gegen den drohenden Schwedeneinfall sprachen. Kurfürst Friedrich Wilhelm blieb aber seinem Worte getreu, denn er wußte, daß, wenn er mit den Brandenburgern abmarschiere, sicher auch die Lüneburger folgten, daß das deutsche Heer dann auseinandergehen und die Sache des Reichs und des Elsasses verloren sein würde.

Es war Mitte Dezember geworden. Da wurden die miteinander streitenden und hin- und herziehenden Verbündeten plötzlich durch eine überraschende Nachricht erschreckt: „Turenne rückt gegen Elsaß vor.“ —

Das aber ging so zu. Als man am Hofe Ludwigs XIV. den Übergang der Deutschen über den Rhein hörte, hatte Louvois vorgeschlagen, „das Elsaß in einen Aschenhaufen zu verwandeln.“ Das aber wollte Turenne, der das Elsaß als die von ihm dem Könige gewonnene Kriegsbeute betrachtete und überdies auf die Ratschläge des ihm verhaßten Louvois nicht gut zu sprechen war, nicht zugeben. Er erklärte, daß er trotz der Minderzahl an Truppen, die ihm der eifersüchtige Louvois vergönnte, die von ihm eroberte Provinz halten werde. Deshalb und weil er den Verbündeten ihre guten Quartiere im Ober-Elsaß mißgönnte, wollte er sie noch im Winter 1674 von dort vertreiben.

Nun entstand bei letzteren eine tolle Verwirrung. Von überall langten übertriebene Meldungen vom Auftauchen starker französischer Kolonnen ein, münstersche Reiter und Kroaten ließen

sich bei Mülhausen überfallen und das ganze kaiserliche Regiment Portia wurde am 30. Dezember 1674 bei Brunstadt gefangen. Mit unendlicher Mühe brachte es der Kurfürst endlich zuwege, daß man sich sammelte und dem Feinde zwischen Türkheim und Kolmar eine Schlacht anbot. Turenne rückte an und besetzte nach einem sehr anstrengenden Marsche das von den Kaiserlichen gegen den Befehl Friedrich Wilhelms geräumte Türkheim. Jetzt kamen die Brandenburger in den Kampf. Deren vorzüglich ausgeführtes Salvenfeuer wehrte alle Angriffe der Franzosen glänzend ab. Auch die Münsterer und verschiedene Kaiserliche begeisterte der Kurfürst, indem er ersteren zurief, sie müßten ihre bei Mülhausen gezeigte Feigheit wieder gut machen, und dann beifügte: „Wenn ihr dies thun und mit mir leben und sterben wollt, so sagt: Ja!“ „Ja, wir wollen mit Euer Durchlaucht leben und sterben!“ Dies riefen sie und hielten sich brav in der Schlacht. Der Tag neigte sich zu Ende. Alle Angriffe der Franzosen waren abgewiesen. Am nächsten Morgen konnte man zum Gegenstoße schreiten. So dachten der Kurfürst und seine Brandenburger und biwakierten auf dem Kampfplatz. Plötzlich mitten in der Nacht kommt die Meldung: „Die Kaiserlichen und die Reichstruppen sind abmarschiert“.

So war es. Nun war kein Zweifel mehr daran: Bournonville spielte gegenüber dem Brandenburger im Jahre 1674 dieselbe Rolle, wie Montecuccoli zwei Jahre vorher; das Ansehen des Kurfürsten wollten die Österreicher nun einmal nicht aufkommen lassen! Aber sie waren nun einmal fort und den Brandenburgern blieb nichts übrig, als zu folgen und Turenne das so tapfer verteidigte Feld zu überlassen.

Der Rückzug rief bald neue Verwirrung und neue Verluste hervor; die Münsterer meuterten zum zweitenmal, und unter diesen Umständen verzweifelte auch Friedrich Wilhelm, das Elsaß behaupten zu können. Am 11., 12. und 13. Januar 1675 überschritten die Verbündeten wieder den Rhein, das Elsaß war preisgegeben, Turenne blieb im Besitz des ganzen linken

Rheinufers und ließ nun von Philippsburg und Breisach aus das rechte Ufer von Basel bis zum Neckar tüchtig brandschatzen und ausplündern. Die Orte Wiesloch, Bruchsal, St. Remy, Gernsheim und andere wurden von den Franzosen niedergebrannt. Die Kaiserlichen, Lothringer und Reichsvölker aber bezogen Winterquartiere in Württemberg, die Brandenburger und Lüneburger zwischen Nördlingen und Schweinfurt.

Das waren, dank dem zweifelhaften Verhalten des österreichischen Feldherrn Bournonville, die traurigen Ergebnisse des Feldzuges von 1674 in Deutschland.

Auch in Holland endete der Feldzug für die Franzosen günstig. Nach den wenig entscheidenden Schlachten bei Seneff begann der Prinz von Oranien, Oudenarde zu belagern. Prinz Condé zwang ihn aber, auf eine Übergabe der Festung zu verzichten und sich nach Holland zurückzuziehen. Dort gelang es den Verbündeten jedoch, Grave und Huy wiederzunehmen. Auch Dinant eroberten die Kaiserlichen. Dennoch hielt sich Condé im Lande, so daß von einem bedeutenden Erfolg des Prinzen von Oranien wiederum keine Rede war. — Ebenso mißglückte der Einfall der Spanier in die Grafschaft Roussillon.

Im Winter 1674/75 wurde Turenne in ganz Frankreich, und zwar mit Recht, als der Retter der Champagne und der Sieger im Elsaß gefeiert. Er allein war es ja auch, der einen ungünstigen Ausgang des Krieges durch sein Feldherrngenie und seine Kühnheit von Frankreich abgehalten hatte. In Deutschland aber, zu beiden Ufern des Rheins und in den Landen bis zum Neckar erinnerten Hunderte von Schutt- und Aschenhaufen an die Plünderungen der Franzosen, Tausende von armen Heimatlosen irrten zwischen den Trümmern umher und von aller Mund klang es düster und haßerfüllt:

„Turenne, der Mordbrenner“.

III.

Fehrbellin.

„Cet électeur, source de notre gloire!“

So spricht der königliche Dichter Friedrich der Große von seinem Ahnen, dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm, und drückt damit kurz und treffend aus, was Preußen diesem Manne verdankt. Seine Zeitgenossen erkannten es schon nach dem Tage von Fehrbellin und nannten ihn von da an den „großen Brandenburger“.

Im Elsaß und am Rheine war Kurfürst Friedrich Wilhelm 1674 für die Unverletzlichkeit des Deutschen Reiches mit größtem Nachdruck eingetreten, und wahrlich, es war nicht seine Schuld, wenn die Erfolge keine größeren waren! Da rief ihn ein Ereignis vom rheinischen Kriegsschauplatz ab, welches er schon länger hatte kommen sehen: der Einfall der Schweden in der Mark Brandenburg. Die Schweden hatten lang gewartet, ihren im Jahr 1672 eingegangenen Vertragspflichten gegen Frankreich nachzukommen; sie dachten die Gunst der Verhältnisse durch ihr Zögern für sich am besten zu verwerten und sich ihre Hilfe von Frankreich so teuer als möglich bezahlen zu lassen. Erst eine neuerliche Subsidienzahlung von 350,000 Goldgulden und neue Bestechungen von 50,000 Goldthalern seitens Frankreichs an die Leiter des Staates machten ihrem Zögern ein Ende. Schon im November 1674 zogen sie in ihren deutschen Provinzen Pommern und im Bremen'schen auffallend starke Truppenmassen zusammen. Friedrich Wilhelm ahnte bald, wozu. Als sich der bisher im brandenburgischen Hauptquartier am Rhein verweilende schwedische Oberst von Wangelin von ihm verabschiedete, erkannte er, daß der schon länger befürchtete Eintritt der Schweden in den Krieg bevorstehe. Um gegenüber einem etwaigen Angriff schwedischer Heerscharen auf die Mark sein Land nicht ganz wehrlos zu lassen, hatte er seinem dortigen Statthalter, dem Fürsten von Anhalt-Dessau fleißigste Aufmerksamkeit auf Pommern und die dortigen Truppenbewegungen anbefohlen. Noch in der letzten Woche

des Jahres kam aber auch schon die Schreckenskunde in sein Hauptquartier am Main, die Schweden seien in der Kurmark eingefallen.

„Dies ist die Gelegenheit, ihnen ganz Pommern zu nehmen!“

So lautete die erste Äußerung des Kurfürsten auf die aufregende Kunde und gleich nachher schrieb er seinem Statthalter unter anderem: „Ich will mich revansieren, bis daß ich diese Nachbarschaft los werde, es mag mir darüber ergehen, wie es wolle.“

So umsichtig als möglich traf er die Vorbereitungen, um den bevorstehenden Feldzug mit möglichster Aussicht auf Erfolg unternehmen zu können. Trotz eines heftigen Gichtleidens machte er sich am 6. März mit seiner Gemahlin auf die Reise, um, während der Feldmarschall von Derfflinger in Schweinfurt die Kriegsbereitschaft der Armee betrieb, im Haag das holländische Bündnis neu zu festigen, die Zahlung von Subsidiengeldern zu veranlassen und überhaupt alles zu thun, was in seinen Kräften lag, um eine größere Vereinigung gegen die Schweden zu erzielen. Es gelang ihm denn auch, außer den Generalstaaten noch Dänemark und Braunschweig-Lippe zum Kriege gegen Schweden zu veranlassen und sogar der Kaiser versprach die Gestellung eines Hilfskorps. Vor allem aber gab der Kurfürst in Holland dem Seekapitän Benjamin Jacob Raule den Auftrag zur Ausrüstung von Kaperschiffen gegen schwedische Handelsschiffe, zugleich kaufte er von der holländischen Admiralität drei Fregatten und ließ durch den niederländischen Oberst Simon de Bolzee ein Regiment Mariniers errichten, sowie drei weitere Fregatten, ein schweres und zwei leichte Schiffe, kriegsbereit machen, und bald darauf stach ein Geschwader von 20 Kriegsschiffen unter brandenburgischer Flagge gegen die Schweden in See, die erste preußisch-deutsche Flotte.

Während so der Kurfürst besonders durch die Gründung der Flotte seinen genialen Blick erwies, war der alte Derfflinger unermüdlich in der Ausbildung und Bereitschaftsstellung der Armee. Als Friedrich Wilhelm am 23. Mai 1675 wieder in

Schweinfurt eintraf, fand er alles in trefflichstem Zustande. Die Truppen brannten vor Begierde, sich mit dem Feinde zu messen, der unter allen möglichen Vorwänden die heimatlichen Lande mit Feuer und Schwert verwüstete.

Unter dem Feldmarschall von Wrangel waren in der letzten Woche des Jahres 1674 gegen 20,000 Schweden mit 64 Geschützen in der Kurmark erschienen und begannen sofort die Berennung des festen Grenzschlosses Löckenitz. Am dritten Tage gelang es ihnen, die kleine Feste zur Übergabe zu zwingen. Nun drangen die Schweden in der Ukermark vor. Da der ehrenwerte Feldmarschall von Wrangel erkrankte und infolgedessen sein Stiefbruder Generalleutnant von Wrangel den Befehl übernahm, hörte die früher so strenge und berühmte Mannszucht der Schweden vollständig auf, ja verwandelte sich in ihr Gegenteil. Der im Hauptquartier anwesende französische Gesandte verfehlte nicht zu Plünderung und Brandschatzung aufzuhetzen, und bald ließen die schaudererregenden Greuelthaten, welche sich die nicht gezügelten schwedischen Mordbrenner erlaubten, die Erinnerung an das Elend des dreißigjährigen Krieges verschwinden, denn das neue war stärker als jenes. Warum sollten die Schweden auch nicht die Lehren des gewaltigen Königs Ludwig XIV., die ihnen dessen Gesandter täglich predigte, befolgen? Die märkischen Bauern freilich waren damit keineswegs einverstanden. Sie thaten sich zusammen, ordneten sich tüchtigen Offizieren oder Adeligen unter und zogen gegen den unbarmherzigen Feind zu Felde. Auf ihrem Fähnlein stand:

„Wihr Bauern von geringem Gut
dienen unserm Gnädigsten
Kurfürsten und Herrn mit unserm Blut.“

Viele schwedischen Mannschaften erlagen den tapfern Verteidigern der Mark und ihr Vormarsch sogar kam ins Stocken. Daraufhin beschloß Wrangel sich westwärts zu wenden, um die Hauptstützpunkte dieser Parteigänger, Spandau und wenn möglich Berlin zu nehmen, somit den Herd der Verteidigung im Rücken zu fassen, in der Altmark vorzudringen und die Ver-

bindung mit den Hannoveranern aufzunehmen. Nun wurde auch in der Altmark die „Landwehr“, welchen Namen schon damals die Kompanien der Bauern führten, aufgeboten, und General von Sommerfeld lieferte mit diesen ungeübten, aber mutigen Kriegern den Schweden bei Cremmen und Fehrbellin ernste Gefechte. Schließlich mußten die braven Verteidiger aber doch der feindlichen Übermacht weichen und letzterer die Städte Oranienburg, Brandenburg, Rathenow und Havelberg überlassen. Dagegen gelang es dem wieder genesenen und zurückgekehrten Feldmarschall von Wrangel nicht, Spandau zu nehmen und weiter in der Altmark vorzudringen.

Trotz aller Mühe des Kurfürsten Friedrich Wilhelm fand er doch wenig Unterstützung durch seine Verbündeten. Die holländischen Kaufherrn wollten zwar die Schweden bekriegen, nicht aber ihre Handelsbeziehungen mit ihnen abbrechen. Wie es unter solchen Verhältnissen mit dem kriegerischen Vorgehen der geldgierigen Krämer gegen ihre gut zahlenden Kunden aussah, kann man sich vorstellen. Die Braunschweiger mußten gegen die drohenden Einfälle der Hannoveraner auf der Hut sein und konnten daher an kein Zusammengehen mit den Brandenburgern denken. Die Dänen besorgten von den Schweden zermalmt zu werden, ehe ihnen jemand zu Hilfe käme, und wollten warten, und die Kaiserlichen dachten nur an die Deckung von Schlesien und sahen daher keinen Grund ein, ein Korps zum Kurfürsten stoßen zu lassen. Viel konnte sich also Friedrich Wilhelm nicht auf seine Freunde verlassen. Da überdies in den Polen neue Feinde zu erstehen drohten, so beschloß er um so mehr, mit den Schweden möglichst schnell abzurechnen und diese, gälte es was es wolle, zurückzuschlagen, ehe sie die Elbe erreichten und sich mit den Hannoveranern vereinigen konnten. Freilich erkannte er deutlich, daß es sich in diesem Kampfe, in dem er allein auf die eigenen Kräfte angewiesen war, um Sein oder Nichtsein handele. War es doch die ziemlich unverhohlene Absicht der sauberen Gegner, der brandenburgischen Herrschaft zwischen Elbe und Oder gänzlich ein Ende zu machen,

ganz Norddeutschland unter schwedisch-französische Herrschaft zu bringen.

Das Heer des Kurfürsten bestand Ende Mai 1675 aus der bei Schweinfurt versammelten etwa 16,000 Mann starken Armee und den im Lande verteilten Besatzungen und Landwehren mit ungefähr 14,000 Mann. Am 26. Mai brachen die Brandenburger aus ihren Winterquartieren auf. Eine Seitenabteilung deckte den Marsch gegen etwaige Überraschungen durch die Hannoveraner. Schon am 11. Juni erreichte die in Eilmärschen vormarschierende Armee über Ilmenau und Staßfurt ungefährdet die Elbe. In Magdeburg ward Kriegsrat gehalten: was nun?

Wollte man die Schweden östlich umgehen, um Spandau und Berlin zu erreichen, so gab man die Altmark Preis und erleichterte dem Feinde die Vereinigung mit den Hannoveranern. Sie westlich zu umfassen, war zwecklos und zu gefährlich. Also mitten hinein auf Rathenow, um sie zu zersprengen und in zwei Teile zu trennen! Sollte dies gelingen, so war vor allem Geheimhaltung und Schnelligkeit notwendig. Um durch die Infanterie nicht zu langsamerem Marsche gezwungen zu sein, wählte man nur 1200 Mann Kerntruppen von verschiedenen Regimentern aus und setzte diese auf 120 Wagen, die sich zugleich mit der gesamten Reiterei, 5900 Pferde und 14 Geschütze stark, in rasche Bewegung gegen Pommern hin in Bewegung setzten. Alles in allem waren es 7100 Mann, mit denen die Brandenburger den 20,000 Schweden nebst ihren 60 Geschützen entgegenzogen.

Der Kurfürst selbst übernahm den Oberbefehl. Er stand damals in seinem 56. Jahre. Die mächtige Adlernase mit dem kurzen Schnurrbart darunter und die zusammengezogenen buschigen Brauen gaben seinem Gesichte den Ausdruck der Entschlossenheit und Thatkraft. Unter ihm befehligten der schon 69jährige Feldmarschall Derfflinger, dann der „Prinz mit dem silbernen Bein", wie man den Prinzen zu Hessen-Homburg nannte, der bei der Belagerung von Kopenhagen ein Bein verloren hatte, die Generale Lüdicke, von Goerzke und von

Goetze, der Generaladjutant von Kunowski, die Obersten de la Roche, Strauß, Hennigs und andere.

In der Nacht zum 14. Juni 1675 brach das kleine Korps aus Magdeburg auf und gelangte an diesem Tage bis Parchen in der Nähe von Rathenow. Von dort wurden drei kleine Reiterabteilungen zum Auskunden entsendet. Abends trafen zwei Rathenower Bürger im Lager ein, und aus deren Erzählung ergab sich, daß die Schweden in der Stadt — es lag dort der frühere Gesandte Oberst Wangelin mit seinem Dragoner-Regiment — vom Anmarsch der Brandenburger keine Ahnung hatten. Ein Adeliger der Umgegend bestätigte dies.

„Also vorwärts im Namen Gottes!"

Rathenow war damals von einem Arm der Havel auf allen Seiten umflossen. Drei Hauptthore mit davorliegenden Zugbrücken bildeten die Durchgänge durch die ziemlich starken Mauern. Außerdem gab es ein kleines Thörchen von einer Insel her, auf der die Mühlen lagen. Ein zweiter Havelarm floß etwa 500 Meter vor der Stadt vorbei.

Schon lange vor Tagesanbruch verließen der Kurfürst und seine Getreuen ihr Lager.

Gegen früh 2 Uhr trafen als die ersten der Brandenburger der alte Feldmarschall Derfflinger und einige Dragoner an der Havel und der dortigen Zugbrücke ein. Im Wachthause nebendran befand sich eine schwedische Wache.

„Halt! Was vor Volk?" rief deren Posten.

„Dragoner vom Regiment Bülow", antwortete auf gut schwedisch der zu einer Kriegslist greifende General Derfflinger, indem er rasch beifügte: „Laßt uns schnell ein. Die Brandenburgischen sind uns auf den Hacken."

„Da muß ich erst beim Oberst anfragen, sonst werde ich gehenkt."

„Die Kerls können jeden Augenblick da sein, dann ist's um uns geschehen. Sie sind uns mehr als sechsfach überlegen. Mach drum sogleich auf und laß die Brücke herunter, sonst sind wir verloren!"

Der Unteroffizier ließ sich überreden, die Zugbrücke senkte sich, brandenburgische Dragoner sprengten über sie hinweg und brandenburgische Säbel, vor allen der des Feldmarschalls sausten auf schwedische Köpfe. Dennoch entkamen einzelne Leute der Wache und alarmierten die Stadt.

Unterdessen rückten die übrigen Dragoner nach und man gelangte an die zweite Havelbrücke. Diese war aufgezogen. Man konnte nicht hinüber, und sofort eröffneten die Schweden von der Mauer und den Türmen herab ein heftiges Feuer. Das blieben die brandenburgischen Dragoner nicht schuldig; der Kampf begann.

Auf Befehl des Kurfürsten waren unterdessen 600 Musketiere unter dem Generaladjutanten von Kunowski und Oberstleutnant von Kanne auf mitgebrachten Booten an der Südseite der Stadt gelandet, hatten die dortigen Gärten erstiegen und in wiederholtem Angriff eine kleine Thüre der Stadtmauer erstürmt. Zugleich eroberten die Musketiere des Generals von Goetze das Mühlenthor, ließen die Zugbrücke herunter und nun stürmten auch die Dragoner in die Stadt. Bald folgten die übrigen Reiterregimenter.

Es ist wahr, die Finnen und Lappen des schwedischen Regiments Wangelin wehrten sich tapfer. Aber sie mußten der Übermacht erliegen. In kurzer Zeit war die Mehrzahl erschlagen, ihr Oberst, 5 Offiziere, 186 Dragoner wurden gefangen, etwa 600 Pferde, 6 Fahnen, die Heerpauken und Schalmeien erbeutet, und kein Soldat entkam, um den Seinen zu melden, wie es dem Oberst Wangelin und seinem Regimente in Rathenow ergangen. Nur die Frau Oberst konnte das Unglück melden; sie wurde gefangen, aber vom Kurfürsten mit Geleitsbrief nach Hamburg entlassen.

Außer der würdigen Dame hatten aber auch verschiedene der entsendeten Streifparteien dafür gesorgt, daß der schwedische Feldmarschall und sein Heer erfuhren: „Die Brandenburger sind da." Hatte doch der Oberst Strauß eine feindliche Reiterabteilung überritten, teils erschlagen, teils gefangen, und war doch am

gleichen Tage, an dem Rathenow fiel, der Oberst de la Roche plötzlich in die Vorstädte Brandenburgs gesprengt, hatte drei schwedische Wachen niedergehauen und an 200 Pferde erbeutet. Die Brandenburger selbst verloren am 15. Juni nur 2 Offiziere und 50 Mann.

Die nächste Folge des Überfalls von Rathenow, mit welchem der Feldzug so glücklich eröffnet wurde, war, daß die zerstreuten schwedischen Abteilungen sich so schnell als möglich zu vereinigen strebten und sich zu diesem Zwecke gegen Fehrbellin zurückzogen.

Der Kurfürst aber, ein gottesfürchtiger Herr, ließ am 16. Juni morgens zuerst einen feierlichen Dankesgottesdienst halten, dann machte er sich an die Verfolgung des Feindes. Die Rekognoszierung hatte ergeben, daß der Feldmarschall von Wrangel mit 3000 Mann bei Havelberg, der Generalleutnant von Wrangel mit dem größeren Teile des Heeres bei Brandenburg und Pritzerbe stände. Durch die Einnahme von Rathenow hatte man nun die schwedische Stellung wirklich gesprengt und stand in deren Mitte. Weiter erfuhr der Kurfürst, daß der Generalleutnant von Wrangel am 15. Juni gegen Rathenow marschiert, auf die Nachricht der Einnahme der Stadt durch die Brandenburger aber nach dem Engnis von Fehrbellin abgebogen sei, um durch dasselbe die großen Moorbrüche des Havelländschen Luch's zu umgehen und hinter dem Rhin und der Dosse den Anschluß an seinen Bruder zu erreichen.

Da gab es keine Zeit zu längerem Zögern. Friedrich Wilhelm ließ daher seine Infanterie zur Beobachtung bei Rathenow zurück und setzte sich lediglich mit dem kleinen Reiterkorps sofort wieder in Marsch, um die Heeresabteilung des Generals von Wrangel noch vor ihrer Vereinigung mit den Truppen des Feldmarschalls zu erreichen, während zugleich landkundige Reiter nach den Orten am Rhin sprengten, um das Abbrechen und Verbrennen der Brücken von Fehrbellin zu veranlassen; der Fürst von Anhalt-Dessau erhielt gleichzeitig Befehl, schleunigst alle in Berlin und Spandau entbehrlichen Truppen gegen Nauen in Bewegung zu setzen.

Schon am 17. Juni erkannte man, in welcher Eile der Feind seinen Rückzug bewerkstelligte. Waffen, Heergeräte und durch Übermüdung gefallene Pferde lagen zahlreich auf dem Wege. Konnten die Schweden schnell ausreißen, so verstanden es die Brandenburger, noch schneller nachzufolgen.

In der Nähe von Nauen holte General Lüdicke die feindliche Nachhut ein und klopfte sie tüchtig auf die Finger. Lustig genug schreibt dies der Prinz zu Hessen-Homburg an seine Gemahlin: „Meine Engelsdicke, wir seint braff auf der jacht mit den Herrn Schweden, sie seint hier beim passe Nauen diesen morgen übergangen, mußten aber bei 200 Toten zurücklassen von der arrierguarde; jenseits haben wir Fer-Berlin alle brücken abgebrant, und alle übriche pässe so besetzet, das sie nun nicht aus dem Lande wieder können, sobalt unsere Infanterie kombt, soll ob Gott wolle, die ganze armada dran."

Seine „Engelsdicke" saß aber ganz in der Nähe in Neustadt an der Dosse, welcher Ort seit 15 Jahren dem Prinzen zu Hessen-Homburg gehörte. Kein Wunder, daß der Prinz in der Fehrbelliner Gegend, welche ja also in seiner nächsten Nachbarschaft lag, jeden Stein kannte, weshalb er sich am 18. Juni vom Kurfürsten die Erlaubnis erbat, die Vorhut führen zu dürfen. Mit seinen 1500 Reitern „in gutem Trabe" zweifelte er nicht daran, daß er das Schweden-Wild bald von neuem aufspüren werde. Hatte doch der Feind in der Nacht zum 18. Juni seinen Rückzug in solcher Hast fortgesetzt, daß er, als die Brandenburger an diesem Morgen nach ihm Ausschau hielten, völlig verschwunden schien.

Aber „der gute Trab" des Homburgers und seiner Leute brachte sie wirklich bald auf die richtige Fährte. Zerbrochene Wagen, Harnische und sogar Eisenhüte ihrer Reiterei zeigten, welchen Weg die Schweden genommen hatten. Ein abscheulicher Nebel verhinderte jede Fernsicht. Als aber der Prinz die untrüglichen Zeichen der feindlichen Marschrichtung erkannte, befahl er kurz entschlossen: „Galopp, marsch!"

Auf dem breiten sandigen Wege jagte es pustend und

schnaubend durch den Nebel dahin. Rechts und links verhinderten ungangbare Luche (Moorstrecken) jede Bewegung. Anstrengend genug war dieser flotte Galopp im naßen Sand. Bald lief auch der Schweiß den schon durch die letzten ermüdenden Märsche stark mitgenommenen Rossen an den Schenkeln hinab.

„Thut nichts. Wir müssen sie erreichen, ehe sie die Brücken bei Fehrbellin wiederherstellen und sich über den Rhin retten können. Wenn man nur durch diesen verdammten Nebel —."

„Halt! Was vor Volk?"

Paff, paff! Krach, bumm! —

„Ah, die Schweden!"

Richtig hinter dem Landwehrgraben, der vom Rhin nach dem havelländschen Luch führte, standen sie, und ihre Musketiere und Geschütze eröffneten sofort ein heftiges Feuer auf die angaloppierenden Brandenburger.

„Halt! Oberst von Promnitz rechts, mein Regiment links aufmarschieren!" Der Befehl des Prinzen war im Nu ausgeführt. „So, nun so nahe heran, daß er sich in ein Scharmützel einlassen muß, das ihn solange aufhält, bis Seine Durchlaucht der Kurfürst mit der ganzen Kavallerie zu Hilfe kommt. Oberst von Promnitz soll ein hartes Treffen mit seinen Vortruppen anfangen."

Es wurde hart genug, denn General von Wrangel stand mit 12,000 Schweden in guter Stellung hinter dem Graben, und es gelang den brandenburgischen Reitern nicht, über letzteren wegzukommen.

Ein Adjutant wurde zum Kurfürsten zurückgeschickt, um die Gefechtslage zu melden und zu bitten, daß alle Truppen so rasch als möglich vorrückten.

Das Gros der brandenburgischen Reiterei war zwar in raschem Tempo seiner Vorhut nachgefolgt, allein so schnell wie die vorausgaloppierenden Reiter des Prinzen konnte es unmöglich vorwärts kommen. Etwa in der Gegend von Tietzow trafen die Nachrichten des letzteren über sein Zusammentreffen mit den

Schweden ein. Der Kurfürst war aber mit dem überraschen Vorgehen des Homburgers gar nicht recht einverstanden.

„Die Artillerie und die Masse kann nicht so schnell folgen. Derfflinger, was ist da zu thun?"

Der alte und bewährte Kampfgefährte des Kurfürsten hielt es für das beste, rechts ab über Cremmen zu marschieren, alle Brücken und Dämme bis Nauen, Kotzeband und Oranienburg, nach dem Übergang auch bei Cremmen zu zerstören, alle Landleute, Jäger u. s. w., welche bewaffnet wären, zu sammeln und zur Deckung der zerstörten Übergänge zu verwenden, sich selbst aber mit der Armee bei Fehrbellin vorzulegen und so den Feind vollständig abzuschneiden und auszuhungern.

„In zwei Tagen müssen sie um ihr Leben betteln."

Während der Kurfürst diesen Vorschlag überlegte, kam ein zweiter Offizier des Prinzen von Homburg angesprengt und bat von neuem um schleuniges Vorrücken der ganzen Armee, sowie um einstweilige Überlassung von Dragonern, da man ohne Schußwaffen dem Feinde über dem Landwehrgraben nichts anhaben könne. Dies bestimmte Friedrich Wilhelm, der Meinung seines Feldmarschalls zu entgegnen: „Da wir so nahe am Feinde sind, so muß er Fell und Federn lassen."

Darauf der alte Derfflinger: „Wohlan, Monseigneur, ich glaubte als General verbunden zu sein, meine Meinung zu sagen, wie ich es für am vorteilhaftesten und sichersten hielte. Aber wenn es Eurer Hoheit gefällt, die andere Meinung zu wählen, so hält mich dies nicht ab, dem Feinde allen Schaden zu thun, wenn dies auch mit mehr Gefahr und größerem Wagnis verbunden ist."

Freundlich winkte der Kurfürst seinem Marschall zu und gab sofort den Befehl zum raschen Weitermarsche der Armee. Die Dragoner wurden im Galopp vorausgesandt.

Nach längerem Hin- und Herplänkeln war es endlich dem Obersten von Promnitz gelungen, über den Landwehrkanal zu kommen. Kühn stürzte er sich auf den linken Flügel der Schweden und drängte denselben zurück. War der Angriff der Branden-

burger auch sehr schneidig geritten, so hätte er doch vollständig mißglücken müssen, wenn nicht Nebel und Regen die Angegriffenen über die Zahl ihrer Gegner getäuscht hätten. Wie aber gleich Riesen aus der grauen Wolke die brandenburgischen Reiter auftauchten, in schnellem Galopp, ganz entgegengesetzt der Angriffsweise anderer Reiterei heranjagten, das erste Glied nahe vor dem Feinde eine Pistolensalve abgab, und dann alle drei Glieder mit gezücktem Degen auf den Gegner eindrangen, da meinten die Schweden, es müsse das ganze Heer des Kurfürsten gegen sie losbrechen, sonst könnten diese doch nicht so wütend auf sie vorstürmen! Außerdem peitschten ihnen heftige, von Osten herfegende Sturmboen starke Regenschauer ins Gesicht, so daß sie durch die erhaltenen Schläge, den Nebel und den Regen völlig geblendet waren. Deshalb zog General von Wrangel mit seinen 12,000 Mann vor den 1500 Reitern des Prinzen von Homburg ab, um hinter Linum in dem dort etwas breiteren zugänglichen Gelände zwischen dem Rhin-Moor und dem Dechtower Eichenwalde eine bessere Stellung zu nehmen.

Natürlich war der „Prinz mit dem silbernen Bein" mit seinen brandenburgischen Reitern beim Abmarsch tüchtig hinterher und zauste jede schwedische Abteilung, welche nicht schnell genug ihren Massen folgte, nach Kräften am Fell. Er konnte sich jetzt auch mehr erlauben, denn die Derfflinger-Dragoner waren da und beteiligten sich an der schneidigen Jagd. Bald aber mußte man vorsichtiger sein und vom zu hitzigen Nachdrängen ablassen. Die Schweden marschierten hinter Linum wieder in Schlachtstellung auf. Links deckte sie das Moor vollständig. Rechts der Wald, „denn," meinten General Wrangel und seine Offiziere, „durch den dichten Wald kommen Reitermassen nimmermehr durch!"

Sie wußten eben nicht, wie Kurfürst Friedrich Wilhelm und sein Feldmarschall, der alte Derfflinger, seit Jahren die Erziehung der preußischen Reiterei in die Hand genommen hatten, so daß sie ganz umgestaltet war, und ihr ganz entgegen der sonstigen Anschauung der Generale jener Zeit von der

Leistungsfähigkeit der Kavallerie der Satz in Fleisch und Blut übergegangen war: „Der Kavallerie ist jedes Gelände genehm, auf dem nur eines Rosses Huf fußen kann.“ Zu ihrer größten Überraschung sollten sich aber die Herren Schweden bald deutlich genug davon überzeugen, was die brandenburgischen Reiter zu leisten vermochten.

Prinz Homburg war stets bei den ersten der Seinen und erkannte trotz Nebel und Regen denn auch in kurzem, daß der rechte Flügel des Feindes dessen schwacher Punkt sei und man demselben durch den Wald wohl beikommen könne.

Signale schmetterten durch die Luft. Die linken brandenburgischen Schwadronen schwenkten links ab. Einige schwedische Offiziere bemerkten es.

„Die armen Tröpfe sehen nicht, daß dort der Wald steht. Was wollen denn die eigentlich? Nun haben sie ja gar nicht mehr Platz zum Frontschwenken. — Was? Was ist denn das? Die traben ja in den Wald hinein? Wahrhaftig, jetzt sind sie im Dickicht verschwunden. Sie werden uns doch nicht im Gehölz umgehen wollen? Das ist ja nicht möglich! Das kann nicht sein!“

Es war aber doch so. Nur zu bald blitzte es wieder zwischen den Eichen und Büschen. Nicht aber vorwärts der schwedischen Aufstellung, wo jene brandenburgischen Reiter verschwanden, sondern rechts neben der eigenen Schlachtlinie und zwar so nah und gefahrdrohend, daß man es einfach nicht geglaubt hätte, wäre überhaupt eine Täuschung möglich gewesen.

Allein, paff, paff!

„Bei Gott, da haben wir's! Ihre Dragoner knallen uns wahrhaftig fast in den Rücken!“

Diese Überraschung war für den General von Wrangel zu gewaltig. Zum zweitenmal zog die ganze feindliche Armee vor der brandenburgischen Vorhut des Prinzen von Hessen-Homburg ab und suchte sich noch weiter rückwärts bei Hakenberg eine neue, wie sie glaubte, nun wirklich auch in der rechten Flanke gesicherte Stellung.

Dort erschien nämlich der Wald noch dichter wie bei Linum, und kleine, aber ziemlich steile Hügel machten — nach ihrer Meinung — das Gelände daselbst für berittene Truppen vollends ungangbar.

Um diese Zeit war Kurfürst Friedrich Wilhelm selbst mit seiner Masse, noch etwa 3800 Reiter und die 14 Geschütze, südöstlich der Dechtower Eichen und der daran grenzenden Tarmower Fichten angekommen. Er bildete zwei Treffen und eine kleine Reserve.

Der Nebel und der den Schweden mit verstärkter Macht ins Gesicht peitschende Regen hatte sie verhindert, das Überschreiten des Landwehrkanals durch die kleine Armee des Kurfürsten zu entdecken. Letzterer, nur von wenig Begleitern gefolgt, sprengte zur Stellung des Prinzen von Homburg vor. Schnell hatte er sich umgesehen.

„Der Homburg hat seine Sache brav gemacht! Soll die Schwedischen noch weiter vor Hakenberg inquirieren, während ich resolviere, groß Avantage durch Angriff auf ihren rechten Flügel zu haben.“

Nun verschwanden die brandenburgischen Reiter sämtlich im Wald. Aber nicht nur diese, sondern sogar die Geschütze drängten sich zwischen den Bäumen hindurch und kamen, wenn auch langsam, dennoch vorwärts. Wenn man sich die schwerfällige Ausrüstung der damaligen Kanonen vorstellt, so weiß man nicht, soll man mehr über die Kühnheit staunen, daß der Artillerie ein solcher Marsch überhaupt zugemutet wurde, oder über die Geschicklichkeit, mit der sie der gestellten Anforderung entsprach.

Freilich war dieser Marsch keine Kleinigkeit. Daß die Räder hier und da bis fast zur Achse im Schmutz versanken, war noch das wenigste. Die Kerls griffen eben in die Speichen und hoben Rad, Lafette und Rohr über die morastigen Stellen, wenn der doppelt so stark als gewöhnlich gemachte Vorspann nicht mehr ausreichte. Aber die dichten Büsche, die Bäume und die Wurzelstöcke gefällter Stämme! Möglichst suchte man

diese Hindernisse zu umfahren. Zwischen jenen dicken Storren ging es aber nicht mehr hindurch; die zwei Vorderräder des Geschützes waren durch, die hinteren klemmten sich aber fest. Die Kanoniere peitschten auf die Rosse, daß den armen Tieren das Blut über den Rücken rieselte und sie die letzte Kraft einsetzten. Alles umsonst.

„Müßt die ganze Haubitze über den Storren heben!"

„Geht nicht. Ist zu schwer!"

„Muß gehen. Zugefaßt!"

Der Unteroffizier hatte recht. Es ging, weil es gehen mußte. Hatte er doch selbst zugegriffen wie einer der alten Cyklopen, die Felsen aus dem Berge brachen, um ihre Riesenburg zu bauen.

„Jetzt noch ein Ruck! Noch einer! Und nun noch der letzte!"

Das Geschütz war drüben. Jetzt brachten es die Pferde allein weiter. Der brave Unteroffizier aber sank, ohne einen Schmerzenslaut auszustoßen, zu Boden. Bei der übermächtigen Anstrengung war ihm eine Ader im Innern gerissen; Blut drang aus seinem Munde; noch wenige Minuten, und der Brave hatte ausgehaucht.

So ging's durch den Wald. Fast unmöglich, aber sie leisteten es doch. Auf den Sandhügeln am Nordrand des Gehölzes schob sich jetzt ein brandenburgischer Dreipfünder neben dem andern vor; dann folgten zwei Haubitzen und sogar die zwei Zwölfpfünder. So standen 13 Geschütze bereit — nur eins war nicht mitgekommen — und nun ging's los.

Ei, wie da die Herren Schweden Augen machten, als es plötzlich rechts rückwärts ihres ersten Treffens donnerte und krachte, und prasselnd die Kugeln auf die Rückenpanzer und die Eisenhauben schmetterten!

Natürlich hatte der Kurfürst seine Geschütze nicht schutzlos einem feindlichen Gegenangriff ausgesetzt. Die Derfflinger- und Bomsdorf-Dragoner, geführt vom Hauptmann von Kottwitz, weil ihr Kommandeur bei Rathenow gefallen war, saßen ab,

nisteten sich seitwärts der einzelnen Kanonen und Haubitzen ein und eröffneten aus ihren Karabinern ebenfalls ein lebhaftes Feuer auf die ob solcher Grüße nicht wenig überraschten Schweden. General von Wrangel war aber kein Neuling. Schleunigst ließ er einen großen Teil seiner Schlachtlinie rechts schwenken, gegen den neuen Feind Front machen und zum Gegenstoß vorgehen. Oberstleutnant von Maltzahn führte das 1200 Mann starke Fußregiment Dalwig heran und die Reitergeschwader des zweiten schwedischen Treffens setzten sich gegen den linken Flügel der brandenburgischen Geschütze in Bewegung. Die Lage war für letztere ernst genug. Aushalten mußten sie, denn wenn sie mit äußerster Anstrengung auch Schritt für Schritt durch den Wald vorgekommen waren, an ein Zurückziehen vor verfolgender Kavallerie auf dem gleichen Wege konnte gar nicht gedacht werden. Nun mühten sich die braven Kanoniere, daß ihnen trotz Regen und Wind der Schweiß am Körper nur so herablief, und die Dragoner schossen, daß ihnen fast der Atem ausging vor lauter Anstrengung und vor lauter Pulverdampf. Es war auch zu jener Zeit keine kleine Sache, so ein Mordinstrument von einer Muskete zu handhaben. Einmal klemmte sich der Ladstock, dann paßte die Kugel nicht, nun konnte man nur mit äußerster Kraft die Zündpfanne schließen, das ganze Ding war an und für sich so schwer und schlug beim Schuß so stark an, daß, wenn man es nicht mit aller Gewalt festhielt, eine tüchtige Ohrfeige den Mann fast umwarf.

Zu gut und sicher traf man damals auch nicht, und so stand es also auf Spitz und Knopf, daß die Schweden zwischen die brandenburgischen „Brummer" eindrangen. Nun warfen sich dem anstürmenden Feinde die kurfürstlichen Leibtrabanten und das Kürassierregiment Anhalt entgegen. Es waren zusammen aber nur 4 Schwadronen von je 2 Kompanien. Die anderen Truppen steckten noch ziemlich zurück im Walde. Da sich der Nebel etwas gelichtet hatte, konnte man jetzt die ganze Sachlage besser überblicken. Sie sah recht verteufelt ungemütlich aus. Ein Ordonnanzoffizier wurde zurückgeschickt, um Hilfe zu

erbitten. Er stieß auf den Feldmarschall Derfflinger. Wahrscheinlich war jenem die gefährliche Aussicht sozusagen in den Magen gefahren, und er brachte sein Gesuch mit ziemlich kläglicher Miene und in wenig forschem Tone vor. Hu, wie ließ ihn darob der alte Haudegen an! Artigkeiten waren es nicht, die der Arme zu hören bekam, und er durfte froh sein, daß schließlich nur noch von: „selber seine Schuldigkeit thun und denen die Leitung überlassen, denen sie zusteht" die Rede war.

Allein richtig hatte der Ordonnanzoffizier doch gemeldet. Sowohl die Leibtrabanten, als die Anhaltschen gerieten auf zu große Übermacht, holten sich eine tüchtige Schlappe und mußten im Trabe zurückweichen. Da sah es für die Geschütze düster aus. In diesem Augenblick rückte das schwedische Fußregiment Dalwig mit gefällter Pike und begleitet vom Feuer seiner Musketiere unheimlich nahe heran. Die Anhaltschen und das Leibregiment ließen sich nicht halten. Es gehört ja zum schwersten, Reiter, welche sich Hiebe geholt haben, sofort wieder zum stehen zu bringen. Wenn auch viele gern wieder Front machen wollten, sie können einfach nicht, weil die Tiere der andern ihnen nicht Platz machen, und oft hat einer den guten Willen im Kopf, aber noch lange nicht in der Faust. Wenn die aber nicht am Zügel mit aller Gewalt reißt, so bringt sie so eine Bestie von einem rückwärts durchgehenden Gaul nicht herum, und, kurz und gut — die ganze Gesellschaft riß aus.

Besser hielten sich die Derfflinger- und Bomsdorf-Dragoner. „Uns sind die Geschütze anvertraut. Wir lassen sie nicht im Stich. Lieber lassen wir uns neben ihnen zusammenhauen!" Und sie blieben.

Trotzdem hätte es mit der ganzen brandenburgischen Artillerie übel genug ausgesehen, wäre nicht der „Prinz mit dem silbernen Bein" herbeigeeilt, um im Nu die drohende Gefahr zu erkennen und zu deren Abwehr die Görzke-Kürassiere heranzuholen. Die stürzten sich den Schweden entgegen, obwohl sie dem Feinde der Zahl nach nicht zur Hälfte gewachsen waren und brachten deren Vorstoß bald zum Stehen.

Unterdessen erkannte aber General von Wrangel durch die Lücken des Nebels, daß die brandenburgischen Angriffe in der Front nur Scheinmanöver seien, der Hauptschwerpunkt der Schlacht aber auf seinem rechten Flügel liege. Deshalb zog er immer mehr Truppen nach rechts und beschloß, einen neuen Versuch gegen die Geschütze seines Gegners zu unternehmen.

Auf der brandenburgischen Seite war Kurfürst Friedrich Wilhelm soeben mit seinem freilich nur aus einigen Getreuen bestehenden Gefolge bei den Geschützen vor dem Walde angekommen und erkannte ebenfalls in wenigen Sekunden, daß hier die Entscheidung des Tages lag.

Die Geschütze verloren, die Schlacht verloren! Und gerade jetzt wichen Anhaltsche und Leibtrabanten und ein neuer schwedischer Angriff brauste einher. Da richtete sich der Kurfürst im Sattel empor, scharf blickte sein kühnes Auge vorwärts über das Getümmel der Schlacht, fest waren die Lippen aufeinander gepreßt, unwillkürlich griff die Rechte nach dem Schwerte. Man sah, der Mann weiß, was er will. Und ob er es wußte! In diesem Augenblicke reifte in ihm der Entschluß, alles, wenn nötig sich selbst, einzusetzen, zu siegen oder zu sterben. Dieser Entschluß war es, der ihn zum großen Kurfürsten machte, der Brandenburgs und mittelbar damit auch Preußens, ja Deutschlands Geschick bestimmte.

„Adjutant von Küssow!"

„Kurfürstliche Durchlaucht befehlen?"

„Oberst Mörner und sein Regiment sollen mir die Geschütze retten!"

Der Generaladjutant jagte davon. Gleich darauf schmetterten Signale durch die Luft, Kürassiere setzten sich in Trab und der rasch herbeigesprengte Oberst stand vor seinem Fürsten.

„Eher will ich sterben, als dem Feinde die Geschütze lassen!"

Dann jagte der Oberst weiter, neue Trompetensignale ertönten, die Kürassiere setzten sich in Galopp und rasselnd und klirrend stürzte es auf die Schweden los. Man stieß aber auf wackere Feinde. Das ostgotische Regiment des Baron Wacht-

meister war es, das zuerst den Mörnerschen unter die Klingen kam. Wehrten sich tüchtig ihrer Haut, diese Schweden, und auch mancher schneidige Hieb fiel zurück.

„Wer ist der stolze Reiter vor der Mitte des Feindes?"

„Das ist der schwedische Obrist."

Oberst von Mörner hatte kaum diese Worte vernommen, so war auch sein Entschluß gefaßt. Er drückte beide Sporen in die Weichen seines Tieres und mit mächtigen Sätzen flog das edle Roß auf den feindlichen Oberst los. Jetzt noch ein Satz und der Gegner war erreicht. Da holte Oberst Mörner hoch aus, seine Klinge blitzte über dem Haupte des Feindes. Der konnte das Schwert nicht mehr ziehen. Aber seine Reiterpistole hob er schnell in die Höhe, hielt die Mündung dem Gegner dicht vor die Brust und drückte ab. In diesem Augenblick sauste aber die Klinge des Brandenburgers hernieder; scharf drang sie durch den Hut, durch die Haare, durch den Schädel, durch das Gehirn des Schweden, und entseelt sanken beide Obersten, jener mit durchschossener Brust, dieser mit durchhauenem Haupte von den Pferden.

Kaum sah dies der tapfere Oberstleutnant Henniges, so setzte er sich an die Spitze der braven Kürassiere. Wild tummelte sich der Kampf hin und her. Da traf eine Pistolenkugel auch den Oberstleutnant. Schwer verwundet sank er aus dem Sattel. Neue schwedische Schwadronen griffen von der Seite her in den Kampf und umfaßten die nunmehr führerlosen brandenburgischen Kürassiere. Bald mußten auch diese der Übermacht weichen. Zersprengt flatterten sie bald hier=, bald dorthin; dann jagten sie flüchtend zurück.

Es war ein ernster, der eigentlich entscheidende Moment.

Aber der große Kurfürst erkannte ihn.

Unermüdlich hatte der alte Derfflinger hinter der Front angeordnet, gewettert, gelobt, kurz alles nur Menschenmögliche gethan, um neue Geschwader heranzuführen.

Jetzt waren sie da. Friedrich Wilhelm sah sie. Ein

Leuchten verklärte sein schönes Gesicht. Zu weitläufiger Befehlserteilung war keine Zeit.

Da sprengte der große Kurfürst selbst vor die nächsten Kompanien, wie ein Blitz flog sein Degen aus der Scheide und: „Getrost, tapfere Soldaten! Ich, Euer Fürst und nunmehriger Kapitän, will siegen oder ritterlich mit Euch zugleich sterben!“ Konnte es etwas geben, was die brandenburgischen Reiter mehr zu begeistern vermochte, als solche Worte, solches Beispiel! Sie jagten drauf, hinter ihrem geliebten Kurfürsten drein. Und welch' eine flotte Jagd war es! Die Schweden sahen bald, hier nahte ihr ärgster Feind. Alle Geschütze feuerten ihm entgegen. Eine Kanonenkugel flog zwischen des ritterlichen Fürsten Brust und dem Halse seines Pferdes hindurch und traf den neben ihm reitenden Stallmeister von Froben zu Tode. Der Kurfürst selbst und seine Reiter stürmten weiter. Bald waren sie vor den feindlichen Scharen, dann dicht bei ihnen, jetzt mitten darin. Nun blitzte und zischte es durch die Luft. Die Begeisterung erhöhte die Kraft der Brandenburger, scharf und schneidig saßen ihre Hiebe. Aber auch die Schweden zeigten, daß sie aus guter Schule kamen, und dazu waren sie noch stark in der Mehrzahl. Plötzlich im Getümmel fand sich der große Kurfürst ganz von Schweden umringt. Unermüdlich sauste seine spanische Klinge nach allen Seiten. Er wäre aber doch der Übermacht erlegen, hätten nicht neun seiner braven Brandenburger ihres Fürsten Not erkannt und mit vorzüglicher Tapferkeit ihn herausgehauen.

Während hier der Kampf unentschieden hin und her wogte, schien sich hinten der alte Derfflinger zu verdoppeln. Er ruhte nicht, bis er alle Regimenter herangebracht und zum Eingreifen angesetzt hatte. Nun strömte es aus dem Walde heraus wie ein schwellender Strom, immer schneller, immer wachsender, immer gewaltiger, und warf sich in das Gewoge der hin und her wirbelnden Reiterschlacht.

Auch der Homburger mit dem silbernen Bein stürzte sich mit den Schwadronen seines linken Flügels von neuem in den

Kampf. „Zuweilen mußte ich laufen, zuweilen machte ich laufen." So schrieb er tags darauf seiner „allerliebsten Engelsdicken".

Derfflinger hatte nun den letzten Reiter beigebracht und eingesetzt. Jetzt hielt es den alten Haudegen auch nicht länger. Drauf mußte er trotz seiner 69 Jahre, und mancher Schwede bezeugte mit seinem Blute, wie der Alte noch seine Klinge zu führen verstand. Freilich mußten ihn der Homburger und einige Reiter auch einmal heraushauen, sonst wäre es ihm doch schlecht ergangen.

Endlich, endlich nach schwerem, verzweifeltem Ringen hatten die Schweden genug. Die ganze Reiterei ihres rechten Flügels wurde geworfen und verließ fliehend das Schlachtfeld.

„Was steht noch dort?"

„Das Regiment zu Fuß von Dalwig!"

„Drauf!"

Nur wenigen brandenburgischen Schwadronen mußte hierzu der Befehl erteilt werden. Die anderen sahen von selbst, um was es sich handelte. Wie wenn man unter eine zerstreute Schar Wasservögel ein Stück Fleisch wirft, und nun alle so schnell als möglich herbeieilen, um den guten Bissen zuerst zu erlangen, so jetzt die brandenburgischen Reiter auf das schwedische Regiment. Bald wußten die armen Musketiere gar nicht mehr, woher denn die Feinde eigentlich kamen. Sie kamen eben von allen Seiten. Was half es jenen, daß sie sich brav, tapfer, männlich wehrten! Solchem Ansturm mußten sie erliegen und bald deckten 1100 Mann und sämtliche Offiziere als Leichen das Feld ihres Ruhmes. Nur 20 Mann entkamen, 70 wurden gefangen.

Dann jagten die brandenburgischen Reiter auf die anderen schwedischen Fußregimenter des rechten Flügels los. Schwere Verluste erlitten auch diese.

Jetzt sah General von Wrangel ein, die Hälfte seiner Armee war vollständig geschlagen, ein großer Teil von ihr sogar vernichtet. Er beschloß, seinen noch unberührten linken

Flügel zurückzuführen und brachte diesen denn auch in fester Haltung gegen Fehrbellin.

In diesem Augenblick zerteilte die Sonne den noch immer wallenden Nebelschleier. Ein herrlicher Anblick bot sich dem Kurfürsten und seinen Getreuen. Der Feind war teils in heller Flucht, teils in vollem Rückzuge zu erschauen.

Man gab sich aber nicht lange dem Genusse solchen Bildes hin. Es war noch Wichtiges zu thun.

Die Artillerie schwenkte herum, um die Weichenden mit ihren Kugeln zu begleiten, und die Reiterei des rechten Flügels wurde zur Verfolgung angesetzt. Es gelang ihr aber nicht mehr, dem Gegner weiteren Abbruch zu thun, denn die Kavallerie des noch ganz unberührten linken schwedischen Flügels wies alle Angriffe der Brandenburger ab, bei denen sich jetzt ihre geringe Zahl fühlbar machte. Auch dem rechten feindlichen Flügel konnte man nicht mehr viel schaden. Ja, zum Henker auch! Pferde sind eben noch keine Maschinen, und Menschen ebensowenig. Wenn man aber so und so viele anstrengende Märsche, eine fast Übermenschliches erfordernde Schlacht, einen nur durch die äußerste Anstrengung von Roß und Reiter erfochtenen Sieg hinter sich hat, dann sieht es eben mit Puster und Muskelkraft scheu aus, und von einer sehr energischen Verfolgung kann da mit bestem Willen keine Rede sein.

War auch nicht nötig, denn die Schweden hatten genug und machten sich an und für sich so schnell als möglich aus dem Staube oder, für heute besser gesagt, aus dem Schmutze.

Das war der Tag von Fehrbellin, die Schlacht, in der der große Kurfürst mit 5800 Reitern und Dragonern*), sowie 13 Geschützen über 11,000 Schweden mit 38 Geschützen vollständig gesiegt, ihnen über 2100 Mann erschlagen, 1000 Gefangene abgenommen, 8 Fahnen, 2 Standarten und 1 Geschütz erobert hatte. Der Verlust der Brandenburger betrug dabei nur 218 Tote und 282 Verwundete und Vermißte.

---

*) Die gesamte Infanterie war ja noch nicht herangekommen.

Gleich nach Beendigung der Schlacht traf die erste vom Fürsten von Anhalt aus Berlin geschickte Verstärkung, das Reiterregiment von Frankenberg, ein. Bald folgte auch Infanterie. Nun hätte man ja sogleich die unterbrochene Verfolgung wieder aufnehmen können. Derfflinger wollte es auch. Allein der große Kurfürst, ebenso klar und ruhig überlegend, wie kühn und todesmutig, hatte Bedenken und wollte noch weitere Verstärkungen abwarten. „Der Feind ist uns besonders an Infanterie und Artillerie noch viel zu sehr überlegen, unsere Leute sind großenteils fast ganz erschöpft und der Gegner würde, zum äußersten gezwungen, in der guten Stellung bei Fehrbellin den nachdrücklichsten Widerstand leisten. Es ist besser, dem fliehenden Feinde goldene Brücken zu bauen."

Auch den Vorschlag seines Feldmarschalls, Fehrbellin in Brand zu schießen, um den Schweden noch möglichst zu schaden, lehnte er ab, „denn" sagte er, „ich bin nicht gekommen, um mein Land zu verbrennen, sondern um es zu retten!"

Die kleine siegreiche Armee bezog also am 18. Juni auf dem eroberten Schlachtfeld bei Hakenberg einstweilen ein Lager. Dort ritt der Kurfürst bei den einzelnen Regimentern herum, lobte und belohnte, tadelte aber auch da, wo es gerechtfertigt war.

Den Marschall Derfflinger aber ließ es nicht ruhen noch rasten. Noch bevor die Hauptmasse der Infanterie von Magdeburg her nachgekommen war, setzte er sich am 19. an die Spitze einer kleinen Reiterabteilung und erbeutete mit derselben noch 6 Geschütze und an 2000 Bagagewagen. Am 20. Juni folgte ihm nach einem allgemeinen Dankesgottesdienst der große Kurfürst mit 3000 Mann Fußtruppen und 6000 Reitern bis zur mecklenburgischen Grenze und bezog dort Quartiere, um die Ankunft der Hauptmasse seines Heeres abzuwarten. Die brandenburgischen Marken waren ja jetzt frei vom Feind. Trümmer von Heergeräte, tote Pferde, Waffen und viele Deserteure bezeichneten genau den Weg, den die Schweden genommen.

Schon am 19. hatte der Feldmarschall von Wrangel erfahren, wie schlimm es seinem Bruder ergangen war. Er war

sofort mit seiner Heeresabteilung aufgebrochen, vereinigte sich bei Wittstock mit der geschlagenen Armee und setzte den Rückzug in fluchtartiger Eile auf Wismar fort. Die schwedische Armee aber war nahezu aufgelöst, denn mehr als 4000 Mann ihrer angeworbenen Truppen verließen die geschlagenen Fahnen.

Der Sieg bei Fehrbellin hatte aber auch noch außerdem die gewaltigsten Folgen.

Zum erstenmal wieder seit langen Zeiten erfüllte bald ganz Deutschland, von den brandenburgischen Landen ausgehend, ein Gefühl des Stolzes auf das Vaterland und seine Größe, und auch im Auslande machte der große Sieg, den das kleine Brandenburg über das mächtige Schweden gewonnen hatte, einen gewaltigen Eindruck.

Von allen Seiten beeilte man sich, dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm Glück zu wünschen. In Wien, Madrid, Kopenhagen und im Haag gab man große Feste zur Feier der brandenburgischen Kriegsthaten. Der Zar von Moskau und ein Tartaren-Chan bewarben sich um das Bündnis des Fürsten, der solche Thaten verrichtet, und in England feierte man den Sieger von Fehrbellin wie einen Nationalhelden.

Ludwig XIV. sogar besaß Gerechtigkeitssinn genug, seinen siegreichen Gegner „un sage prince et grand capitaine“ zu nennen. Mit seinem Anschlage aber, gegen das deutsche Reich auch von Norden her einen unbarmherzigen, raub- und mordgierigen Feind zu hetzen und dadurch sich selbst den Triumph über den gehaßten Nachbar zu erleichtern, war es nichts geworden. Im Gegenteil! Die Niederlage der Verbündeten Frankreichs hatte allen noch schwankenden Fürsten und Staaten gezeigt, was ihr Los sei, wenn sie sich noch länger weigerten, offen Farbe zu bekennen. Der Polenkönig unterließ es daher auch, einen gegen Brandenburg gerichteten Vertrag mit Frankreich zu unterzeichnen, und Kursachsen, Hannover und Bayern verstanden sich zu Neutralitätsverträgen.

So änderte der Tag von Fehrbellin ganz mächtig die allgemeine politische Lage. War auch der Krieg noch lange nicht

beendigt und standen sowohl den Brandenburgern, als ihren Verbündeten noch schwere Kämpfe und den deutschen Landen noch harte, entsetzliche Zeiten bevor — der Tag von Fehrbellin erfüllte doch das deutsche Volk mit neuen Hoffnungen auf seine Zukunft, und ein Name war in aller Munde, der Name des Kurfürst Friedrich Wilhelm, des großen Brandenburgers.

IV.

Der Krieg in Holland und am Rhein in den Jahren 1675 und 1676.

Während im Nordosten des deutschen Reichs der Kampf zwischen dem Kurfürsten von Brandenburg und den Schweden vor sich ging und den im vorigen Kapitel erzählten herrlichen Verlauf nahm, hatte der Krieg auch auf dem holländischen und rheinischen Kriegsschauplatz seinen Fortgang genommen. Im Mai 1675 wurde zunächst in Holland die alljährliche große Posse wieder in Scene gesetzt, d. h. Ludwig XIV. begab sich zur Armee, um die nötige Masse von Kriegsruhm einzunehmen, die er brauchte, um sich den folgenden Winter dann wieder ordentlich besingen und verherrlichen lassen zu können. Wie nicht anders zu erwarten, hatte man die Vorbereitungen hierzu gründlich getroffen und deshalb ging das ganze Stück hier in tadelloser Ordnung vor sich. Um den Prinzen Condé besonders zu ehren, hatte der König erklärt, daß er diesmal nur als Freiwilliger den Unternehmungen seines großen Marschalls beiwohnen werde. Programmmäßig wurde eine Reihe von kleinen Festungen in Gegenwart des Königs, des Prinzen Condé und der ganzen „maison du roi“ erobert, und zwar am 29. Mai durch den Marschall von Crequi Dinant, am 6. Juni durch den Marquis de Rochefort das befestigte Städtchen Huy, am

21. Juni durch den Herzog von Enghien die Stadt Limburg. Auch auf dem linken Scheldeufer drangen die Franzosen in das Land von Waes ein und bedrohten Antwerpen. Als aber der Prinz von Oranien, der sich, nachdem ihm sein Versuch, die von General Calvo besetzte Festung Mastricht den Franzosen wieder zu entreißen, mißlungen war, von dem Krankenbett, auf welches ihn die fortgesetzte Anstrengung und der Kummer über den Gang der Dinge niedergeworfen, wieder erhoben hatte, eine Bewegung gegen sie machte, zogen sie doch vor, Holland selbst unverrichteter Dinge wieder zu räumen.

Im Süden Frankreichs drang der Graf von Schomberg vor, eroberte Bellegarde, rückte in Katalonien ein und erwarb sich durch die Wegnahme mehrerer Städte den Marschallstab.

Waren die französischen Operationen im Norden und Süden des Kriegsschauplatzes von verhältnismäßigem Erfolg begleitet, so traf sie dagegen am mittleren Kriegsschauplatz, am Rhein, ein schwerer Verlust. Der Kaiser hatte für gut befunden, Bournonville, der im vorigen Jahre dem Großen Kurfürsten das Leben, sei es durch seine totale Unfähigkeit, sei es durch seine Heimtücke und Hinterlist, herzlich sauer zu machen verstanden hatte, nach Wien zurückzuberufen und die Führung der Armee noch einmal in die Hände des bejahrten Montecuccoli zu legen. Während dieser noch mit sich zu Rate darüber ging, ob er von neuem gegen Straßburg und das Elsaß vorgehen solle, war ihm Turenne mit gewohnter Energie und Überlegung schon zuvorgekommen, hatte den Rhein überschritten und damit Montecuccoli den Weg verlegt. Nun begannen wiederum, wie schon einmal im Jahre 1673, zwischen den beiden Feldherrn, deren jeder die Kriegskunst seiner Zeit als ein Meister beherrschte, eine Reihe von Märschen und Gegenmärschen, wobei jeder derselben sich bestrebte, möglichst gute Stellungen zu gewinnen und den Feind aus einer solchen hinaus zu manövrieren. Beide Armeen waren sich fast gleich stark, indem die kaiserliche etwa 26,000, die französische 25,000 Streiter zählte. Deshalb vermied jede, sich mit der anderen auf dem Schlachtfelde zu

messen. So dauerte dieses Kriegsschachspiel vom Mai bis 27. Juli. Es war in den Tagen, da der Große Kurfürst die Schweden aus Pommern hinausschlug. Bei Sasbach war es Turenne durch ein kühnes Manöver gelungen, sich zwischen Montecuccoli und seinen Unterfeldherrn Caprara einzuschieben; die Kaiserlichen mußten unter ungünstigen Verhältnissen angreifen oder sich zum Rückzug, voraussichtlich bis hinter den Neckar, entschließen. Montecuccoli entschied sich zu ersterem, ließ seine Armee in Schlachtstellung gehen und in der Nähe von Sasbach eine Batterie auffahren. Ermüdet, übergab er, um ruhen zu können, auf einige Zeit den Oberbefehl dem Prinzen Hermann von Baden. Dieser eröffnete sofort das Feuer. Eine der ersten Kugeln der Batterie des Prinzen traf den neben Turenne stehenden General St. Hilaire, schlug auf und zerriß dem Marschall selbst die Brust und das Herz. Noch zweimal öffnete er die Augen, dann war einer der größten und bei seinen Landsleuten beliebtesten, im Auslande aber wegen seiner Grausamkeit gehaßtesten Feldherrn Frankreichs tot.

Bestürzung ergriff in wenigen Minuten die ganze französische Armee. Niemand konnte Turennes Erbe, seinen Gedanken für die bevorstehende Schlacht übernehmen und ausführen, es gab zwischen den beiden anwesenden Generalen Duras*) (Lorges) und Vaubrun Rangstreitigkeiten. und die Folge war ein eiliger Rückzug. Nachdem nun ihr gefährlichster Gegner tot war, konnten die Kaiserlichen freilich ihre Kühnheit zeigen; eine unliebe Überraschung war ja jetzt nicht zu befürchten, und der Graf Caprara und zumal der ihm beigegebene jugendliche Prinz Ludwig von Baden zeichneten sich bei der Verfolgung der zurückmarschierenden Franzosen durch ihr tapferes Vorwärtsdringen aus. Schon an der Rench und der Kinzig, am hartnäckigsten aber bei der noch von Turenne erbauten Rheinbrücke bei Altenheim kam es zu heftigen Kämpfen. In letzterem Treffen fiel

---

*) Duras führte auch den Namen Marquis de Lorges nach einer ererbten Herrschaft.

der französische General Vaubrun, so daß der Graf von Lorges nun unbestritten den Oberbefehl über die französische Armee übernehmen und dieselbe in die Vogesen zurückführen konnte. Montecuccoli folgte dem Feinde, überschritt bei Straßburg den Rhein und machte sich daran, das Elsaß zurückzuerobern. Während die Franzosen im Leberthale bei Markirch gedeckt durch Schlettstadt ein Lager bezogen, schlossen die Kaiserlichen Hagenau und Zabern ein.

Soweit hätte alles gut gestanden, wären nicht unterdessen die Nachrichten vom Tode Turenne's, vom Rückzug der französischen Armee und dem Vordringen Montecuccoli's im Elsaß bei Ludwig XIV. eingetroffen. Rasch entschlossen beauftragte dieser den Prinzen Condé, „die Dinge dort oben wieder in Ordnung zu bringen", übergab die Kriegführung in den Niederlanden von neuem dem Herzog von Luxemburg und kehrte selbst nach Versailles zurück. Es war ja auch jetzt auf dem Kriegsschauplatz nicht viel Ruhm mehr zu holen.

Schon im August traf Condé mit Verstärkungen im Elsaß ein und übernahm sofort den Oberbefehl über die dortige französische Armee. Ohne Zögern und ebenso energisch als vorsichtig, wie es in der Natur des genialen Feldherrn lag, ging er vor. Schon am 22. August mußte Montecuccoli die Belagerung von Hagenau aufheben und am 14. September entsetzte Prinz Condé das vom Markgrafen von Baden blockierte Zabern.

Die Lage war noch lange keine schlimme. Dennoch zog sich Montecuccoli wieder über den Rhein zurück und überließ ohne jeden weiteren Widerstand das Elsaß wieder den Franzosen, die ihre früheren Plünderungen und Brandschatzungen von neuem begannen und dann Winterquartiere bezogen.

Die Kaiserlichen aber, die sich ebenfalls schon Ende September im Breisgau, in Schwaben und in Franken beschaulicher Winterruhe hingaben, kümmerte es nicht viel, wenn ihnen Kundschafter oder Landleute meldeten, daß da und dort gegen Himmel aufsteigende Rauchsäulen von neuem die Einäscherung unglückseliger Weiler oder Dörfer verrieten.

Erreichte also Montecuccoli trotz der Gunst des Schicksals, als welche der Tod Turennes gelten konnte, am Oberrhein lediglich nichts, so kämpften inzwischen die Herzoge Karl IV. von Lothringen und Georg Wilhelm von Braunschweig und Lüneburg an der Mosel glücklicher. Mit einer von verschiedenen Kontingenten zusammengesetzten Armee von 30,000 Mann waren sie zur Rückeroberung des Kurfürstentums Trier und Lothringens aufgebrochen. Die Hauptstadt Trier wurde belagert; zu ihrem Entsatz entsendeten die Franzosen den Marschall von Crequi. Mit nur 10,000 Mann marschierte dieser längs der Mosel gegen die belagerte Festung. Anfangs August war er bei Tawern in der Nähe von Saarburg eingetroffen und bezog dort ein Lager.

Bei den Verbündeten vor Trier erfuhr man die französischen Bewegungen rechtzeitig. Sofort brach der Herzog von Lothringen mit seiner Armee auf, ließ nur ein kleines Beobachtungskorps vor Trier und rückte dem Feinde entgegen. Den Lothringern gelang es, die französischen Posten an der Conzer Brücke zu verjagen und dann wurde diese letztere so hergestellt, daß die Infanterie darüber gehen konnte. In der Ebene zwischen der Saar und den etwa 2 Kilometer entfernten Höhen waren die Franzosen aufmarschiert.

Am 11. August 1675 rückten die Verbündeten gegen diese Stellung vor. Dem Marquis von Grana, der ihren rechten Flügel befehligte, gelang es mit seinen Lothringern den Feind so einzuschüchtern, daß er den Aufmarsch der Mitte und des linken Flügels der Verbündeten nicht zu stören wagte. Als letzterer vollendet war, griffen diese beiden an und beschäftigten den Gegner wiederum so, daß Grana Zeit fand, von den Höhen herabzusteigen, den linken französischen Flügel zu umfassen und zu werfen. Das war das Zeichen zum allgemeinen Vorstoß, und dieser bewirkte, daß die Frauzosen bald ihr Heil in regelloser Flucht suchen mußten. 3000 Mann blieben auf dem Platze, 70 Fahnen und Standarten wurden von den Verbündeten erbeutet, mit knapper Not gelang es dem Marschall von Crequi selbst, als Bauer verkleidet, über Saarburg nach Trier zu ent-

kommen. Nun wurde er dort belagert. Schon durch die erste Einschließung war in der Stadt großer Mangel eingetreten. Jetzt erreichte die Not den höchsten Grad. Dazu gab es keine Hoffnung auf einen neuen Entsatzversuch. Dies war die Ursache, daß sich ein Teil der französischen Garnison gegen die Anordnungen des Marschalls von Crequi, der die Stadt, welche er nicht entsetzen konnte, nun um jeden Preis halten wollte, direkt empörte.

Die Belagerer hatten Bresche geschossen. Der Sturm und damit die voraussichtliche Niedermachung der Garnison standen bevor. Trotzdem erklärte der Marschall, sich noch weiter verteidigen zu wollen. Er beabsichtigte ernstlichst, sich unter den Ruinen der Stadt begraben zu lassen. Die Garnison aber dachte nicht so heldenmütig wie ihr Befehlshaber. Schon erschien die erste Sturmkolonne der Verbündeten an der Bresche, da erklärte der dort befehligende Kapitän Boisjourdan, daß er kapitulieren wolle. Er selbst brachte die betreffende Urkunde zum Marschall, der sich weigerte, sie zu unterzeichnen.

„So werde ich Sie niederschießen wie einen Narren, denn durch Ihre Halsstarrigkeit wird die ganze Garnison nutzlos geopfert.“

Damit erhob der aufrührerische Offizier eine Pistole und richtete sie auf den Kopf des Marschalls. Dieser zuckte mit keiner Wimper.

„Wollen Sie jetzt unterzeichnen?“

„Nein, niemals!“

Schon war Boisjourdan im Begriff abzudrücken, als ein dem Marschall treu gebliebener Offizier dem Meuterer die Pistole aus der Hand schlug und hierauf in dem entstehenden Wirrwar den Oberbefehlshaber aus dem Zimmer und aus dem Hause drängte. Mit etwa 400 Mann, die keine gemeinsame Sache mit den Aufrührern machten, zog sich der Marschall in den Dom zurück. Die Garnison aber kapitulierte. Vor den eindringenden Verbündeten wich Crequi noch bis in den Turm, mußte sich

aber schließlich am 6. September 1675 doch kriegsgefangen geben Sein König löste ihn bald um 50,000 Lire wieder aus.

Von Trier wäre dem Herzog von Lothringen der Weg in das Reich seiner Väter offengestanden; da erkrankte er, an dessen Körper Alter und Gram schon lange nagten, und starb. Man verglich ihn mit Moses, der das Land der Verheißung nur sterbend noch schauen durfte. Der Erbe seiner Ansprüche war sein Neffe Karl V., der ebenfalls im kaiserlichen Heere diente.

Sowohl auf deutscher und deren Verbündeten wie auf französischer Seite machte sich immer stärker das Bedürfnis nach Frieden geltend. Dadurch, daß Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg die im Rufe des besten Heeres der Welt stehende schwedische Armee geschlagen hatte, war für Ludwig XIV. die Aussicht verschwunden, durch seinen nordischen Bundesgenossen Brandenburg und die norddeutschen Staaten so zu beschäftigen, daß er erfolgreich neue Raubzüge im Westen Deutschlands unternehmen lassen konnte. Auch trug der Tod Turennes viel dazu bei, ihn friedlicher zu stimmen. Er war daher einverstanden, daß im Herbste 1675 Bevollmächtigte zusammentraten, um in Nymwegen über einen Friedensschluß zu unterhandeln.

Daß zu jener Zeit die Abwicklung derartiger diplomatischer Geschäfte nicht so glatt und schnell vor sich ging wie jetzt, lag in den Verhältnissen. Vor allem hatte man unzählige Personen zu befragen, Meinungen zu hören und endlose Rücksichten zu nehmen. Mußte doch der Abgesandte jedes der vielen kleinen Ländchen, in die unser armes Vaterland zerstückelt war, gehört werden. Diese rafften sich nur in den seltensten Fällen zu einer nationalen Denkweise auf. Meist ließen sie sich durch die kleinsten und kleinlichsten Sonderinteressen leiten und übersahen dabei vollständig, daß sie schließlich doch selbst darunter leiden mußten, wenn infolge ihrer Uneinigkeit ein gemeinsames Handeln der Deutschen gegenüber den anmaßenden französischen Forderungen hintertrieben wurde. Zudem wußte Ludwig XIV. sehr gut

durch Schmeicheleien, Geschenke, direkte Bestechungen, Befriedigung ehrgeiziger Streber einerseits, Drohungen und Einschüchterungsmittel aller Art anderseits diesen Zwiespalt zwischen den deutschen Fürsten oder zwischen ihren Abgesandten zu nähren und zu seinem Nutzen auszubeuten.

Dann spielten die großen Entfernungen und die unzulänglichen Verkehrsmittel eine Rolle. Sollte eine Entscheidung verschleppt werden, so brauchte ja nur einer oder der andere der Bevollmächtigten zu behaupten, er müsse sich für diesen Fall erst die Genehmigung seines Monarchen erholen. Bis dann ein Kurier die weite Reise hin und her gemacht hatte, vergingen Tage, oft auch Wochen, und manche Unternehmung, deren Ergebnis man noch vorher auf einer Seite gerne abgewartet hätte, konnte unterdessen wirklich zu Ende geführt werden und dadurch der ganzen Sachlage ein ganz anderes Ansehen gegeben werden. Besonders die Österreicher waren in einer solchen Hinausziehung der Unterhandlungen groß. Wie mancher Vertrag scheiterte endlich auch daran, daß einer der Herrn Hofräte gerade an dem Tage, wo er mit abstimmen sollte, so von seinem wahren oder erdichteten Zipperlein geplagt wurde, daß er nicht persönlich im Ratszimmer erscheinen konnte, worauf die weitere Verhandlung vertagt werden mußte.

Weiter und zwar gar nicht nebensächlich kam die strenge Etiquette, das ans Komische grenzende Formenwesen jener Zeit in Betracht. Wie viele Zusammenkünfte verliefen ergebnislos, nur weil man sich nicht darüber einigen konnte, wer den Vorsitz zu führen, wer das erste Wort zu sprechen habe, wie diese oder jene Formel zu fassen, ob solche oder andere Ausdrucksweise angezeigt sei. Vor allem aber die Bedeutung, welche bei Ausfertigung der Verträge selbst den Anredeformeln beigelegt wurde. Selbst da war es möglich, durch ein manchmal sogar vermittelst geheimer Bestechung der Schreiber erwirktes Übersehen nochmals das ganze Schriftstück ungültig zu machen und einige Tage Zeit zu gewinnen.

Auch die Verhandlungen zu Nymwegen, die im Herbste

und Winter 1675 begannen, hatten bis zum Ende des Januars 1676 noch keinerlei Ergebnis, als Nachrichten eintrafen, welche die französischen Gesandten veranlaßten, jede Rücksicht zur Seite zu stellen und durch neue Forderungen das Zustandekommen des Friedens zunächst zu verhindern. Die holländische Flotte, der Hauptstolz und die Hauptmacht der Generalstaaten, die bisher fast stets siegreich geblieben war, hatte am 8. und 9. Januar bei den liparischen Inseln nördlich Siziliens eine empfindliche Niederlage erlitten. Admiral de Ruyter, der angesehenste Seemann seiner Zeit, hatte sich vor dem gewandten Duquesne zurückziehen müssen. Infolge davon erlangte das französische Okkupationskorps auf Sizilien unter dem Herzog von Vivonne die Überhand über die Spanier, welche am 25. März bei Messina eine schwere Niederlage erlitten. Und bei dieser einen Hiobspost blieb es nicht. In einer neuen Seeschlacht am 22. April 1676 waren die vereinten holländisch-spanischen Flotten bei Agosta wieder von den Franzosen geschlagen und der Admiral de Ruyter so schwer verwundet worden, daß er wenige Tage darauf in Syrakus starb. Die flüchtigen Flotten erlitten bei Palermo durch Vivonne und Duquesne eine dritte Niederlage und nun wurde fast ganz Sizilien den Spaniern entrissen und Vivonne zum Vizekönig der Insel ernannt.

Angeregt durch diese unerwarteten Erfolge seiner Flotte beschloß Ludwig XIV., den Feldzug auch zu Land mit einem großen Schlage womöglich zu Ende zu bringen. Trotz des Todes von Turenne und des infolge der Kriegsstrapazen im Winter 1675 auf 76 erbetenen und erhaltenen Rücktrittes des Prinzen Condé war der französische König durchaus nicht in Verlegenheit wegen Führung seiner Truppen. Die beiden großen Feldherrn hatten eine ganze Reihe guter Generale erzogen, unter denen der große Festungsbaumeister und Belagerer Vauban nun mehr und mehr hervortrat, und es muß als ein wirkliches Verdienst Ludwigs XIV. bezeichnet werden, daß er es verstand, tüchtige Männer auf geeignete Plätze zu stellen und dort, auch wenn sie vorübergehend Unglück hatten, zu erhalten. Außerdem

stand ihm auch sein Minister Louvois, der Mann kalter, kluger Berechnung, außerordentlicher Leistungsfähigkeit und rücksichtslosester Energie, zur Seite.

Der König selbst übernahm anfangs April 1676 den Oberbefehl über die in den Niederlanden operierenden Truppen und drückte schon dadurch aus, daß er in diesem Jahre das Hauptgewicht nach Holland verlegen wolle. Er meinte, daß dessen Vertreter sich nach der Niederlage ihrer Flotte am ehesten den französischen Friedensbedingungen fügen würden, umsomehr dann, wenn eine neue Invasion ihr Land bedrohe, und daß nach dem Friedensschluß mit Holland derjenige mit dem Kaiser von selbst sich ergeben werde, da denn doch die Seele der ganzen Opposition Prinz Wilhelm von Oranien war, und eine Fortsetzung des Kampfes seitens des Kaisers und seiner Verbündeten ohne die Generalstaaten nicht zu erwarten war. Da auch der alte Feldmarschall Graf Montecuccoli in diesem Winter sich in den Ruhestand zurückgezogen hatte, der brandenburgische Kurfürst aber noch durch die Schweden zurückgehalten war, so befürchtete Ludwig XIV. deutscherseits in diesem Jahre mit Recht nichts Entscheidendes und beschloß daher, umsomehr seine ganze Kraft gegen Holland zu konzentrieren, um dieses mürbe zu machen. Das andere werde sich dann von selbst finden.

An der Spitze der gegen die Niederlande bestimmten Truppen befehligten unter dem Könige selbst der Herzog von Orléans, die Marschälle Herzog von Luxemburg, d'Humières, Graf Schomberg, de la Feuillade und Graf Lorges. Crequi befehligte ein Korps, welches zwischen der Mosel und Maas, der aus dem Elsaß zurückgezogene Marschall von Rochefort ein anderes, welches zwischen der Maas und Sambre mehr eine Verteidigungsstellung einnehmen sollte.

Der Erfolg des Feldzuges entsprach aber nicht in vollem Maße dem gemachten großen Aufwande. Es wurden zwar dank der Kunst Vaubans rasch wieder mehrere feste Schlösser zwischen Mons und Brüssel und zwischen Condé und St. Ghislain genommen, auch die Festung Condé selbst zur Übergabe

gezwungen. Als man aber dann zur Belagerung der Festung Bouchain schritt, rückten der Prinz von Oranien und der Herzog von Villa Hermosa mit 50,000 Spaniern und Niederländern an, um sie zu entsetzen. Ludwig XIV. wollte den Oranier zur Schlacht zwingen. Dieser wich aber aus, zog sich unter die Kanonen von Valenciennes zurück, und nun standen sich beide Heere lange Zeit unthätig und beobachtend gegenüber. Endlich zogen die Verbündeten ab, um Mastricht den Franzosen wieder zu entreißen. Daraufhin — ein richtiger Aktschluß ist ja bei jeder Theatervorstellung nötig — ließ Ludwig XIV. noch die kleine Festung Aire belagern und einnehmen und kehrte dann nach seinem geliebten Versailles zurück. Er sehnte sich zu sehr nach den gewohnten Genüssen seines üppigen Lebens dortselbst zurück und hatte den Aufenthalt in den kleinen Orten oder gar in den Zeltlagern des Kriegsschauplatzes herzlich satt. Deshalb begnügte er sich mit den wenigen bisher errungenen Lorbeeren, von denen noch dazu einige mehr aus Talmi als aus Gold bestanden, und übergab die Armee dem Grafen Schomberg. Dieser führte sie zum Entsatze von Mastricht, das der General Calvo mit großer Tapferkeit immer noch hielt. Es gelang ihm wirklich, den Prinzen von Oranien zur Aufhebung der Belagerung zu zwingen und ihm einen großen Teil des Belagerungsmaterials abzunehmen.

Damit endete der Feldzug dieses Jahres in den Niederlanden. König Ludwig XIV. hatte also trotz verschiedener kriegerischer Erfolge doch sein Ziel, die Holländer zum Nachgeben und zur Annahme seiner Friedensbedingungen zu zwingen, nicht erreicht. Er unterschätzte eben die Zähigkeit und Ausdauer des Prinzen von Oranien, der, wenn er auch als General nicht hervorragend glücklich war, doch die Zähigkeit des niederdeutschen Blutes in seinem Charakter keinen Augenblick verleugnete. In Spanien und in der Grafschaft Roussillon war nichts Besonderes vorgefallen.

Bei den Kaiserlichen und ihren Verbündeten hatte man sich zu keiner thatkräftigen Kriegsführung aufraffen können.

Nach dem Rücktritt Montecuccolis und dem Tode des alten Herzogs von Lothringen, des Türkenbesiegers, war auch kein Führer da, den man mit einer größeren Aufgabe betrauen konnte. Der junge Herzog Karl V. von Lothringen, ein Neffe des vorigen, hegte zunächst vor allem den Wunsch, durch die Hilfe des Kaisers und Reiches sein verlorenes Land wiederzugewinnen. Auf ein so einseitiges Vorgehen ließ sich aber Kaiser Leopold I. nicht ein. Dagegen konnte man sich in Wien auch nicht zu energischem Auftreten gegen Ludwig XIV. aufraffen, obwohl gerade 1676 die Aussichten für große Erfolge gut gewesen wären, da die Niederlage der Schweden, Turennes Tod und die Entblößung der französisch-deutschen Grenze von großen Truppenmassen des Feindes günstig in die Wagschale gefallen wären.

Der Herzog von Lothringen begnügte sich dann, die Festung Philippsburg zu belagern. Eine ganze Reihe jüngerer deutscher Prinzen hatten sich dem Belagerungskorps angeschlossen, wodurch sich ein reger Wetteifer entwickelte; man kam überein, den Platz durch Freiwillige stürmen zu lassen. Mehr Leute, als man erwartete, meldeten sich zu dem kühnen Unternehmen, so daß man sogar manche derselben zurückweisen mußte. Aus Rücksicht für seinen hohen Rang wurde auch dem jungen Prinzen Ludwig von Baden die Teilnahme untersagt. Der schneidige, damals 20jährige Prinz ließ sich aber dadurch nicht abhalten, stellte sich an die Spitze einer der Sturmkolonnen und beteiligte sich mit vorzüglicher Tapferkeit an dem Überfalle. Ebenso Prinz Friedrich von Württemberg, der aber seinen Heldenmut mit dem Tode bezahlen mußte. Dreimal war der Sturm vergebens. Allein die tapferen Verbündeten ließen nicht nach. Dem vierten Angriff erlag die so brav verteidigte Festung am 17. September 1676.

Nunmehr glaubten die Franzosen, daß die deutschen Kriegsvölker über den Rhein ziehen würden, um die Stellung der französischen Armeen in Flandern und in den Niederlanden von Südosten her anzugreifen. Das war ihnen eine willkommene Ausrede, um das ganze Land zwischen der Saar und der

Mosel ebenso gründlich zu verwüsten, wie es vorher Turenne zwischen Neckar und Rhein und zwischen dem Speierbache und der Lauter gethan. Ludwig XIV. hatte ja von seinem Minister Louvois oft genug vorgetragen bekommen, daß eine Armee sich nicht in einer Gegend halten könne, in der sie keine Lebensmittel mehr aufzutreiben vermöge. Die Sache hatte auch ihre Richtigkeit. Ein geordnetes Verpflegswesen mit Fuhrparkskolonnen und festen Magazinen gab es damals noch nicht. Man lebte großenteils sozusagen von der Hand in den Mund, d. h. man nahm, was man im Lande vorfand. Ohne jeden Skrupel bemühten sich nun die Franzosen, die voraussichtlich vom Feinde zu durchziehenden Gegenden in eine Wüste zu verwandeln, in der es selbst dem eifrigsten Nachsuchen gegnerischer Requirierungsabteilungen nicht mehr möglich war, Unterhaltsmittel für ihr Heer aufzutreiben. Sie verfuhren überall sehr summarisch, indem sie die Vorräte, welche sie noch entfernen konnten, für ihren Gebrauch aufspeicherten, alles andere, sowie sämtliche etwa als Unterkunftsräume benutzbaren Häuser und Hütten anzündeten und die noch unreifen Feldfrüchte durch darüber reitende Kavallerie zerstampfen ließen. Wer wagte, sich der Vernichtung seiner Habe nur im geringsten zu widersetzen, wurde erschlagen. So erging es jetzt den blühenden Gefilden zwischen Metz, Saarburg und Saarlouis, und bald verkündeten überall zum nächtlichen Himmel aufsteigende Feuer- und Rauchsäulen: Hier haben die Truppen Ludwigs XIV. auf seinen und seines Ministers Befehl ärger gehaust als seinerzeit die Hunnen. Und doch nannte man den Führer der letzteren „die Geißel Gottes", jenen aber „den allerchristlichsten König".

Noch eine weitere nicht zu rechtfertigende Gewaltthat erlaubten sich die Franzosen in diesem Jahre nördlich der Franche-Comté. Unter der Ausrede, die Verbündeten könnten gegen letztere vorgehen wollen, besetzten sie die kleine zu Württemberg gehörige Feste Mömpelgard, obwohl der Herzog von Württemberg sowohl mit dem Kaiser, als auch mit Ludwig XIV. einen Neutralitätsvertrag geschlossen hatte. Was frug aber der mäch-

tige König Frankreichs nach dem Rechte eines kleinen deutschen Fürsten! — Außerdem marschierte der Herzog von Luxemburg mit einem französischen Heere in die Gegend von Breisach und verhinderte dadurch wirklich den Herzog von Lothringen, noch gegen Ende des Jahres 1676 einen Einfall in die Franche-Comté zu unternehmen.

Auch das Jahr 1676 schloß, ohne daß die fortlaufenden Verhandlungen zu Nymwegen dem Frieden zu gute gekommen wären. Im Westen Deutschlands hatten zwar keine großen kriegerischen Ereignisse stattgefunden, dennoch aber seufzten wiederum Tausende und aber Tausende deutscher Bürger mit ihren obdachlosen Familien an dem Grabe ihrer Habe, an den Schutthaufen ihrer heimatlichen Wohnstätten, deren Asche nur zu deutlich verriet:

„Das ist das Werk des französischen Königs, die Schandthat Ludwigs XIV. und seiner Generale!"

V.

Des großen Kurfürsten Feldzüge gegen die Schweden 1676—1678 und der Friede zu Nymwegen und zu St. Germain-en-Laye.

Die Einnahme von Philippsburg hatte Ludwig XIV. doch sehr verstimmt. Er beschloß, sich dafür in den Niederlanden glänzend zu rächen. Der Minister Louvois machte noch einmal gewaltige Anstrengungen, und schon im Februar 1677 konnten die Franzosen neu verstärkt zur Belagerung von Valenciennes schreiten. Der König selbst verließ in diesem Jahre auffallend früh trotz der Thränen der schönen Marquise von Montespan sein Schloß zu Versailles und traf am 28. Februar bei der Armee vor Valenciennes ein. Sein Bruder und fünf Marschälle befanden sich in seinem Ge-

folge. Letztere wechselten tageweise im Oberbefehl ab. Die eigentliche Seele der Operationen war aber der General und berühmte Festungsbaumeister Vauban. Man erlangte anfangs wenig Vorteile gegenüber der sehr starken und gut verteidigten Festung. Da schlug Vauban vor, dieselbe mit Sturm zu nehmen, und zwar entgegengesetzt der damaligen Kampfweise durch einen gewaltsamen Angriff am hellen Tage. Louvois und die Marschälle widersetzten sich diesem Vorschlage entschieden. Ludwig XIV. sah aber die Richtigkeit der Gründe Vaubans ein, befahl den Sturm und die Festung fiel am 17. März 1677. Ebenso wurde Cambrai eingenommen und dann zur Belagerung von St. Omer geschritten. Der Prinz von Oranien zog zum Entsatze der Stadt herbei, wurde aber durch den Herzog von Orléans bei Mont=Cassel entschieden geschlagen. Nur durch einen sehr geschickten Rückzug rettete er sein Heer. St. Omer kapitulierte am 20. April. Jetzt hatte der französische König das Kriegsleben wieder satt und kehrte nach seinem geliebten Versailles zurück.

Die Kriegsführung Deutschlands entbehrte nach wie vor jeder einheitlichen Leitung und Thatkraft. Der Herzog von Lothringen wollte längs der Saar und Mosel nach Lothringen vordringen, mußte aber in Pont=à=Mousson und Metz vor der Armee des Marschalls von Crequi zurückweichen. Nun erhielt er einen Befehl des Kaisers, sich mit dem Prinzen von Oranien bei Charleroi zu vereinigen. Allein der gewandte Crequi, der diesmal seinen Kriegsruhm durch verdoppelte Umsicht wieder=herzustellen suchte, legte sich ihm überall vor, und es blieb dem Herzog nichts übrig, als unverrichteter Dinge nach dem Rhein zurückzukehren. Selbst diese Absicht konnte er nicht nach freiem Willen durchführen, denn den Weg nach dem Oberrhein hatte ihm Crequi versperrt. Nun wandte sich der Herzog nach Kob=lenz, und hier gelang es ihm endlich, das rechte Ufer wieder=zugewinnen. Seine Armee hatte bei diesen Hin= und Herzügen weniger gelitten als die armen, armen Bewohner der durch=streiften Gegenden. Wollten doch natürlich die Franzosen dem

Feinde alle möglichen Marschhindernisse in den Weg legen und deshalb ihn der Mittel zum Unterhalt seines Heeres berauben. Dazu mußte das Land wieder gründlich „ausfouragiert“ werden und nur zu viele brennende Dörfer und Weiler bewiesen aufs neue, wie gründlich sie damit zu Wege gingen.

Auf dem südwestlichen Kriegsschauplatz operierte ebenfalls eine kaiserlich-deutsche Armee herum. Der Herzog zu Sachsen-Eisenach führte sie mit viel gutem Willen, aber mit noch viel mehr Ungeschick. Von einem Zusammenwirken mit der Armee des Herzogs von Lothringen war fast keine Rede. Dem französischen General von Monclar gelang es ohne schwere Mühe, trotz seiner schwächeren Truppenzahl, den Eisenacher vom Elsaß an den Rhein zurückzudrängen. Dort auf einer Insel glaubte der letztere endlich vor den unaufhörlichen Belästigungen durch seinen rührigen und unermüdlichen Gegner sicher zu sein. Er täuschte sich, denn Monclar, der Verstärkungen erhalten hatte, schloß ihn vollständig ein. Endlich erwirkte es der Rat des neutralen Straßburg, daß die verbündeten deutschen Truppen des Eisenachers unter der Bedingung, in diesem Feldzuge nicht mehr gegen Frankreich zu dienen, nach Rastatt abziehen durften. Als Lohn dafür ließ man die alte deutsche Reichsstadt später schmählich im Stich.

Unterdessen war der bei Koblenz über den Rhein gegangene Herzog von Lothringen auf dem rechten Ufer wieder stromaufwärts marschiert. Crequi befand sich zufolge den Nachrichten der Kundschafter noch an der Saar. Deshalb überschritt der Lothringer bei Philippsburg zum zweitenmale den Rhein. Er wollte dem so sehr bedrängten Eisenacher zu Hilfe eilen und rückte nun auf dem linken Rheinufer gegen Straßburg vor. Bei dieser Stadt wurde er aber wieder von dem französischen Marschall am 7. Oktober 1677 überfallen und von neuem zum Rückzug gezwungen.

Nunmehr aber macht Crequi die Offensive und ging selbst auf das rechte Ufer vor; er marschierte gegen Freiburg im Breisgau, welche Festung er sofort belagerte. Der Kommandant

derselben war ein alter kaiserlicher General namens Schulz. Ihm stand ein Graf Portia zur Seite. Beide leiteten die Verteidigung so matt und so ungeschickt, daß die Festung am 14. November mit geringer Mühe erobert wurde. Als man den unfähigen General vor ein Kriegsgericht stellen wollte, fand er keine andere Entschuldigung als die Worte: „Warum hat man mir denn meine erbetene Entlassung nicht schon längst bewilligt?“

An einen rechtzeitigen Entsatz der belagerten Festung, der vielleicht durch den Herzog von Lothringen möglich gewesen wäre, konnte man nicht denken, weil dessen Korps allein zu einem solchen Unternehmen zu schwach war und die Reichstruppen ohne jede Rücksicht auf die allgemeine Kriegslage — Winterquartiere bezogen hatten.

Auf solche haarsträubende Weise wurde der Krieg seitens der Kaiserlichen und der Reichstruppen geführt und zwar gegen so tüchtige Generale und so leistungsfähige Armeen, wie sie den Franzosen zu Gebote standen. Man muß sich wundern, daß unter diesen Umständen unser deutsches Vaterland nicht noch schlechter wegkam. Wäre Ludwig XIV. nicht nur ein prunkliebender und genußsüchtiger König, sondern auch ein wirklicher Feldherr — etwa wie Napoleon I. — gewesen, wer weiß, ob die große Lüge von dem heiligen römischen Reiche deutscher Nation nicht damals schon vor aller Welt aufgedeckt worden wäre und der Tag seines Endes schon damals gekommen wäre. So aber konnte sich „Kaiser und Reich“ noch über ein Jahrhundert hinfristen, bis der morsche Bau in sich zusammenbrach, und noch einer langen und unaussprechlich harten Prüfungszeit des deutschen Volkes und noch vieler und schwerer Kämpfe mit demselben Frankreich, welches unter Ludwig XIV. seinen heiligen Boden so gröblich mißhandelte, bedurfte es, bis der Boden von dem alten Schutt gereinigt und ein soliderer Grund gelegt war, auf dem sich der Neubau des Deutschen Reiches im Jahre 1870 aufrichten konnte, das, so Gott will, fester und den Stürmen besser gewachsen ist, als das frühere.

Kläglich genug hatte also auch der Feldzug des Jahres 1677 im Westen und Südwesten des Reiches geendet. Partikularistische Interessen, Uneinigkeit und Unfähigkeit waren die Ursache der Mißerfolge, und Ludwig XIV. konnte ohne Scheu die Farce zu Nymwegen weiterspielen lassen, denn es lag ja noch in seiner Hand, die Friedensverhandlungen zu fördern oder zu hintertreiben.

Nur ein Mann war im Reiche, der diese Zustände hätte ändern können, wäre seine Macht seiner Gesinnung und seinem Willen gleich gekommen. Dies war Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst von Brandenburg. Allein er hatte genug damit zu thun, die fremden Eindringlinge aus seinem eigenen Lande und aus dem Norden des Deutschen Reiches zu jagen. Wohl erkannte er, daß durch energisches Zusammenwirken aller Kräfte der Verbündeten der gemeinsame Feind bald geschlagen und die geliebte deutsche Erde von den fremden Kriegsvölkern befreit sein würde. Aber er sah auch ein, daß bei der Umständlichkeit, Methodik und Langweiligkeit der kaiserlichen Politik und kaiserlichen Kriegsführung an ein Aufraffen zu so entschiedenem Handeln nicht zu denken sei. Schmerzlich klingt es aus seinem Briefe an den Prinzen von Oranien heraus, wenn er nach dem Tage von Fehrbellin schreibt: „Ich beklage nichts mehr als die gute Zeit, die man vorbeigehen und dem Feinde läßt, um sich aus seiner Furcht und großen Confusion wieder zu recolligiren."

Ja, hätte man damals ihm den Oberbefehl über alle gegen Frankreich aufzustellenden Truppen gegeben, wie ganz anders wären die Feldzüge von 1676, 77 und 78 geführt worden!

Es geschah aber nicht, und zum größten Teile trug daran der Neid schuld, mit dem man in Wien trotz aller Höflichkeit in der Form den großen Kurfürsten gerade wegen seiner Erfolge beargwohnte. Mit Recht erkannte der scharfblickende Fürst, daß es vor allem notthue, sein Land und damit auch das Deutsche Reich im Norden gegen die Schweden zu sichern und diese endlich

von den deutschen Landen zu vertreiben. Brandenburg kam es zu, am Strande der Ostsee Wacht zu halten; war erst hier die Gefahr beseitigt, welche von dem nordischen Bedränger fortwährend drohte, so war es dann umso eher möglich, auch die brandenburgische Kraft zum Schutz der Westgrenze des Reiches mit Erfolg einzusetzen. Behielt Kurfürst Friedrich Wilhelm bei solcher Erwägung auch die Vergrößerung, Sicherung und Wohlfahrt seiner eigenen Stammlande scharf im Auge, so war hier der eigene Gewinn doch auch der Gewinn und Nutzen des Reichs, und die Gelegenheit für Brandenburg, zu beweisen, daß es das eigene Interesse dem allgemeinen bereitwillig unterordne, wenn es nötig war, kam in den Türkenkriegen und im spanischen Erbfolgekrieg bald vollauf.

So beschloß der große Kurfürst denn sofort nach dem Siege von Fehrbellin, mit aller Energie gegen die Schweden vorzugehen. Um den Feldzug zu einem glücklichen Ende zu führen, reichten seine Kräfte allein aber nicht aus. Er mußte sich also an den Kaiser und die übrigen Verbündeten um Unterstützung wenden. Dank seinem bisherigen Triumphe über den Feind schritten wenigstens die Verhandlungen rasch fort. Ein aus Kaiserlichen, Kursachsen, Dänen und Brandenburgern bestehendes Korps sollte Pommern von Westen und Süden, eine brandenburgische Armee von Osten her angreifen, Lüneburger und Dänen gegen Bremen und Verden vorgehen, holländische und brandenburgische Schiffe in die Weser dringen und eine dänisch-holländisch-brandenburgische Flotte gegen die Odermündungen, Rügen und die Ostseeküsten operieren.

Im Entwurfe war dies alles sehr gut, die Ausführung wurde durch die Lässigkeit der Verbündeten aber teils verzögert, teils gründlich verdorben.

In Schweden hatte der gewandte Abgesandte Ludwig XIV., der General von Feuquières, durch großartige Bestechungen über die warnende und von dem leichtsinnigen, ja doch nur im Interesse Frankreichs geführten Kriege abratende Partei des Staatsrates Björnclo den Sieg davongetragen, und man

rüstete sich mit aller Macht zu neuen Kämpfen. Kurfürst Friedrich Wilhelm wollte daher möglichst schnelle Schläge führen, rückte gegen den Hauptstützpunkt der Schweden in Pommern, gegen Wismar, vor und eroberte noch im Juli 1675 Warnemünde. Ebenso drangen seine Generale Spaen und Eller gegen Bremen vor.

Nun sollten die Münster'schen mit 5000 Mann zu ihnen stoßen. — Sie fehlten.

Die Lüneburger waren gegen Verden beordert. — Sie fehlten.

Die Kaiserlichen sollten anfangs Juli mit 10,000 Mann in Mecklenburg eintreffen. Mitte August trafen 6000 ein.

4000 Kursachsen sollten mit ihnen kommen. — Sie fehlten.

Die dänische Flotte — fehlte. Sie war noch nicht bereit.

So begann der eigentliche Feldzug nicht, wie der große Kurfürst geplant, anfangs Juli, sondern erst im September und wurde fast ausschließlich von den Brandenburgern geführt.

Der Oberstwachtmeister Schorr nahm die Insel Poel bei Wismar, General von Görzke schlug die Schweden bei Stolpe, General von Grumbkow bei Jarmen, der Kurfürst selbst bei der Gützkower Fähre. Dann wurde Loitz genommen und weiter nordwärts marschiert. Am liebsten hätte Friedrich Wilhelm die wichtige Festung Stralsund erstürmt. König Christian V. von Dänemark konnte sich nicht zur Mitwirkung entschließen. Endlich waren nämlich die Dänen da. Diese belagerten nun Wismar, der Kurfürst eroberte Wolgast. Schließlich wurde noch Wollin von den Brandenburgern erstürmt. Dann zwang die rauhe Jahreszeit, Winterquartiere zu beziehen.

Die eingetretene Ruhe benützte der schwedische General Graf Königsmark, um wieder gegen Wolgast vorzudringen. Er kam aber schlecht an. Oberst Hallard verteidigte die Stadt siegreich, bis der General Graf Schwerin mit seinen Brandenburgern über das Eis des Haffs auf Usedom vordrang, die dortigen Schweden zurückwarf, dadurch Wolgast entsetzte, und der alte

Derfflinger den andern Teil derselben bei Wolgast selbst tüchtig überritt. Ihr Rest floh nach Greifswald und Stettin.

Neue Verträge verzögerten im Jahre 1676 das Vorgehen der Brandenburger bis zum Juni. Endlich war auch die dänisch-holländisch-brandenburgische Flotte zur Stelle und schlug die schwedische am 11. Juni bei Öland. Nun ließ der große Kurfürst zunächst die von den Schweden wieder belagerte und von Oberst Hallard mit gleicher Tapferkeit und Ausdauer wie im Winter vorher verteidigte Feste Wolgast entsetzen und dann die kleinen, auf dem Wege nach Stettin liegenden befestigten Städte, welche sich noch in schwedischem Besitz befanden, nehmen.

So wurde unter anderen auch Demmin belagert. Die Eingeschlossenen wehren sich tapfer. Noch ist keine Aussicht, die kleine Feste durch regelmäßige Belagerung zu zwingen. Das dauert dem General von Görzke zu lang.

„Wir wollen das Nest erstürmen. Wer meldet sich freiwillig dazu?“

Alle sind dabei. 25 Derfflinger-Dragoner waren die ersten. Sie und ihr Wachtmeister Tobst erhalten den Vortritt.

„Der Anschlag kann nur gelingen, wenn der Feind völlig überrascht wird. Peinlichste Ruhe muß erhalten werden, jedes Sprechen, Rufen, Anordnen ist auf das strengste verboten.“ So lautet der Befehl des Generals.

„Dragoner,“ spricht der Wachtmeister Tobst zu seinen Leuten. „Das Maulhalten ist Ehrensache! Ein ehrloser Schuft, wer durch Lärm sich und seine Kameraden verrät! Vorwärts!“

Es war eine dunkle, stürmische Nacht. Da nahen, Gespenstern gleich, die 25 Dragoner dem feindlichen Hauptgraben. Sie schleppen eine schwache Holzplanke mit.

Tobst macht ein Zeichen. Sofort liegen alle flach auf der Erde. Kein Glied rührt sich. Jenseits geht die Ronde vorbei. Sie blickt über den Wall nach dem Gegner. Wohl bemerkt der Führer die unklaren Umrisse der brandenburgischen

Dragoner. Er beobachtet sie aufmerksam. Endlich sagt er zu sich selbst: „Das sind Steine! Ich habe mich getäuscht!“ Weiter marschiert die Ronde. Weiter bleiben regungslos die Dragoner liegen. Man mußte sie wirklich für Steine halten. Jetzt erhebt sich Tobst. Lautlos ebenso die andern. Sie ersteigen das Glacis. Man hört keinen Tritt. Geisterhaft schiebt sich die Planke über den Graben. Sie reicht. Tobst ist der erste, der sie betritt. Zwar klopft das Herz fast hörbar, zwar schwankt das schwache Brett, zwar drückt der Sturm auf die Schultern, als ob finstere Mächte den Kühnen hinabstoßen wollten. Aber er kommt hinüber und kauert sich stumm an der Außenbrüstung nieder. Nun folgen die Dragoner, einer nach dem andern. 19 sind hinüber, der 20ste auch. Der 21ste aber tritt mitten auf dem schwankenden Brett fehl, strauchelt und stürzt in den Graben. Der 22ste folgt trotzdem auf der gefährlichen Bahn, der 23ste, 24ste und 25ste auch. Sie kommen alle gut hinüber. Geräuschlos ersteigen jetzt die Dragoner, Tobst voraus, den Wall, schnell, aber leise dringen sie zur Thorwache vor, in kurzem ist diese überwältigt, im Nu wird die Zugbrücke herabgelassen und mit Siegesgeschrei stürmen nun die bereitstehenden Kolonnen herein. In einer halben Stunde ist die so lange und tapfer verteidigte Feste erobert.

Und der arme Gestürzte?

Schwarzer Schlamm nahm ihn auf, der zähe Moorgrund hält ihn fest, vergebens ist sein Bemühen, langsam aber sicher zieht ihn eine furchtbare Gewalt hinab, ein entsetzliches, qualvolles Ende steht ihm bevor. Und dieser Mann, dieser großherzige, tapfere Held stößt keinen Ton, keinen Hilferuf aus. „Ein ehrloser Schuft, wer durch Lärm sich und seine Kameraden verrät, ein Tropf, wer seine Pflicht für Kurfürst und Vaterland nicht bis zum Tode erfüllt.“ So denkt er und schweigt. Noch einige fürchterliche Minuten — da dringt der Sturmruf der Seinen in sein Ohr, neues Hoffen belebt ihn, er will sich mit letzter Kraft aufraffen; jetzt will, jetzt darf er rufen — es ist zu spät. Schlammiges Wasser dringt ihm in Mund und

Nase, der Morast zieht ihn unaufhaltsam hinab, gleich darauf deckt schwarzgrüner Sumpf die Stelle, ein Ehrenmann hat ehrenwert geendet. So waren diese Brandenburger, so hatte sie ihr Kurfürst erzogen.

In blutigem Sturme eroberte General von Schöning das befestigte Anclam, Lökenitz ergab sich dem Kurfürsten selbst. Nun wurde Stettin eng umschlossen. Zu großen Unternehmungen kam es aber in diesem Jahre nicht mehr, da wegen der rauhen Jahreszeit die kaiserlichen, münsterschen und lüneburgischen Truppen sich auf nichts weiter einließen, Winterquartiere bezogen und damit auch die Brandenburger zwangen, ihren Siegeslauf zu hemmen.

Es war hauptsächlich dem so wenig energischen Auftreten des Kaisers und der Reichsfürsten auf diesem Kriegsschauplatz ganz ebenso wie auf dem westlichen zuzuschreiben, daß die Aussichten nach dem Siege von Fehrbellin für einen dem Deutschen Reiche vorteilhaften Frieden sich so bald wieder verdüsterten. Im Winter 1676/77 bereitete sich außer Frankreich auch Schweden zu neuem Widerstande vor und selbst die Haltung des Polenkönigs Johann Sobieski wurde wieder schwankend, weil dort der Schwager des Königs, Ludwig XIV. Gesandter, der Marquis von Bethune, mit großem Geschick nicht nur für seines Königs Interessen wirkte, sondern sogar ein Truppenkorps anwarb, welches in Verbindung mit den Schweden gegen die Brandenburger auftreten sollte.

Dagegen raffte sich im Feldzug von 1677 endlich die dänisch-holländisch-brandenburgische Flotte zu ernstem Handeln auf; während der große Kurfürst Stettin belagerte, schlug sie unter Admiral Niels Jual die schwedische Flotte zuerst zwischen Rostock und Laland am 10. und 11. Juni und dann zum zweitenmal in der Kjöger Bucht am 11. Juli. In Stettin selbst aber wehrten sich Garnison und Bürger mit wahrem Heldenmute. Im August wurde die Stadt energisch beschossen. Sie hielt sich aber trotzdem noch bis Weihnachten 1677, denn sie wollte auch jetzt den alten Ruhm bewahren, noch nie erobert worden zu sein.

Half ihr aber nichts. Selbst als der große Kurfürst voll Mitleid das Feuer teilweise einstellen wollte, zeigte sich der alte Derfflinger fester, ließ noch einen weiteren Teil der Stadt zusammenschießen, und endlich, am Weihnachtstage 1677 ergab sich die stolze Feste dem beharrlichen Werber. „Aus unserem ausdauernden Widerstande ersehen Euere kurfürstliche Durchlaucht, welcher Hingebung wir fähig sind.“ So meinten die braven Bürger, und ihr Besieger erkannte es an und gewährte Gnade. Nun ergaben sich die Stettiner nicht nur gezwungen, sondern freiwillig aus vollem Herzen und wurden bald treue, echt patriotisch fühlende und denkende Brandenburger. Der Rest der ausgezeichneten schwedischen Besatzung (400 Mann) zog unter dem heldenmütigen Kommandanten General von Wulffen frei ab.

Nun konnte man befriedigt die Winterquartiere beziehen. Die Einnahme von Stralsund und Greifswald wurde auf das folgende Jahr verschoben.

Aber man hatte es mit einem sehr rührigen Gegner zu thun. Kaum wußte der schwedische General Graf Königsmark die Brandenburger in ihren Quartieren zerstreut, so machte er sich daran, die infolge der Seesiege der Verbündeten verlorene Insel Rügen zurückzuerobern. Von Stralsund zog er aus und schlug die auf der Insel gelandeten und sich schlecht genug haltenden Dänen, Kaiserlichen und Reichstruppen so entschieden, daß sich 6000 derselben ergeben mußten und reiche Beute den Schweden in die Hand fiel.

Im Frühjahr 1678 sah es also auch im Nordosten wieder düster genug aus. Rügen war verloren, des Kaisers Streitkräfte wurden durch die Heere Ludwigs XIV. und die ungarischen Aufrührer beschäftigt, die Dänen hatten in Schonen und Norwegen genug zu thun, und ein großer Teil der Verbündeten stand mit Bremen und Verden im Kampfe. Außerdem tauchten schon jetzt Gerüchte auf, daß die Schweden sich zu einem großen Einfall in die brandenburgischen Besitzungen in Preußen rüsteten, und Polens Haltung immer zweifelhafter würde.

Dem großen Kurfürsten galt es zunächst für das wichtigste, die Folgen des Schlages auf Rügen möglichst abzuwenden. Diese Insel mußte wieder erobert werden. Aber nicht nur von seiner Seite wurde alle Energie aufgewendet, sondern auch sein Gegner, der schwedische General Graf Königsmark, machte die größten Anstrengungen. Den Bemühungen Friedrich Wilhelms gelang es, eine Vereinigung von 240 dänisch-brandenburgischen Schiffen und 140 Schaluppen an der Peenemündung zur Landung auf Rügen zustande zu bringen, welche auch den Dänen am 22. August 1678 unweit Arcona an der Nordspitze der Insel glückte. Allein die rasch herbeigeeilten Schweden hätten ihnen den Aufenthalt wohl bald verleidet, hätte nicht der brandenburgische Oberst Prinzen mit seinen 200 unterdessen gelandeten Kürassieren die dänischen Verbündeten herausgehauen. Die brandenburgischen Musketiere des Generals von Schöning drängten so energisch in den Kampf, daß sie das Anlanden der Schaluppen gar nicht abwarteten, sondern ins Wasser sprangen und auf dem seichten Strand gegen die Schweden vordrangen. 8 Kompanien feindlicher Reiter stürzten sich auf sie. Schon war aber auch Oberst Hennings, der nach Fehrbellin unter dem Namen Hennings von Treffenfeld als der erste brandenburgische Freiherr in den Adelsstand erhoben wurde, mit 2 weiteren Kompanien Kürassieren gelandet. An die Spitze der Reiterei stellte sich nun der alte Derfflinger in eigener Person und jagte den Schweden entgegen. Es gelang ihm, sie trotz ihrer Überzahl zurückzudrängen. Nun gings gegen eine schwedische Schanze vor. Die brandenburgischen Reiter saßen ab und stürmten, wieder der 72jährige Derfflinger an der Spitze, zu Fuß um die Wette mit den Musketieren. Solcher Tapferkeit mußten die Schweden erliegen, die Schanze wurde erobert, 100 Feinde blieben auf dem Platze, 700 fielen in brandenburgische Gefangenschaft, die Geschütze und viele Fahnen bildeten die Beute des Siegers.

Gleichzeitig war General Goetze gegen die Schanzen an der neuen Fähre im Süden der Insel Rügen gegenüber von Stralsund vorgegangen. Dieselben wurden aber erst am 26. Sep-

tember genommen, und jetzt wichen die Schweden über Stralsund auf das Festland zurück, Rügen gehörte nun vollständig dem brandenburgischen Kurfürsten.

Auf die Geschlagenen wirkte ihre Niederlage so entmutigend, daß sie die Dänholmschanze, den Schlüssel von Stralsund, freiwillig räumten. Vier Wochen später, am 21. Oktober, kapitulierte die Stadt selbst. Auch Greifswald ergab sich nach eintägiger Beschießung am 16. November 1678.

So war denn ganz Pommern mit Rügen von den Schweden befreit. Der große Kurfürst hatte sein Ziel erreicht, kein Feind stand mehr auf deutscher Erde, an dem Strande der Ostsee konnte er die Wacht des Reichs übernehmen.

Allein neue Gefahren drohten von allen Seiten.

Schon Ende Oktober 1678 meldete der Statthalter der brandenburgischen Provinz Preußen, der Herzog von Croy-Arschot, und der dort stehende General von Dönhof, daß sich eine schwedische Armee von 16,000 Mann unter dem General von Horn von Kurland und Samogitien her gegen die preußische Grenze in Bewegung gesetzt habe.

„Jetzt, wo ich in Pommern freie Hand habe, werde ich mein gutes Land Preußen erst recht nicht im Stiche lassen, sondern ich komme in eigener Person mit der ganzen Armee zu Hilfe.“

So lautete die Antwort Friedrich Wilhelms und begeisterte die ganze Provinz zu den größten Anstrengungen für die Verteidigung.

Allein einige Ruhe mußte der durch den langen und blutigen Feldzug in Pommern doch sehr angestrengten Armee gelassen werden. Der Kurfürst und seine Generale begaben sich nach Berlin, wo sie von den auf ihren heldenhaften Fürsten immer stolzer werdenden Hauptstädtern feierlich empfangen wurden. Die braven Truppen aber bezogen einstweilen Winterquartiere. Lange währte aber die wohlverdiente Ruhe nicht.

Neue Berichte meldeten die Fortschritte des schwedischen Generals von Horn und ließen eine Vereinigung seiner Armee

mit den von Polen heranmarschierenden Truppen des französischen Marquis von Bethune befürchten. Nicht allein Schweden, sondern auch Polen blickte eben mit lüsternen Augen nach der brandenburgischen Provinz, und ließ man erst einmal Königsberg in die Gewalt der Feinde fallen, dann machte deren Vertreibung nur um so größere Schwierigkeiten.

Also war Gefahr im Verzuge.

Aber noch von anderer Seite zogen schwere Wetter auf, deren Gefahr Kurfürst Friedrich Wilhelm noch gar nicht in vollem Maße ahnte. Nein! das hätte er nicht für möglich gehalten, daß der Kaiser durch einseitigen Friedensschluß ihn, den verlässigsten und im vergangenen Kampfe gegen die welsche Anmaßung bewährtesten Reichsfürsten, der französischen Übermacht preisgeben werde! Und noch schwerer ward es ihm zu glauben, daß die Generalstaaten, welche des Kurfürsten Eintritt in den Kampf im Jahre 1672 vor dem Untergang gerettet hatte, sich mit Ludwig XIV. in Verhandlungen einlassen würden, welche es letzterem ermöglichten, sich mit aller Macht auf ihren treuesten Verbündeten, den Kurfürsten, zu stürzen! Der französische König kannte jedoch seine Leute und wußte, daß der Friedensschluß mit dem Kaiser, den reichsständischen Fürsten und den holländischen Krämerseelen trotz des mannhaften Einspruchs des Prinzen von Oranien, des Herzogs von Lothringen, des badischen Markgrafen und mancher echt deutscher Männer doch nur eine Frage von wenigen Wochen sei, und daß er dann gegen den gehaßten Brandenburger freie Hand haben werde, Deshalb ließ er schon jetzt gewaltige Truppenmassen gegenüber von Cleve und dem brandenburgischen Westfalen zusammenziehen und zwang Friedrich Wilhelm dadurch, seine in letzteren Provinzen stehenden Regimenter dort zu belassen.

Am 17. Dezember 1678 erfolgte der Abmarsch der Blüte der brandenburgischen Armee nach Preußen, um diesem bedrängten Teile seines Landes die so dringend nötige Hilfe zu bringen. Aus allen Regimentern waren nämlich die besten Leute und Pferde ausgewählt und damit eine Armee von 4000 Reitern,

1500 Dragonern und 3500 Mann Infanterie nebst 34 Geschützen gebildet worden. Den Oberbefehl führte der Kurfürst selbst und unter ihm der alte, aber immer gleich thatkräftige Generalfeldmarschall von Derfflinger. Ferner befanden sich bei der kleinen aber auserlesenen Schar die Generale von Götze, Graf von Promnitz, von Schöning, Oberst Hennings von Treffenfeld und die sonst noch hervorragendsten unter den höheren Offizieren. Der Geist der Truppen war ein ganz vorzüglicher. Mit echter Begeisterung sprachen Offiziere und Mannschaften, welche das Glück hatten, an der Unternehmung teilnehmen zu dürfen, von dem bevorstehenden Kampfe. Die zu überwindenden Strapazen während des außerordentlich strengen Winters fürchteten diese Truppen nicht, die ihres großen Führers in jeder Weise würdig waren.

Und bittere Kälte herrschte schon beim Abmarsch der Armee aus Berlin. Die Mannschaften zu Fuß saßen, je sechs Musketiere zusammen, auf Schlitten. Ebenso waren die Geschütze auf Schlitten verladen. Jubelnd begleiteten die Berliner ihre „reisigen Jungens“ vor die Thore und herzlich gemeinte Glückwünsche begleiteten die Tapfern. Mit Trauer im Herzen sahen die zum Zurückbleiben Bestimmten ihren begünstigteren Kameraden nach.

Kurfürst Friedrich Wilhelm folgte am 9. Januar 1679 seiner Armee, die er bei Marienwerder erreichte.

Unterdessen hatte General von Goerzke, der die Streitkräfte in der Provinz Preußen befehligte, die dortigen Truppen auf die Stärke von 8000 Mann, worunter freilich 3000 Wibranzen, gebracht. Es standen also dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm etwa 17,000 Mann gegen die Schweden zur Verfügung.

Dem gegenüber hatten die letzteren zuerst unter dem Feldmarschall Christer von Horn, dann unter dessen Bruder Heinrich von Horn etwa 20,800 Mann mit 54 Geschützen aufgebracht, von denen aber schließlich zu dem für den Einfall in Preußen bestimmten Marsche nur 16,000 Mann und 45 Geschütze zur Verwendung gelangten. Außerdem rechneten sie auf die Unterstützung der 4000 Mann des Marquis von Bethune.

Bis in die Gegend von Bartenstein waren die Schweden vorgedrungen; da erfuhren sie den Anmarsch des Kurfürsten und seiner Brandenburger. Sofort kehrten sie um und traten einen eiligen Rückzug an. General von Görzke machte sich schleunigst auf ihre Verfolgung und meldete dies seinem Kriegsherrn. Nun war erst recht Eile nötig. Trotzdem die brandenburgische Armee in Marienwerder noch etwa 135 Kilometer vom Feinde entfernt war, beschloß der große Kurfürst, diesem den Rückweg zu verlegen. General von Görzke erhielt den Befehl, die Schweden durch unaufhörliche Belästigungen und Angriffe soviel als möglich aufzuhalten. Dann wurden alle Behörden aufgefordert, sofort 1200 Schlitten und 700 ledige Pferde zu stellen; man beschaffte Lebensmittel für acht Tage, ergänzte die Schuhe und die Bekleidung, hielt in der Nacht vom 22. zum 23. Januar Kriegsrat und brach am 23. früh auf. An diesem Tage hatten die Reiter des Generals von Görzke das Glück den Grafen Gustav Carlson, einen natürlichen Bruder des Königs von Schweden zu fangen, und von diesem erfuhr der Kurfürst den ganzen Feldzugsplan des Feldmarschalls von Horn. Am 25. Januar wurden trotz der eisigen Kälte 52 Kilometer zurückgelegt. Man kam in Hoppenbruch und Heiligenbeil an.

„Wie weit ist es auf dem Landwege nach Königsberg?"

„Ungefähr neun gute Meilen (etwa 68 Kilometer)."

„Und über das gefrorene frische Haff?"

„Zwei Meilen weniger."

„Das Eis hält?"

„So fest wie Felsboden."

„Wir fahren über das Eis."

So geschah's auch. Es war ein prächtiger Anblick. Auf der ganzen über 50 Kilometer langen Strecke gewahrte man ein endloses Gefolge von Menschen, Pferden, Schlitten und Wagen, während der ganzen Fahrt schlugen die Spielleute der Infanterie den Dragonermarsch und in der Ferne erblickte man als das zu erstrebende Ziel die Türme der den Einzug ihres Kurfürsten

mit freudigster Erregung erwartenden preußischen Provinzhauptstadt Königsberg.

Nur einen Tag wurde hier gehalten, um neue Schlitten und Pferde im Lande aufzutreiben.

„Die Schweden ziehen sich auf Tilsit zurück. Dort wollen sie standhalten!"

Das war angenehme Kunde.

„Jetzt werden sie westlich umgangen. So Gott will, soll ihnen bald die Lust vergangen sein, auf preußischem Boden zu plündern und zu brandschatzen."

Früh 4 Uhr wurde am 28. Januar 1679 aufgebrochen. Der gefrorene Schnee knisterte unter den Hufen der Rosse und den Kufen der Schlitten. Aber zugleich erleuchtete er den Vorwärtsdrängenden auch ihren Weg, bis die Sonne glänzend und Millionen von Silberstrahlen über die Schneefläche werfend über jenen Gefilden emporstieg, wo der Feind lagern mußte, wo man ihn zu finden und dann zu schlagen hoffte. Man kam bis Labiau. Kein Schwede war gesehen worden. Morgen aber konnte man auf sie stoßen. Einzelne Dragoner- und Kürassier-Regimenter ritten noch weiter. Am 29. Januar vereinten sich diese mit den Vortruppen des Generals von Görzke und nun setzten 5300 brandenburgische Reiter den Schweden nach. Oberst Hennings von Treffenfeld führte die Vorhut von 800 Kürassieren und 200 Dragonern. „Den Rückmarsch des Gegners möglichst verzögern", so lautete ihr Auftrag.

Der Kurfürst mit dem Gros der Armee brach am gleichen Tage wieder vor Tagesanbruch auf. Nach kurzer Zeit stand man vor der weiten, blinkenden, glitzernden Eisfläche des kurischen Haffs. Über den Höhenzügen südlich der Memel erschien die rötlich leuchtende Königin des Tages. Gleich einem Diamanten von gigantischer Größe erstrahlte das weite Eis, zauberhaft vergoldete die blitzende Sonne die fernen beschneiten Uferränder.

„Ob auch diese Krystallbrücke trägt? — Was steht uns jenseits derselben bevor? Finde ich den Feind? Werde ich ihn

schlagen?" So wogte es durch die Seele des kühnen Fürsten, der es zum zweitenmale unternahm, über das gefrorene Meer mit einer Armee zu marschieren, um jenseits desselben die in seine Lande eingefallenen schwedischen Räuber zu züchtigen und zu verjagen.

Kopf und Herz aber antworteten ihm:

„Gott ist mit Dir, die Eisbrücke hält. Sieg steht Dir jenseits bevor, denn Deine treuen Brandenburger setzen den letzten Atem ein, den Feind zu erreichen und den letzten Blutstropfen, ihn zu besiegen. Du hast Dein Land gerecht regiert, Dein Heer vorzüglich erzogen, Deines Volkes Achtung und seine Liebe gewonnen. Jetzt erntest Du den Dank der Deinen in ihrer bis zum Tode gehenden Treue."

Ja, so hat er gedacht, denn voll Zuversicht, voll hoffnungsreichem Stolze, voll innerer Befriedigung erglänzte sein schönes Auge, in gespannter Erwartung, aber des Gelingens gewiß forschte der durchdringende Blick vorwärts, und in gehobenster Begeisterung führte der kühne Feldherr sein Heer über das Meer.

Seine Brandenburger aber durchglühte es trotz Schnee und Eis wie ein heiliges Feuer. Ein unbedingtes Vertrauen zu ihrem geliebten Fürsten ließ sie ohne das geringste Bedenken über die durchsichtige Decke folgen, die den todbringenden Abgrund unter sich kaum verbarg, und ihres Fürsten Beispiel sowie der vortreffliche militärische Geist, der ihnen anerzogen war, prägte auch ihnen ein so festes Vertrauen in den Sieg ein, daß ihr ganzer Vormarsch mehr einem Triumphzug nach gewonnener Schlacht als einem Zuge in den bevorstehenden Kampf glich. Bei solcher Stimmung ist auch der Sieg gewiß. Glücklich der Fürst, der sie erwecken, glücklich das Volk, das von ihr erfaßt werden kann!

Man überschritt das Haff in vollster Schlachtordnung, nur daß die Infanterie auf ihren Schlitten saß, statt in Reih und Glied zu marschieren. Infanterie, Reiterei und Artillerie bildeten je ein Treffen. Nun war man mitten auf dem Eise angekommen. Auf ein Zeichen des alten Derfflingers hielt die

ganze Armee. Der große Kurfürst wollte jedes einzelne Regiment seiner braven Truppen begrüßen. Er fuhr die einzelnen Treffen entlang. Brausende Rufe, die schmetternden Märsche der Spielleute, allgemeiner Jubel schallte seinem Schlitten entgegen, dann ward es ruhig. Wie Mauern hielten die wohlgeübten Krieger den prüfenden Blick ihres Feldherrn, ihres obersten Kriegsherrn aus. Und er war zufrieden. Freudig bewegten Herzens gab er, als er alle gesehen, den Befehl: „Weiter, gegen die Schweden!"

Es muß eine unvergleichliche Erinnerung geblieben sein für alle die Glücklichen, die sie mitmachen konnten, die Parade vor dem Großen Kurfürsten auf dem Eise des kurischen Haffs am 29. Januar 1679.

Am Abend langte die Armee in Gilge an und biwakierte dortselbst. Es trafen Nachrichten ein, daß General von Görzke den Schweden gegenüberstehe, und eine Schlacht erwartet würde.

Wieder brach der Kurfürst des andern Tages, am 30. Januar, früh 4 Uhr auf. In Anbetracht der grimmigen Kälte, der überwundenen Strapazen und der Zusammensetzung der damaligen Heere aus Söldnern muß man über solche Anforderungen ungemein erstaunen. Die damalige Zeit hatte außer dem brandenburgischen schwerlich ein Heer, an das man sie hätte stellen dürfen.

Unter großen Schwierigkeiten drang man wieder etwa 40 Kilometer vor.

Da liefen Meldungen vom Oberst Hennings von Treffenfeld ein. „Ich bin mit dem Gegner handgemein geworden." Zwei Gefangene bestätigten die Aussage.

Gleich darauf sprengte ein Leibtrabant mit einer eroberten Fahne daher: „Die schickt Oberst von Hennings."

Später brachte man zwei gefangene Offiziere, und es erscholl die Freudenkunde: „Der Feind ist total geschlagen."

Die Sache verhielt sich wie folgt:

Als der schwedische Feldmarschall Freiherr von Horn die sichere Nachricht erhielt, „der brandenburgische Kurfürst kommt mit seiner ganzen Armee", dachte er, es sei das beste, schleunigst

umzukehren und von den preußischen Trauben nicht zu naschen, denn sie hingen jetzt zu hoch. Die Ausführung machte sich aber nicht so leicht. Erstens schwirrten die Reiter des Generals von Görzke fortwährend um die schwedische Armee herum, überfielen kleinere Trupps und bedrohten die größeren, so daß man ununterbrochen Tag und Nacht auf den Beinen sein und wachsam bleiben mußte. Dann hatten die preußischen Bauern es sehr übel vermerkt, daß die Herren Schweden in Preußen ebenso wie die Herren Franzosen im Elsaß und in der Pfalz eine ganze Reihe Dörfer „ausfouragiert,“ d. h. niedergebrannt hatten. Deshalb erschlugen sie jeden Schweden, der sich vereinzelt blicken ließ, dessen sie nur immer habhaft werden konnten. Dies zwang aber die Feinde, stets enggedrängt und immer kampfbereit zu marschieren. Dadurch wurde ihre Verpflegung ungemein erschwert und bald trat ernster Mangel bei ihnen ein. Jetzt fing jene Zerbröckelung an, die ein charakteristisches Zeichen aller schlecht unterhaltenen Werbeheere ist. Täglich desertierten zahlreiche Mannschaften, andere verließen die Fahnen, um auf eigene Faust Beute zu machen, und wieder andere erlagen schnell den Strapazen, da weder Begeisterung fürs Vaterland, noch Eifer für die Sache, der sie sich ergeben, die schwedischen Söldner zu außerordentlichen Anstrengungen veranlaßte. Je mehr sich auf solche Weise die schwedische Armee zersetzte, desto schärfer waren Görzkes Reiter und die preußischen Bauern hinter ihr her, und desto größeren Schaden fügten sie dem Feinde zu.

Nun war überdies bei Görzke die ihm von Friedrich Wilhelm gesendete Kavallerie-Verstärkung eingetroffen. Alle diese brandenburgischen Reiter brannten vor Begierde, sich mit dem Feinde zu messen. Zudem befehligte der unermüdliche Hennings die Vorhut.

Derselbe hatte wieder einmal, am 30. Januar 1679 die Schweden, und zwar jene, welche in Tilsit und westlich davon lagen, alarmiert. Sie marschierten bei Splitter in Gefechtsstellung auf. Hennings sah ihnen ruhig zu, bis genug beisammen waren. Dann stürzte er sich mit seinen 1000 Mann auf sie.

Das schwedische Regiment Fritz Wachtmeister hielt sich schlecht und ließ seine Dragoner im Stich. Nun sausten die Brandenburger auf diese Armen los. Fast alle wurden erschlagen. Nur zwei Majors, verschiedene Offiziere und 80 Mann fielen in Gefangenschaft. 8 Fahnen, 2 Pauken, 680 Bagagewagen und mehrere Hundert beladene Schlitten bildeten die Beute der Reiter Hennings.

Wäre General von Görzke mit dem Gros seiner Armeeabteilung nicht noch zu entfernt gewesen, kein Schwede hätte Kurland wieder gesehen.

Das war die Kunde, die der Kurfürst am 30. Januar erhielt. Bald folgte eine zweite.

„General von Görzke hat ebenfalls die feindliche Nachhut erreicht, ihr 1200 Mann erschlagen, 300 gefangen und viel Heergerät ꝛc. ꝛc. erbeutet."

Es war so. Nun entwickelte Kurfürst Friedrich Wilhelm seine ganze Energie, um in Eilmärschen den schleunigst sich zurückziehenden Schweden noch zuvorzukommen. General von Schöning übernahm an Stelle Hennings, dessen Reiter und Rosse zu ermüdet waren, die Vorhut. Da bogen die Schweden aus Angst vor ihrem rastlosen Gegner östlich ab und wandten sich in die wilden, ganz verschneiten Waldstrecken von Samogitien. Dort ging es ihnen entsetzlich. Hunger, Kälte, die sie auf den Tod hassenden Bewohner, der Schnee und das Eis, dann die unerbittlichen brandenburgischen Verfolger, alles schien sich zu ihrer Vernichtung verschworen zu haben. Dennoch setzten sie sich noch einmal bei Telcze gegen die Reiter Schönings zur Wehr. Sie wurden trotz der verzweifelten Tapferkeit der Finnländer wieder vollständig geschlagen. Hier fand die Blüte des schwedischen Offizierkorps den Heldentod. Sobald es die Erschöpfung seiner Leute und Rosse zuließ, setzte der unermüdliche Schöning auch jetzt noch die Verfolgung fort und blieb dem Feinde durch Kurland auf den Hacken.

Der Kurfürst selbst mit der Armee hielt jetzt inne. Sein Weitermarsch war nicht mehr nötig. Am 14. Februar über=

schritten kaum 4000, wandelnden Leichen ähnliche Menschen in zerlumpten Uniformen, mit erfrorenen Gliedmaßen, elend und todmüde die Grenzen Livlands. Ein entsetzlich trauriger Gespensterzug hielt seinen Einmarsch in Riga.

Das war der Rest der stolzen 16,000 Schweden, die zwei Monate vorher mit so kühnen Hoffnungen in Preußen einfielen. Riga aber zitterte, denn es fürchtete das Schicksal Stettins und Stralsunds; es wähnte die Sieger in Preußen, Samogitien und Kurland, den großen Kurfürsten und seine Brandenburger, vor den Thoren. —

Es war ein stolzer Zug gewesen, den Friedrich Wilhelm unternommen. Mit seiner Energie hatte er ihn in unerwartet kurzer Zeit glänzend zu Ende geführt. Dadurch war man auch in Polen schnell auf andere Gedanken gekommen und hatte alle Maßnahmen gegen die Brandenburger wohlweislich unterlassen. Von den Truppen des Marquis von Bethune aber hörte man gar nichts mehr, da er selbst nach Versailles zurückberufen worden war, und sein Schwager, der Polenkönig, es dann für besser hielt, das französische Söldnerheer aufzulösen, als sich durch etwaige Unvorsichtigkeiten desselben der Rache des großen Brandenburgers auszusetzen.

Diesem selbst wurde die Freude über seinen außerordentlichen Erfolg recht bitter vergällt. Es traf eine Nachricht ein, deren Wahrheit man lange berechtigt schien, zu bezweifeln, die sich aber schließlich doch bestätigte und die mehr wie lange Abhandlungen die unsagbar traurigen Zustände kennzeichnet, die damals in unserem deutschen Vaterlande herrschten.

Ludwig XIV. und die Kunst seiner Diplomaten hatte es durchgesetzt, daß die Gesandten Hollands und Österreichs zu Nymwegen einen schmachvollen Frieden unterzeichneten, welchem zwar der zu Regensburg versammelte Reichstag die Zustimmung versagte, der aber vom Kaiser Leopold I. trotzdem am 5. Februar 1679 unterzeichnet wurde, ein Friede, von welchem der Kurfürst von Brandenburg und der Herzog von Lothringen ausdrücklich ausgeschlossen bleiben sollten, so

daß dieselben also der gewaltigen Macht ihres erbitterten Feindes, des Königs von Frankreich, von ihren früheren Verbündeten rücksichtslos preisgegeben worden waren.

Es war nämlich Ludwig XIV. gelungen, 1678 alle feindlichen Generale durch geschickte Hin- und Hermärsche täuschen zu lassen. Dann eroberte er rasch nacheinander Gent und Ypern und bedrohte Brügge. Dies machte die Holländer schon den französischen Forderungen gefügiger, und als vollends die feindliche Besatzung von Mastricht ausfiel, die Stadt Leuve nahm und Loewen bedrohte, da erklärten sich die Vertreter der Generalstaaten ohne Wissen und gegen den Willen des Prinzen von Oranien bereit, den Friedensvertrag zu unterzeichnen.

In Deutschland hatte Marschall von Crequi den Rhein überschritten, am 6. Juli den Markgrafen von Baden zurückgedrängt und bei Rheinfelden besiegt, am 23. Juli die Nachhut des im Kinzigthale zurückweichenden Herzogs von Lothringen bei Gengenbach geschlagen, Kehl und die die Straßburger Rheinbrücke deckenden Forts genommen und zerstört, die Brücke selbst verbrannt und die Bergfeste Lichtenberg in den Vogesen erobert. Als nun die Franzosen im Januar 1679 noch Truppen nach dem Niederrhein entsandten und Neuß einnahmen, da war der Kaiser so eingeschüchtert, daß er Ehre und Recht vergaß und jenen Friedensvertrag ebenfalls unterzeichnete.

Durch diesen wurde zwar die Festung Philippsburg dem Reiche zurückgegeben, Freiburg und das ganze Elsaß außer Straßburg aber den Franzosen überlassen. Die Spanier traten die Franche-Comté und 15 Städte und Festungen in den Niederlanden ab und nur die schlauen Holländer kamen ohne Gebietsverlust durch.

Kaum vermögen wir heute Lebenden uns noch in das Verständnis jenes schmachvollen Friedens hineinzufinden. Er ist nur dadurch erklärlich, daß dem durch den unglückseligen dreißigjährigen Krieg fast völlig ausgelöschten nationalen Empfinden der Deutschen und ihrer dementsprechenden Ohnmacht gegenüber

in dem Frankreich Richelieus und Mazarins ein kräftiges Nationalbewußtsein erwacht war, welches Ludwig XIV. in seinen Plänen mächtig unterstützte. Galt für die deutschen Fürsten, für die unabhängigen Standesherrn, ja fast für jede freie Reichsstadt das persönliche und lokale Interesse mehr, als das des großen ganzen Reiches, so herrschte in Frankreich nur ein Wille, der des Königs. Lähmte im deutschen Reiche ferner die Eifersucht der Fürsten gegeneinander und gegen den Kaiser, sowie des letzteren gegen glücklichere oder durch ihre Thatkraft und Leistungsfähigkeit mächtiger werdende Reichsangehörige oft die bestausgerüsteten und geführten Heere, so war dagegen die Kriegsleitung in Frankreich in einer Hand, und die reichen, fast unerschöpflichen Hilfsquellen des Landes waren in den Dienst eines völlig einheitlichen Zweckes gestellt. Kein Wunder darum, wenn Deutschland besiegt wurde und mit Schmach aus diesem Kriege hervorging.

Was den Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg betrifft, so erkannte Ludwig XIV. wohl, daß ihm in diesem Manne der gefährlichste Feind gegenüberstand, der einzige Fürst, dessen großherzige und echt deutsche Gesinnung ein Zusammengehen aller deutschen Stämme gegen Frankreich hätte erwirken können. Deshalb waren auch seine Gesandten angewiesen, die Eifersucht des Kaisers und der deutschen Fürsten gerade gegen ihn ununterbrochen durch alle möglichen Mittel anzufachen, deshalb wurde er vom Frieden zu Nymwegen ausgeschlossen, deshalb erhielten zuerst der französische General Calvo mit 24,000 Mann und dann der Marschall von Crequi mit 64,000 Mann den Auftrag, in die brandenburgischen Lande am Rhein einzufallen und dort den Krieg auf möglichst entscheidende Art zu führen.

Gleich nach dem Friedensschluß zu Nymwegen hatte sich General Calvo mit seiner Armee in Bewegung gesetzt, hatte schon Orsoy, Xanten und Cleve eingenommen und wollte bei Ruhrort den Rhein überschreiten. Dies verhinderte aber der brandenburgische General von Spaen, der sich mit seiner kleinen Schar von kaum 6000 Mann in und bei Wesel festgesetzt hatte.

Nun wollten die Franzosen Zeit gewinnen, um größere

Truppenmassen an den Rhein schieben zu können. Sie boten Friedrich Wilhelm einen vierwöchentlichen, am 31. März 1679 beginnenden Waffenstillstand an. Der große Kurfürst erkannte wohl den Grund des Anerbietens, schlug aber doch ein, weil er hoffte, inzwischen mit seiner in der Mark Brandenburg liegenden Armee den Rhein erreichen zu können.

Während aber General Calvo des Waffenstillstandes ungeachtet in der gewohnten Weise in Westfalen brandschatzte und plünderte und bei Ürdingen eine Brücke über den Rhein schlagen ließ, bemühte sich der große Kurfürst vergebens, dem General von Spaen Verstärkungen zu senden, denn die Welfenherzoge verweigerten ihm den Durchzug seiner Truppen durch ihr Land.

So kam denn eine neue Verlängerung des Waffenstillstandes zu stande. Den Franzosen mußte aber Wesel und Lippstadt überlassen werden. Eine neue schreckliche Zeit brach über die Grafschaft Mark herein. Bald verkündeten allenthalben die Aschen= und Trümmerhaufen einstiger Dörfer, wie gründlich die Krieger des allerchristlichsten Königs Ludwig XIV. auch hier die ganze Gegend „ausfouragiert" hatten. Was half es, wenn die Ausgeplünderten sich rächten, indem sie gelegentlich schwächere Abteilungen und Proviantkolonnen überfielen und erschlugen!

Schon sammelten sich 64,000 Franzosen bei Lippstadt. Mit diesem für damalige Zeiten außerordentlich starken Heere brach der Marschall von Crequi am 16. Juni auf und rückte gegen Herford und Bielefeld vor. General von Spaen wich nach mehreren glücklichen Gefechten gegen französische Detachements vor der gewaltigen Übermacht nach Minden zurück. Vergebens hatte der große Kurfürst in dieser Zeit sich bemüht, Verbündete zu gewinnen; nur die Dänen blieben ihm treu. Die Haltung der Braunschweiger und Lüneburger an seinen Grenzen erschien sogar sehr zweifelhaft. Es wurden Stimmen laut, die schon ohne Scheu von der Teilung der dem Kurfürsten abzunehmenden Lande sprachen.

Unter solchen Umständen blieb ihm nichts anderes übrig,

als ebenfalls mit Frankreich Frieden zu schließen und die übermütigen Forderungen Ludwigs XIV. anzunehmen. Die Verhandlungen wurden in St. Germain-en-Laye geführt, schon standen im Schloßhof die Kuriere bereit, um dem Marschall Crequi den Befehl zu weiterem Angriff zu bringen, als des Kurfürsten Antwort eintraf. Hier wurde am 29. Juni 1679 der Vertrag unterzeichnet, nach welchem Brandenburg ganz Vorpommern wieder an Schweden zurückgeben mußte, während die Franzosen sich mit einer Entschädigungssumme von 300,000 Thalern begnügten. Schwer, sehr schwer und schließlich nur den dringenden Vorstellungen seiner Minister folgend, hatte sich der große Kurfürst einer solchen Vergewaltigung des Rechtes gefügt. Allein es war der einzige Ausweg, den Besitz der Länder am Rhein und der Weser zu erhalten. Mehrte sich doch zusehends die Zahl der deutschen früheren Verbündeten, welche mit neidisch lüsternen Augen nach den brandenburgischen Landen ausschauten.

Die Worte, mit denen der Überlieferung zufolge der Kurfürst die französischen Friedensbedingungen genehmigte, sind in der Geschichte berühmt geworden. „Exoriatur ex ossibus meis ultor!“ „Möge aus meinen Knochen der Rächer erstehen!“ So soll der Kurfürst feierlich gesprochen haben, als er unter das Aktenstück seinen Namen setzte, und diese Worte bedeuten eine Prophezeiung.

VI.

Die Reunionskammern Ludwigs XIV. und die Wegnahme Straßburgs (1680—1684).

Mit Kaiser und Reich war also zu Nymwegen der Friede geschlossen worden. Trotz seiner dabei gewonnenen reichen Beute gelüstete es Ludwig XIV. in seiner unersättlichen Ländergier doch schon nach neuem Raube. Zunächst hätte man gerne an den Grenzen da

und dort Frankreich etwas angestückelt, wußte aber nicht recht, wie dies im Frieden zu machen sei. Da fand sich ein gefälliger Jurist in Metz, der einen so durchtrieben eigenartigen Rechtsgrund zur Ausbreitung der französischen Macht erfand, daß man am Hofe Ludwigs XIV. selbst nicht ohne Lächeln und Scherze die Sache besprach, im Deutschen Reiche aber jenen Metzer Parlamentsrat nur für verrückt halten konnte. Er klügelte nämlich aus, daß, wenn ein Land abgetreten werde, damit auch diejenigen Länderstrecken abzutreten seien, welche früher mit ersterem verbunden waren oder auf welche dieses einst Rechtsansprüche gehabt habe.

Mit anderen Worten: Herr A. überläßt seinem ränkesüchtigen Nachbar B., um endlich Ruhe zu haben, ein Stück seines Ackers. Daraufhin endet der Streit zwischen beiden. Nun behauptet plötzlich B.: „Du hast mir ein Stück des Ackers zwar überlassen. Es fehlt aber der andere Teil, der bisher mit diesem Stücke verbunden war, und weil ich stärker bin als du, so nehme ich mir den letzteren auch noch.“

Nach dieser Rechtsanschauung erklärte nun Ludwig XIV., daß noch ein großer Teil deutschen Gebietes mit den abgetretenen Ländern wieder zu vereinigen sei. Man nannte dies die „Reunion“ derselben. Nun wurde in Metz ein eigener Gerichtshof, die Reunionskammer, chambre de réunion, errichtet, um herauszuklügeln, welche Gegenden auf solche Weise noch „rechtlich“ mit Frankreich zu vereinigen seien. Diese Reunionskammer fand bald heraus, daß 80 deutsche Lehen, darunter Homburg, Pont à Mousson, Saarburg, Saarbrücken u. s. w. französisch werden müßten. Nachdem die Geschichte so einträglich zu werden versprach, errichtete man in Breisach eine zweite Reunionskammer, und diese übertraf bald ihre Vorgängerin an Gründlichkeit der „Reunionsmacherei“. Sprach sie doch Ludwig XIV. das Recht über Hagenau, Weißenburg, sowie 10 elsäßische Reichsstädte zu und veranlaßte sie doch das Parlament von Besançon, dem Herzog von Württemberg die Grafschaft Mömpelgard, welche seit 1395 zu Württemberg gehörte, abzuerkennen, da diese ein Teil der Franche-Comté sei.

Kaum hatten die Kammern ihren Ausspruch gethan, so schritt man zur Ausführung der Reunion. Wie man dabei verfuhr, zeigt ein Beispiel, das sich in hundert Fällen in gleicher oder ähnlicher Weise wiederholte.

„Die Grafschaft Zweibrücken ist eine Dependenz des Bistums Metz. Die Dörfer Pleisweiler, Sondernheim, Knittelsheim gehören zu Weißenburg; Selz und Billigheim ebenso."

Kaum waren solche Gerüchte aufgetaucht, so erschienen französische Beamte, ließen die kurpfälzischen Wappen abschlagen, die französischen anbringen und erklärten, die Einwohner seien vom Eid der Treue gegen ihren Kurfürsten entbunden, dagegen verpflichtet, diesen Eid Seiner Majestät dem allerchristlichsten König Ludwig XIV. zu leisten. Fügten sich einzelne Bewohner nicht, so wurden sie ohne weiteres von Haus und Hof verjagt. Widersetzten sich aber ganze Orte solch unerhörter Gewaltthat, so erschienen Truppen, die ganze Gegend wurde militärisch besetzt, die betreffenden Städte, Dörfer u. s. w. mußten noch Unsummen für die Truppen zahlen, und das Ende vom Liede war das gleiche, sie wurden Frankreich einverleibt.

Stießen die Franzosen bei ihrem Reunionsverfahren auf Orte, in denen deutsche Besatzungen lagen, so griffen sie letztere sofort mit Übermacht an, erstürmten sie und hausten dann mit gleicher Wut darin, als ob sie sie in einem harten Kriege dem Feinde abgenommen hätten. So wüstete der französische General Graf Montclar auf beispiellose Weise in der Rheinpfalz, erstürmte Falkenburg, Oggersheim, Wachenheim 2c. Letztere Stadt wurde größtenteils niedergebrannt, weil ein Dragonerleutnant, namens Bitsch, nebst einem Häuflein seiner Leute sich einige Tage rühmlich gegen die welsche Übermacht wehrte.

Wo die Reunionskammern keinen Grund zu einer Vergewaltigung fanden, da wußte man auf andere Weise Rat zu schaffen, z. B. auf folgende: Gleich nach dem Friedensschluß wurde dem Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz von einem französischen Kommissar in Nancy erklärt, seine Unterthanen hätten noch von der Kriegszeit her 46,677 Gulden 46 Kreuzer

an die Garnisonen von Lützelstein und Diedenhofen als Kontribution zu zahlen. Geschähe dies nicht, so erfolge sofort militärische Exekution gegen dieselben. Der Kurfürst zahlte. „Damit sind alle Forderungen getilgt." Das war der Bescheid des französischen Kommissars. Gleich darauf erhielt der Kurfürst aber eine neue Forderung von 94,145 Gulden 30 Kreuzer für die Garnison von Philippsburg. „Wird nicht gezahlt, dann militärisches Verfahren gegen die überrheinischen Gegenden der Pfalz." Der Kurfürst opferte seinen Privatschatz und zahlte. Kaum war dies geschehen, so erhielt er neue Forderungen für die französischen Garnisonen von Zweibrücken, Trier, Naumburg und Kreuznach. Stets hieß es dabei: „Zahlen oder militärisches Verfahren gegen diese und jene Orte".

Das war alles nur der Anfang der beispiellosen Scheußlichkeiten, mit denen später die arme Pfalz durch Ludwig XIV. und seine Werkzeuge heimgesucht wurde.

Dies verstand man also unter der Reunion der vom Deutschen Reiche an Frankreich abgetretenen Gebiete. Es befanden sich darunter etwa 600 Herrschaften, Städte und Dörfer, die bisher unstreitig zu Deutschland gehört hatten, nunmehr aber auf die beschriebene Weise vergewaltigt und Frankreich einverleibt wurden. Um das Geschäft der zwangsweisen „Reunion" besser vornehmen zu können, ließ Ludwig XIV. 1680 auf den Rat seines Ministers Louvois die Festung Saarlouis anlegen und die Städte Landau, Pfalzburg und Hüningen befestigen.

Und der Kaiser und die Reichsfürsten!!

Jetzt, im neuerstandenen Deutschen Reiche, das wir Deutsche selbst, allein, und zwar auf dem Boden des niedergeworfenen bezwungenen Frankreichs errichtet haben, können wir es ohne Scheu eingestehen: Sie betrugen sich fast alle auf eine unglaublich mattherzige, undeutsche, man möchte fast sagen dem Vaterlande feindliche Weise.

Das wußte Ludwig XIV. nur zu gut. Er hatte ja geschickte Diplomaten, die es vorzüglich verstanden, alle Gefühle für deutschen Sinn, für deutsche Zusammengehörigkeit, für ein

gemeinsames Handeln im Interesse des ganzen großen Vaterlandes gründlich zu untergraben und zu zerstören. Er unterstützte deren Thätigkeit durch sehr weitgehende Vollmachten. Französisches Geld wanderte in großen Summen an die deutschen Höfe, Titel und Auszeichnungen folgten. Ersteres brachten ja die Raubzüge in überreichem Maße wieder ein, und letztere kosteten nichts, beglückten aber die eitlen, beschränkten Buhler um welsche Gunst und Gnade.

Freilich befand man sich nun in Wien in der peinlichsten Lage. Kaiser Leopold I. befürchtete, daß eine so rücksichtslose systematische Beraubung des Reiches, wie sie sich Ludwig XIV. jetzt im Frieden ungestraft erlaubte, schließlich sogar zum Verluste rein österreichischen Gebietes führen könne. Zuerst wollte er ebenso wie die am meisten durch die französischen Raubzüge betroffenen deutschen Fürsten durch Unterhandlungen etwas erreichen. Am Hofe Ludwigs XIV. empfing man die betreffenden Abgesandten sehr freundlich, lud sie sogar zu den Festlichkeiten in Versailles ein, gab ihnen aber gar keinen Bescheid, da man den Untersuchungen in Metz und Breisach nicht vorgreifen könne. War nun eine endlose Zeit mit dem Hin- und Hersenden zwischen Paris und den Reunionskammern verflossen, so kam entweder die vorläufige Vertröstung, der Fall über den fraglichen Ort sei noch nicht entschieden, oder es hieß, das Recht sei so unstreitig auf Seite Seiner Majestät des Königs, daß man ein Eingehen auf die Bitten der Gesandten dem Könige gar nicht vorschlagen könne. Jedenfalls zogen die Sendboten stets unverrichteter Dinge wieder ab, in Versailles lachte man sich ins Fäustchen, in Metz und Breisach „reunierten" die französischen Kommissare weiter und die Generale und Truppen des allerchristlichen Königs fuhren fort, mit Schwert und Brandfackel im tiefsten Frieden für die Ausführung der Reunionsbeschlüsse zu sorgen.

Jetzt stieg die Angst in der Hofburg zu Wien doch immer höher. Man beschloß 1681 einen Kongreß nach Frankfurt am Main zu berufen, um wieder den Reichskrieg gegen Frankreich zu erklären. Hatte der Kaiser aber in Nymwegen sich um den

Reichstag und die Reichsfürsten nicht gekümmert, einzelne der letzteren sogar schmählich preisgegeben, so vergalten sie ihm dies jetzt dadurch, daß infolge ihres Zwiespaltes mit ihm und unter sich der Kongreß zunächst gar nicht zu stande kam.

Unterdessen bereitete sich seitens Ludwigs XIV. und seiner Werkzeuge eine That vor, die ihren bisherigen Leistungen sozusagen die Krone aufsetzte. Unter dem Vorwande, die Festungswerke der lothringischen, burgundischen und elsäßischen Städte ausbessern zu lassen, verstärkte der Minister Louvois unversehens die dortigen Garnisonen mit Truppen, die sich bereit halten sollten, auf das erste Zeichen gegen die altberühmte freie deutsche Reichsstadt Straßburg zu marschieren, wo der Kölnische Koadjutor Egon von Fürstenberg, dessen Gesinnung wir schon früher kennen lernten, durch Vermittlung Ludwigs XIV. Bischof geworden war. Derselbe war um so lieber bereit, seine Vermittlung zur Einverleibung der alten deutschen Reichsfeste in Frankreich zu bieten, als es ihm längst ein Dorn im Auge war, daß Straßburgs herrlicher Münster den Protestanten gehörte. Weiter beeinflußte französisches Geld einen großen Teil der Mitglieder des Rats, und schließlich gab es auch in der Bürgerschaft eine wenn auch nicht starke französisch gesinnte Partei. Nunmehr kam Louvois insgeheim in Breisach an, um den neuen schmählichen Friedensbruch selbst zu leiten. Möglichst ohne Aufsehen zu erregen zogen jetzt 900 Mann französischer Truppen gegen Straßburg und besetzten die Zollschanze. Tags darauf, am 27. September 1681, erschien General von Montclar mit 12,000 Mann und lagerte bei Grafenstaden. Um aber ganz sicher zu gehen, traf am 29. September Louvois selbst mit noch einmal 18,000 Mann ein.

„Die Stadt wird im Namen seiner Majestät des Königs Ludwigs XIV. zur Übergabe aufgefordert. Fügt sie sich nicht, so werden unverzüglich die Feindseligkeiten beginnen.“

Das war klar, bündig und wirksam. Zu spät erkannten die Kaiser und Reich treu gebliebenen Ratsmitglieder und Bürger, daß man sie schmählich verraten, zu spät, warum die Verräter

unter ihnen so lebhaft für die Ablehnung der vom Kaiser angebotenen Besatzung von 6000 Mann gewirkt hatten, zu spät, daß der ärgste Feind in der Stadt selbst weile, nämlich der französisch gesinnte Bischof. Von gewaltsamem Widerstande konnte keine Rede sein. Umsonst rief ein alter, deutsch gesinnter Handwerker zu den Waffen. Am 30. September 1681 wurde zu Illkirch der Übergabsvertrag unterzeichnet. Der Stadtmeister Zedlitz, der Altmeister Dietrich und mehrere Räte scheuten sich nicht, ihre Namen unter das schmachvolle Dokument zu setzen. So fiel die alte freie Reichsstadt Straßburg mitten im Frieden durch einen Gewaltakt Ludwigs XIV. in französische Hand.

König Ludwig XIV. hielt drei Wochen später seinen Einzug in die neugewonnene Stadt, und in dem nun den Katholiken eingeräumten Münster empfing ihn der Bischof Fürstenberg heuchlerisch mit den Bibelworten: „Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren!“ Vauban aber begann auf des Königs Geheiß unverzüglich mit der neuen Befestigung, durch die Straßburg, bisher des Reiches Schutzwehr, fortan zu einem Ausfallthor Frankreichs gegen Deutschland wurde.

Und der Kaiser? Und das deutsche Reich? Wo blieben sie angesichts dieser unerhörten Rechtsverletzung und schnöden Herausforderung ihrer Ehre? Das französische Gold hatte auch im Osten dem Kaiser Gegner geworben, die Ungarn unter Tököly waren eben im Aufstande, und schon erhob sich drohend auch der Halbmond gegen das kaiserliche Haus. Zwar bemühte sich der Kaiser trotzdem, einen neuen Reichskrieg gegen Frankreich zu veranlassen, und im Frühjahr 1682 kam es zu Laxenburg bei Wien zu einem Bündnis zum Schutz des Nymweger Friedens, dem auch Wilhelm von Oranien, ja sogar Schweden beitrat. Letzteres war durch die Wegnahme des Herzogtums Zweibrücken, welches dem aus dem pfälzischen Hause stammenden König Karl XI. von Schweden zugehörte, ebenfalls gegen den früheren Verbündeten in hohem Grade erregt. Mit vollem Recht erklärte aber der Kurfürst von Brandenburg, daß ein neuer Krieg bei der vorhandenen Schwäche des Reiches nur

neues Unheil im Gefolge haben werde. Und sein Vorausblick hatte Friedrich Wilhelm auch diesmal nicht getäuscht. In der That war der Kaiser jetzt völlig in Anspruch genommen von der Gefahr, die ihm von Osten her drohte: war doch der türkische Großvezier Kara Mustafa mit 230,000 Mann auf Wien im Anmarsch. Der Kaiser bedurfte jetzt selbst am nötigsten der Hilfe des Reiches, ohne welche Wien dem furchtbaren Anprall gegenüber rettungslos verloren gewesen wäre. Der kaiserliche General, Herzog Karl von Lothringen, hatte nur 33,000 Mann zur Verfügung und mußte Wien der Verteidigung des heldenmütigen Grafen Ernst Rüdiger von Stahremberg überlassen. Er selbst zog sich zurück, um nördlich von der Hauptstadt die Ankunft der sächsischen, bayerischen, schwäbischen und fränkischen Hilfstruppen, sowie der Polen unter König Johann Sobieski, zusammen 58,000 Mann, zu erwarten. Mit diesen gelang es ihm am 12. September 1683, den Vezier Kara Mustafa am Kahlenberg aufs Haupt zu schlagen und zum schmählichen Rückzug zu nötigen, sowie sein Lager mit zwei Millionen Gulden an barem Geld und sonstigen unermeßlichen Kostbarkeiten, zahllosen Pferden und Waffen, 300 Geschützen, 15,000 Zelten, 9000 Wagen mit Kriegsvorräten rc. zu erbeuten. Und das Verdienst des brandenburgischen Kurfürsten, der im Januar 1682 einen Neutralitätsvertrag mit Ludwig XIV. geschlossen hatte, in welchem sich dieser verpflichtete, auf weitere Reunionen zu verzichten, war es, daß während der durch die Türken dem Reiche drohenden furchtbaren Gefahr der Friede wenigstens von Seite Ludwigs XIV. aufrecht erhalten blieb. Die Westgrenze des deutschen Reiches hätte sich damals wehrlos dem französischen König als Beute dargeboten.

Wessen Frankreich fähig sei, das erfuhr eben damals Spanien, das sich fortreißen ließ, im Oktober 1683 Frankreich den Krieg auf eigene Faust zu erklären. Sofort marschierten 35,000 Franzosen in Belgien und Luxemburg ein. Der Marschall d'Humières nahm noch im Spätherbste Courtray und Dixmuiden, der Marschall von Crequi bombardierte, belagerte

und nahm am 7. Juli 1684 das für unbezwinglich gehaltene Luxemburg und führte mit dieser Festung Frankreich eine Beute zu, fast so wertvoll wie Straßburg.

Die brutale Habgier und übermütige Gewaltthätigkeit Frankreichs wurde nur noch erreicht von der Schlagfertigkeit seiner Heere. Die Züchtigung, die Spanien erfuhr, hatte die Wirkung, daß die anderen Staaten, Holland oder Schweden, die ebenfalls Lust gehabt hatten, mit Frankreich wieder anzubinden, sich rasch wieder mit demselben vertrugen.

Was aber sollte das deutsche Reich bei solcher Lage der Dinge thun? Sich zugleich gegen die Türken und gegen Frankreich zu wehren, dazu war es am allerwenigsten im stande. So war denn des Kurfürsten von Brandenburg Rat, auf eine günstigere Gelegenheit zu warten, für jetzt aber sich mit Frankreich zu vertragen, der einzige den Verhältnissen angemessene. Ludwig XIV. konnte seinerseits mit seiner Beute zufrieden sein. In dem 1684 zu Regensburg mit Frankreich abgeschlossenen 20jährigen „Stillstand" behielt dieser seinen ganzen, bis zum 1. August 1681 gemachten Raub, insbesondere Straßburg und Luxemburg, verpflichtete sich aber, die übrigen Eroberungen — das war freilich nicht mehr viel — zurückzugeben. So hatte das Reich wenigstens vorübergehend einige Ruhe, — lange sollte sie aber nicht dauern, und das entsetzlichste Elend stand den armen Gegenden am Rhein erst noch bevor!

Die Uneinigkeit war es, die unser deutsches Vaterland so tief herunterkommen ließ, daß der schärfstblickende Mann im Reich — und das war damals der Kurfürst von Brandenburg — keinen andern Rat geben konnte, als sich das Unrecht gefallen zu lassen, und das Schwert lieber in der Scheide zu halten, als die Existenz des Reiches dem sicheren Verderben preiszugeben. Die Uneinigkeit und der innere Zwiespalt hatte die Verhältnisse heraufgeführt, unter welchen dieser Rat der einzig mögliche und richtige war. —

Deutsche von heute, das merkt Euch! Sollte je unser alter Erbfehler, Uneinigkeit und Partikularismus, sich wieder

regen wollen, so denkt an die Zeit von 1680—1684, an die Schandthaten der Reunionskammern und besonders an den Raub Straßburgs am 30. September 1681! Dann seid Ihr geheilt, dann werdet Ihr Euch wieder besinnen. Deutsche Hiebe wie anno 1870 mögen dann dem Fremden es hoffentlich gründlich und für immer verleiden, an unserem Rechte sich zu vergreifen wie dazumal!

VII.

Der Pfälzische (Orléans'sche) Krieg und die Verwüstung der Rheinpfalz.

Am 16. Mai 1685 starb Kurfürst Karl V. von der Pfalz. Damit erlosch die Simmern'sche männliche Linie der Pfälzer Kurfürsten, und das Erbe derselben ging auf den Stamm der Neuburgischen Pfalzgrafen und zwar auf Philipp Wilhelm, den Schwiegervater Kaiser Leopolds, über.

Noch zu Lebzeiten des Kurfürsten Karl V. war aber dessen Schwester Elisabeth Charlotte mit dem Herzog von Orléans, dem jüngeren Bruder Ludwigs XIV. verheiratet worden. Ihr fiel nach dem Tode ihres Bruders den Reichs- und Pfälzischen Hausgesetzen zufolge nur Geld und bewegliche Habe als Erbe zu, alle Ländereien, Städte, Dörfer u. s. w. gingen als rechtmäßiges Mannslehen auf den neuen Kurfürsten Philipp Wilhelm über.

Damit war die durchaus deutsch gesinnte Fürstin Elisabeth Charlotte, die gute, echt pfälzisch denkende „Liselotte" vollständig einverstanden. Sie lebte an dem lüderlichen Hofe eines Ludwigs XIV., den jetzt die frömmelnde Frau von Maintenon (Fräulein von Vallière und Frau von Montespan hatten weichen müssen) regierte, in der ihr anerzogenen urdeutschen Ehrbarkeit

und hegte keinen innigeren Wunsch, als den, ihre liebe Heimat, die Pfalz, möge blühen und gedeihen.

Ludwig XIV. war aber mit der Fügsamkeit seiner Schwägerin nicht im geringsten einverstanden. Da fand sich ja wieder ein Grund zu neuen Reunionsversuchen! Mit um so größerer Freude begann der König nunmehr einen vom rechtlichen Standpunkt freilich geradezu lächerlichen Prozeß gegen den neuen Pfälzischen Kurfürsten, als von einem gewaltsamen Widerstande des letzteren gegen ihn, den mächtigsten Herrscher Europas, doch kaum die Rede sein konnte. Zudem wurde er von der schlauen Maintenon zu möglichst scharfem Vorgehen gegen die Pfalz aufgehetzt. Diese hinterlistige Buhlerin haßte nämlich die tugendhafte „fière Palatine“, deren Name zu dem unwürdigen Prozesse mißbraucht wurde, glühend und es freute sie, ihr wehe gethan zu sehen.

Also Ludwig XIV. ließ schon im Juli 1685 beim Reichstag zu Regensburg erklären, daß er die Pfälzischen Besitzungen in Simmern, Lautern und Sponheim und das Amt Germersheim im Namen seiner Schwägerin für Frankreich beanspruche.

Damit wäre der Gatte der Prinzessin Elisabeth Charlotte, der Bruder des Königs Ludwigs XIV., als Pfalzgraf von Simmern und Lautern deutscher Reichsfürst geworden, die französische Grenze wäre auch hier bis an den Rhein vorgerückt und der zusammenhängende Besitz des ersten weltlichen Kurfürstentums im deutschen Reiche gesprengt worden.

Eine solche Forderung wurde denn auch selbst dem energielosen Regensburger Reichstage zu bunt. Man konnte aber auch jetzt nicht wagen, sofort offen Farbe zu bekennen und das unverschämte französische Ansinnen gebührend abzulehnen. So entstanden denn einstweilen über die angeregte Frage endlose Verhandlungen, welche sich ohne Ergebnis bis zum Mai 1686 hinzogen.

Inzwischen hatten die Kaiserlichen unter Herzog Karl V. von Lothringen, dem Polenkönig Johann Sobieski und dem

Kurfürsten Max Emanuel von Bayern über die Türken noch eine Reihe weiterer Siege davongetragen, Ofen erstürmt, und Szegedin erobert, so daß ganz Ungarn dem Kaiser zurückgewonnen war. Eine Thronumwälzung, die infolge dieser Ereignisse in Konstantinopel ausbrach, machte den osmanischen Staat vollends unfähig, den kaiserlichen Waffen Widerstand entgegenzusetzen. Deren Siegesthaten aber riefen die Eifersucht Ludwigs XIV. umsomehr wach, als es zu seiner Politik sehr wohl paßte, wenn der Kaiser im Osten zu thun hatte. Sein Eingreifen zeigte sich zunächst darin, daß er durch seinen Gesandten die Türken zum Widerstande ermutigte und dadurch die schon im Gang befindlichen Friedensverhandlungen durchkreuzte. Zugleich sammelte er ein wohlgerüstetes Heer an der Westgrenze des deutschen Reiches und ließ im Mai 1686 dem Reichstage zu Regensburg eröffnen, daß er seine Orléans'schen Ansprüche auf die Pfalz, wenn nötig, mit Waffengewalt durchsetzen werde. Natürlich wartete er einen Bescheid auf seine Drohung gar nicht ab, sondern ließ einen Teil seiner Truppen bei Hüningen in deutsches Gebiet einfallen und auf einer zu Deutschland gehörigen Rheininsel daselbst ein französisches Fort erbauen.

Ein solch unerhörtes Vorgehen weckte endlich nicht nur die meisten deutschen Fürsten, sondern auch die übrigen, von der französischen Anmaßung bedrohten Staaten aus ihrer bisherigen Unthätigkeit auf. Die protestantischen Lande erkannten auch, daß durch die immer mehr sich ausdehnende Macht Frankreichs, welches soeben im Begriffe war, alle Protestanten aus seinen Grenzen auszuweisen, der Bestand ihrer Religion gefährdet sei. Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg, unterstützt von Wilhelm von Oranien und dem Pfälzischen Kurfürsten, bemühte sich zunächst, sich die Sicherung und Aufrechterhaltung des 1684 in Regensburg abgeschlossenen 20jährigen Waffenstillstandes angelegen sein zu lassen und zu diesem Zwecke mit dem Kaiser zu unterhandeln. Am 9. Juli 1686 wurde dieses neue Bündnis in Augsburg unterzeichnet. Bald traten

auch Spanien, Holland, Schweden, England und Savoyen demselben bei.

Nunmehr getraute sich Ludwig XIV. doch nicht, ohne weiteres im deutschen Reiche vorzudringen. Allein er rüstete immer mehr und wartete nur eine passende Gelegenheit ab, um seinen Raubgelüsten dennoch fröhnen zu können.

Leider fand sich dieselbe nur zu bald.

Der Nachfolger Karls II. von England, der im Jahre 1685 mit Tod abgegangen war, war dessen Bruder König Jakob II., der, obschon in England die protestantische Religion als Staatsbekenntnis herrschte, nicht nur selbst zum katholischen Bekenntnis übergetreten war, sondern diesem auch offenkundig wieder zur Herrschaft in England zu verhelfen suchte. Dadurch hatte er sich in wenigen Jahren so verhaßt gemacht, daß der nächstberechtigte Thronerbe, Prinz Wilhelm von Oranien — er war der Gemahl der ältesten Tochter Jakobs II., Maria, welche protestantisch geblieben war und die Bestrebungen und Politik ihres Vaters gleich ihrem Gemahl aus tiefster Seele mißbilligte, — unter dem allseitigen Beifall der englischen Nation 1688 mit einem holländischen Heere nach England übersetzen, den König Jakob vertreiben und sich selbst auf den englischen Thron erheben lassen konnte. Jakob II. aber floh zu seinem Freunde Ludwig XIV. nach Versailles, nachdem er sich schon früher wiederholt mit Bitten um Unterstützung an den französischen König gewendet hatte. Dieser beschloß seinem Freunde mittelbar dadurch zu helfen und seinen eigenen Raubgelüsten zugleich nachzukommen, daß er einen neuen Krieg gegen die Augsburger Verbündeten anzettelte. Die Gründe zu diesem Bruch des 20jährigen Waffenstillstandes wurden in Versailles aufgestellt und am 24. September 1688 unterschrieben. Sie kennzeichnen aufs neue, daß dem allerchristlichsten König kein Gewaltmittel, wenn es auch noch so gesucht war, als zu schlecht galt, sobald es sich um eine Vergewaltigung des Deutschen Reiches handelte. Vor allem behauptete Ludwig XIV., der Kaiser wolle jetzt mit der Türkei nur deshalb Frieden schließen, weil er Frankreich anzu-

greifen beabsichtige. Dazu sei auch das Bündnis mit Brandenburg, Bayern und den übrigen Fürsten und Ständen abgeschlossen worden.

Der zweite Grund war ein noch sonderbarerer.

Kurfürst Maximilian Heinrich von Köln, zugleich Bischof von Lüttich und Hildesheim, war gestorben. Nun setzte Ludwig XIV. alle Hebel in Bewegung, um beim Domkapitel die Wahl des ihm vollständig ergebenen Straßburger Bischofs Egon von Fürstenberg durchzusetzen. Trotz der französischen Bestechungsgelder, aller aufgewandter diplomatischen Künste und selbst der Drohungen des französischen Königs erhielt letzterer aber doch nicht die nötige Majorität. Daher wurde von Papst und Kaiser Prinz Josef Clemens von Bayern zum Kurfürsten von Köln erklärt. Nun behauptete Ludwig XIV., die Wahl, die ihn beim Lichte betrachtet gar nichts anging, sei nur durch kaiserlichen Druck zu stande gekommen und er fühle sich verpflichtet, die Freiheit einer Neuwahl zu garantieren. Unterdessen betrachtete sich Prinz Egon von Fürstenberg als rechtmäßiger Nachfolger, und angeblich zu seinem Schutze rückten französische Regimenter in Bonn, Neuß, Kaiserswerth und Rheinberg ein.

Der dritte Grund war die erneuerte Forderung wegen der Orléans'schen Erbschaft.

Zum Schluß des berüchtigten Manifestes erdreistete sich der französische König zu erklären, er fühle sich verpflichtet, die Sicherung des Westfälischen und Nymweger Friedens, die Wahlfreiheit der deutschen Domkapitel und die Freiheit der deutschen Reichsstände gegen die Unterdrückungen des Kaisers zu übernehmen. Mit der Veröffentlichung dieses Schreibens setzten sich auch die Truppen in Marsch und schon im September 1688 nahm der Marschall von Boufflers die Städte Kaiserslautern, Alzei und Speier und im Oktober Worms, Mainz, Kreuznach, Oppenheim, Trier und Heidelberg ein. Philippsburg widersetzte sich. Allein nach 19tägiger Belagerung mußte es der vom

französischen Dauphin und dem Marschall von Duras befehligten Übermacht erliegen und kapitulierte am 19. Oktober.

In Mannheim beschloß der tapfere Kommandant Bernhard von Seligencron ebenfalls sich zu verteidigen. Durch französisches Gold sowie durch Versprechungen wurden aber seine Soldaten zum Abfall verleitet, durch Drohungen die Bürger der Stadt eingeschüchtert, ein kurzes Bombardement schreckte selbst die Mutigeren, und umgeben von verräterischem, feigem Gesindel mußte der Kommandant zuerst in die Citadelle weichen und dann auch diese übergeben.

Nun streiften kleinere französische Korps bis Heilbronn und an die Tauber und brandschatzten in gewohnter Weise, wohin sie kamen. Marschall Feuquières nahm sogar Stuttgart ein und zog sengend und brennend bis Augsburg. Ende November 1688 war also der ganze Rhein von Hüningen bis Rheinberg mit Ausnahme von Koblenz, Ehrenbreitstein und Köln in französischen Händen, und weit von seinem rechten Ufer entfernt mitten im deutschen Lande verkündeten Trümmerhaufen und rauchende Brandstätten, bis wohin die Scharen des allerchristlichsten Königs im tiefen Frieden vorgedrungen waren, „um die deutsche Freiheit gegen die Unterdrückungen des Kaisers in Schutz zu nehmen.“

Im damaligen deutschen Reiche, in diesem armen zerrissenen Lande, in dieser Vereinigung von zwieträchtigen Stämmen und eifersüchtigen Staaten, deren jeder ein seinem Nachbar entgegengesetztes Ziel verfolgte und sich von den kleinlichsten, engherzigsten Gesinnungen leiten ließ, bedurfte es einer so unglaublichen Vergewaltigung des Rechtes, einer so rohen Verletzung aller Verträge, einer so barbarischen Kriegführung, wie sie sich Ludwig XIV. und seine Mordbanden erlaubten, um wieder einmal in weiteren Kreisen der Nation eine nationale Erregung hervorzurufen und um die so tapferen, aber schwerfälligen und zersplitterten deutschen Stämme und Fürsten aus ihrer trägen Ruhe aufzuschrecken. Noch wehte ja kein großer deutscher Zug im weiten Reich, das wußte Ludwig XIV. auch nur zu gut. Allein jetzt

hatte er die Zerrissenheit der Deutschen, die Duldsamkeit Europas doch überschätzt. Sein Übermut riß ihn hin, zugleich wie er gegen das deutsche Reich vorging, auch den Niederlanden von neuem den Krieg zu erklären, weil sie das Unternehmen Wilhelms von Oranien gegen König Jakob von England begünstigt hätten.

Darauf vereinigte sich nunmehr Holland, das in der Staatsumwälzung begriffene England und endlich Spanien mit Kaiser und Reich und erklärten im Anfang des Jahres 1689 an Frankreich den Krieg. So hatte es der Übermut des Mannes, der einst mit so anmaßendem Stolze erklärt hatte: ‚Der Staat bin ich‘ doch erreicht, daß eine solche Koalition von vergewaltigten Fürsten und Staaten sich gegen ihn erhob, daß die Macht des so großen und leistungsfähigen Frankreichs nicht mehr im stande schien, dagegen aufzukommen.

Der Krieg war nun zur größten Überraschung Ludwigs XIV. ein europäischer geworden, und das an den Sieg gewöhnte Frankreich mußte einsehen, daß es den kommenden Kampf nur schwer bestehen und kaum nach allen Seiten hin kräftig durchführen könne.

Da geriet man in Versailles auf einen Gedanken, der der Häuptlinge räuberischer Hunnen würdig war, und der allerchristlichste König erklärte sich damit einverstanden und erteilte den Befehl zu seiner Ausführung. Dieser Gedanke, so roh, so barbarisch, wie ihn kein Attila erfunden, wie ihn aber ein Louvois aushecken und ein Ludwig XIV. verwirklichen konnte, hieß: „Zwischen dem deutschen Reiche und Frankreich durch Niederbrennung sämtlicher Städte und Dörfer eine solche Wüstenei schaffen, daß eine unüberschreitbare Strecke die beiden Länder trenne und weitere Kriege zwischen ihnen dadurch zur Unmöglichkeit gewacht würden.“

Ist es möglich, daß Menschen, die sich Christen nannten, und die schon damals an der Spitze der Civilisation zu marschieren sich schmeichelten, auf eine solche verruchte Idee kamen?

Man sollte glauben, nein. Aber es war so. Franzosen haben sie ersonnen und Franzosen haben sie ausgeführt.

Das waren Ludwig XIV., seine Helfer Louvois, Duras, Melac, Boufflers, Feuquières ꝛc. und deren französische Raub- und Mordbanden.

Drei große Armeen hatte Ludwig XIV. aufgestellt, um seine Aufträge zu erfüllen.

Rechts, gestützt auf Philippsburg und Mainz, befehligte Marschall von Duras, in der Mitte an der Mosel und Maas Marschall Boufflers und links in Flandern Marschall d'Humières.

Alle diese Generale erkärten sich mit der ihnen zuerteilten Rolle einverstanden, Der kühne Angriffsgeist eines Turenne war erloschen, die einst so frische, bewegliche Militärmacht Frankreichs fing zu altern an, die französischen Marschälle sahen keine Entwürdigung darin, statt unternehmende Feldherrn einfach Führer von sengenden und brennenden Streifscharen abgeben zu müssen.

Noch war keine Kriegserklärung des Kaisers und des Reichs ergangen. Sie erfolgte erst am 14. Februar 1689. Trotzdem begann schon Mitte Januar der Vernichtungszug der französischen Banden. General Mélac war es, der als der erste sich auf die arme Pfalz stürzte und mit wahrhaft teuflischer Grausamkeit die Gegend um Heidelberg verwüstete. Am 18. Januar begann man in dieser Stadt selbst das große Zerstörungswerk. Kurz vorher hatte der französische Kommissar de Morvas die besten Sachen, welche sich im kurfürstlichen Schlosse fanden, als Erbe der Fürstin Elisabeth Charlotte beansprucht und nach Frankreich wegführen lassen. Dann war der Dauphin eingezogen, hatte die unverletzliche Erhaltung von Schloß, Archiven, Universität und Stadt, die ungehinderte Ausübung der bürgerlichen und kirchlichen Rechte, die Unterlassung von jeder Feindseligkeit, kurz die Behandlung Heidelbergs gleich einer französischen Stadt versprochen und damit den friedlichen Abzug der kurpfälzischen Truppen erreicht.

Jetzt, 10 Wochen später, verkündeten dumpfe Schläge den trotz verschiedenartigster Versprechungen schon seit einiger Zeit durch alle möglichen Räubereien und Mißhandlungen gepeinigten Bewohnern, daß das Vernichtungswerk im großen seinen Anfang nahm. Die prachtvollen Schloßtürme und Mauern wurden gesprengt. So stark und fest war der Bau, daß es nicht gelang, den südlichen Turm zu zerstören. Nur zum Bersten wurde er gebracht. Dann sank die eine Hälfte, in sich aber zusammenhaltend, in den Graben. Dort liegt sie noch wie ein vom Rumpfe getrenntes Glied, und klaffend weisen die offenen Stockwerke gleich gewaltigen Wunden gen Westen nach Frankreich hin, als wollten sie dem Beschauer sagen: „Dort ist mein Mörder! Deutsche vergeßt nicht, vergeßt niemals, daß es einen Ludwig XIV. gab, einen Mélac und einen Duras, vergeßt nie, wessen die Franzosen fähig waren, wessen Franzosen fähig sind!“

Gründlicher als bei den 6—7 Meter dicken Mauern und Türmen gelang das Zerstörungswerk in den das Schloß umgebenden Weinbergen und Gärten. Bald war diese Quelle des Reichtums vernichtet, auf Jahre hinaus in unfruchtbares Brachland verwandelt. Nun ging es gegen die Stadt selbst vor. Bald nahmen unerbittliche Brandschatzungen den Bewohnern alles Geld und fast alles, was Geldeswert besaß. Konnte die gestellte Forderung nicht umgehend erfüllt werden, so trieb die Drohung, daß die Wohnungen selbst dem Erdboden gleich gemacht würden, zu den äußersten Bemühungen an. Man sah ja bei genug Beispielen, daß die Franzosen es mit ihren Drohungen nur zu ernst meinten.

Und die armen Heidelberger glaubten immer noch, sich auf die beschworenen und verbürgten Verträge, auf das Wort des französischen Dauphins berufen zu können! Sie vergaßen eben, daß sie es nicht mit ehrenhaften Soldaten, sondern mit Schnapphähnen, mit Mordbrennern zu thun hatten und daß die Franzosen von 1689 gegenüber dem Feinde überhaupt keine Moral und Ehre besaßen.

Am 27. Januar erschien eine deutsche Truppe in der Nähe

Heidelbergs und beging den Fehler, dem französischen Kommandanten Mélac bedeuten zu lassen, man werde alle Bedrückungen der Pfälzer später rächen. Es war ein großer Fehler, denn man wußte nicht, ob man je die Macht haben werde, die Drohung auch auszuführen, und man reizte dadurch nur die tierischen, tigerartigen Leidenschaften, die in der Brust eines Mélac schlummerten.

Schon am 28. Januar zeigte es sich, wie furchtbar sich dieser Fehler bestrafte. Aus den Thoren Heidelbergs zogen französische Truppen nach allen umliegenden Dörfern aus. Ihr Auftrag hieß: „Vernichtung", ihr Werk war: „Brand, Schändung, Mord".

Noch am gleichen Abend standen die einst so blühenden glücklichen Dörfer Rohrbach, Leimen, Nußloch, Wiesloch, Kirchheim, Bruchhausen, Eppelheim, Wieblingen und Neckarhausen in Flammen. Am 29. Januar war das Zerstörungswerk auf dem linken Neckarufer gründlich ausgeführt.

Nur einen Tag gönnte Mélac sich und den Seinen Ruhe. Schon am 31. Januar zog er von neuem aus. Der jetzige Raubzug galt der so gesegneten Bergstraße. Dieser Zug übertrifft an Bestialität alles, was die Kriegsgeschichte Europas der letzten Jahrhunderte kennt. Wie christlich, wie menschlich, wie mild traten im Vergleich mit jenen Franzosen die Türken des Großmoguls auf, wie schnell verschwanden die grausigen Erinnerungen an die Schwedeneinfälle! Alles stellte die furchtbare Gegenwart des Jahres 1689 in den Schatten.

Schon auf dem Wege nach dem nächsten Dorfe, nach Handschuchsheim, wurden alle begegnenden Wehrlosen einfach ermordet. Selbst Heidelberger Bürger, die sich nach Handschuchsheim geflüchtet, wurden erschossen. Dann stürzten sich die betrunkenen Soldaten des allerchristlichsten Königs in die Häuser der vollständig überraschten waffen- und wehrlosen Bauern. Kein Alter schützte die Frauen und Mädchen vor Vergewaltigung. Nicht einmal die zarte Kindheit oder neu aufkeimendes Leben schonten diese vertierten Wüstlinge. Knaben, Männer, Greise

bis zu 80 Jahren, die nicht rechtzeitig entfliehen konnten, wurden erschlagen. Einen 70jährigen Mann, der Vorstellungen wagte, zogen die französischen Mordbrenner nackt aus, warfen ihn zu Boden und stampften solange auf seinem Kopf herum, bis er tot war. Viele arme Bauern wurden unter Hohnlachen scheußlich verstümmelt, andere in die Flammen geworfen. Glücklich, wer in Schnee und Eis im Walde eine Zuflucht gefunden; der rauhe Winter war doch menschlicher als jene Franzosen.

Nach der Zerstörung von Handschuchsheim warfen sich Mélacs Truppen auf Ladenburg, Schriesheim, Doßenheim, Neuenheim und die dazwischen liegenden Höfe. Überall wurde auf gleiche Weise gehaust. Mit wahrhaft teuflischer Lust gaben sich die Franzosen ihrer Zerstörungswut und Mordbegier hin. Allein zwischen Neuenheim und Doßenheim lagen bis zum 3. Februar 52 nackte unbeerdigte Leichen von armen Unglücklichen, die nicht mehr rechtzeitig hatten entfliehen können.

Die Heidelberger selbst hatten unterdessen unzählige Drangsale erlitten. Jetzt sollten auch sie den Leidenskelch zur Neige leeren. Bisher hatten die Zerstörungen in erster Linie dem Schlosse und dem Besitze des Kurfürsten gegolten. Nun kam ihr eigenes Hab und Gut an die Reihe. Deutsche Truppen näherten sich der Stadt, und Mélac erkannte, daß er weichen müsse. Zuvor aber legte er, um allen Geldeswert noch in seine Hand zu bekommen, den Bürgern eine unerschwingliche Brandschatzung auf. Was halfen die Hinweise auf die beschworenen Verträge, die Bitten und das Flehen der Mißhandelten, die Vorstellungen des Bürgermeisters! Endlich war das letzte Gut der Bürger abgeliefert. Die armen Bethörten hatten gehofft, damit wenigstens ihre leeren Wohnräume zu retten. Umsonst! Am 1. März wurde ihnen eröffnet, daß am 2. die Stadt verbrannt werden müsse. Nochmals baten und bettelten die Unglücklichen um Gnade. Vergebens! Ohne jede Rücksicht zogen Haufen von Soldaten durch die Straßen der Stadt, warfen Brennstoffe in die Häuser und legten Feuer an. Bald standen das Rathaus, der Marstall, die Kanzlei und eine Reihe von

Privatbauten in Flammen. Auf dem Marktplatz aber mitten in diesem Bilde der Verwüstung hielt Mélac, das eifrigste Werkzeug Ludwigs XIV., und freute sich, wie gründlich die Soldaten den Befehl seines und ihres obersten Kriegsherrn, des französischen Königs, ausführten. Behaglich sah er der fortschreitenden Zerstörung zu, und ein teuflisches Lächeln vollster Befriedigung spielte um seinen Mund. Um ihn herum standen seine Offiziere und blickten stumm, ohne ein Wort der Fürbitte zu wagen, auf das Bild des grausen Jammers und Elends. Endlich zwangen Hitze und Rauch den Wüterich, die Stadt zu verlassen. Er übergab dem General de Tessé die Vollendung der Vernichtung.

Dieser war doch wenigstens ein Mensch mit einem Menschenherzen in der Brust. Ihn jammerten die unglücklichen schuldlosen Bewohner der armen Stadt. Dennoch wollte er seinen Auftrag erfüllen. Da nahte ein Bedauern genug erregender Zug. Gebeugten Hauptes schritten der Bürgermeister und die Räte einher, thränenfeuchten Auges folgten die angesehensten Bürger. Vor dem französischen General hielten sie. Dann warf sich der greise Bürgermeister auf die Kniee und die Begleiter folgten seinem Beispiele.

„Gnade, Gnade für die armen obdachlosen Bürger, Gnade für die unglücklichen der Kälte des Winters preisgegebenen Weiber und Kinder, Gnade für die arme Stadt, die im Vertrauen auf die ihr gemachten Versprechungen widerstandslos den französischen Truppen ihre Thore geöffnet!"

Man sah es dem General an, wie er mit sich kämpfte.

„Ich kann nicht; es schmerzt mich sehr, allein es ist der strenge Befehl des Königs."

Da umfaßte der alte Bürgermeister flehend die Füße des französischen Generals und rief nochmals mit schmerzerfüllter Stimme: „Gnade, Gnade!"

Endlich war der Offizier erweicht.

„Ich kann nicht widerstehen. Das Elend dieser Armen jammert mich zu sehr."

Nun wandte er sich zu den Flehenden, bedeutete dem

Bürgermeister sich zu erheben und sprach: „Löscht den Brand in euern Häusern aus. Zündet dagegen unschädliches Feuer auf euern Dächern an, damit man von fern den Rauch und die Flammen wahrnimmt und meint, die Stadt brenne.“

Diese Auskunft rettete Heidelberg 1689 zum größeren Teile noch einmal vor der Zerstörung, doch nur, um einige Jahre später von denselben Truppen Ludwigs XIV. vollends vernichtet zu werden. Davon später.

Jetzt aber zogen die Franzosen unter Mitnahme von zwölf angesehenen Bürgern als Geiseln für die vollständige Bezahlung der Brandschatzung ab. Dem Intendanten Lagrange, der sich nach der Ausführung des königlichen Befehles erkundigte, wurde gesagt, wenigstens die Hälfte von Heidelberg liege in Asche.

Nun kam die Stunde für Mannheim.

Auch diese Stadt hatte im thörichten Vertrauen auf die Versprechungen und Unterschriften der französischen Generale ihre Thore den Truppen Ludwigs XIV. geöffnet. Am 3. März verkündete General Monclar den Bürgern, auch ihre Stadt müsse zerstört werden. Und es half hier kein Bitten und Flehen. Am 5. begann das Werk der Vernichtung, am 6. abends zeigte nur ein grauer wirrer Steinhaufen, wo einst die blühende Stadt Mannheim gestanden. In der Konkordienkirche hatten die französischen Räuber sogar die Gräber aufgewühlt, die Leiche der Raugräfin aus dem Sarge geworfen und im Ruhelager der Toten nach Schätzen gesucht.

Es war ja schon zum zweitenmal, daß diese arme Stadt der französischen Brandfackel Ludwigs XIV. übergeben worden. Was sie aber einige Jahre vorher unter Turennes unbarmherziger Faust gelitten, war doch nur ein leichter Hagelschauer im Vergleich zu dem furchtbaren vernichtenden Gewitter, das jetzt über sie hereingebrochen.

Auf gleiche Weise wüteten Ludwigs XIV. Mordbrenner am ganzen Rhein und im Jülich'schen. Überall waren Raub, Schändung, Totschlag förmlich organisiert, überall wurden die Orte zuerst mit ausgesuchter Absichtlichkeit gepeinigt, gebrand=

schatzt, ausgesaugt und dann erst dem Brande und der Zerstörung übergeben. So vernichtete man nacheinander Pforzheim, Offenburg, Kreuznach, Zell, Trier und zahllose Dörfer und Weiler um und zwischen denselben.

Noch schändlicher, weil hinterlistiger betrugen sich die französischen Banden in der alt-ehrwürdigen Reichsstadt Speier. In den jüngst vergangenen Kriegen hatte diese Stadt verhältnismäßig weniger als die umliegenden Orte gelitten, weil sich das freie Hochstift Speier möglichst von der thatsächlichen Einmischung in die Kämpfe fern zu halten verstanden hatte. Nur beim Rheinübergang der Kaiserlichen 1674 und 1675 und bei Gelegenheit der verschiedenen Belagerungen von Philippsburg war sie durch Einquartierung und Brandschatzungen in Mitleidenschaft gezogen worden. Darauf und auf ihre stets anerkannte Stellung als alte freie Reichsstadt bauten die beiden regierenden Bürgermeister Fuchs und Rützhaub, der hochfürstlich Speiersche Statthalter Hartard von Rollingen, sowie der Rat, als sie im Einverständnis mit der Mehrzahl der Bürgerschaft am 28. September 1688 dem vor dem Landauer Thore erscheinenden Marquis d'Huxelle und seinen Truppen den Eingang gewährten. Die Bewohner hatten die französischen Kriegsvölker, wenn auch nicht jubelnd, so doch so freundlich, wie man zwar fremde, aber nicht feindliche Einquartierung überhaupt aufnimmt, begrüßt.

Am 17. Oktober kam der Dauphin von Frankreich durch Speier und wiederholte die vom Marquis d'Huxelle gemachten Zusicherungen, daß die Bewohner Speiers gleich allen anderen königlichen Unterthanen behandelt und im ungeschmälerten Genuß ihrer alten Freiheit, ihrer Rechte und Gewohnheiten belassen werden sollten. War es doch der Sohn Ludwigs XIV., der hier sein königliches Wort gab! An diesem zu zweifeln erschien um so weniger berechtigt, als der König selbst bei der Abreise des Dauphins zur Armee öffentlich bekannt gegeben hatte, welches Vertrauen er in seinen Sohn setzte. In der überall verbreiteten Abschiedsschrift sprach Ludwig XIV.:

„Mon fils, en vous envoyant commander mes armées, je vous donne les occasions de faire connaitre votre mérite. Allez le montrer à toute l'Europe, afin que quand je viendrai à mourir, on ne s'apperçoive pas que le Roi soit mort."

Mein Sohn! Indem ich Dich entsende, meine Armeen zu befehligen, gebe ich Dir Gelegenheit darzulegen, was Du zu leisten vermagst. Zeige es ganz Europa, damit wenn ich einst sterbe, man nicht empfindet, daß der König tot ist.

Also der zukünftige König von Frankreich hatte der freien Reichsstadt Speier am 17. Oktober 1688 Schutz und Erhaltung aller bestehenden Verhältnisse zugesagt. Darauf baute die unglückliche Stadt, denn sie wußte ja noch nicht, wie wenig das Wort eines französischen Königssohns damals Wert hatte.

Der Dauphin war zur Armee des Marschall Duras gegangen, General Monclar hatte den Oberbefehl in Speier übernommen. Am 30. Januar 1689, nur 3½ Monate nach der Abgabe des Versprechens des französischen Königssohns, besichtigten dieser General und der Festungsdirektor Tarade die Mauern und Außenwerke der den Franzosen so warm entgegengekommenen Stadt und beschlossen: „Die Befestigungen Speiers sind zu zerstören". Tags darauf begann die Niederlegung. Die Zerstörung ging dem General, solange seine Soldaten sie allein ausführten, zu langsam. Nun wurden die Bürger gezwungen, selbst ihre eigenen Schutzmauern und Türme einzureißen. Am 18. April waren die Arbeiten beendet, Speier hatte aufgehört, eine freie Stadt zu sein, es war ein offener Ort geworden, preisgegeben jedem Feinde, kaum im Stande sich gegen herumziehendes Räubergesindel zu wehren.

„Leb wohl alte Reichsfreiheit! Aber es sind doch Haus und Herd gerettet!"

So dachten die armen Bürger. Sie kannten eben Ludwigs XIV. Grausamkeit und die Willfährigkeit seiner Henkersknechte nicht, sie wußten nicht, daß der allerchristlichste König befohlen hatte: „de brûler le Palatinat".

Jetzt fingen die Franzosen an, zuerst die Kanonen und

Kriegsgeräte, dann alles Getreide in die nahen französischen Festungen Philippsburg, Landau und Saarlouis zu schaffen und hierauf wurde systematisch die Räumung des städtischen Archivs, des Rathauses, der Ratsbibliothek, des Zeughauses, Kaufhauses und aller städtischen und öffentlichen Gebäude durchgeführt. Das geraubte Gut wurde in langen Wagenzügen nach Straßburg und Landau verbracht. Wie gründlich die Franzosen zu plündern verstanden, beweist, daß sie die Maße und Gewichte, die Ketten der 42 Gemeindebrunnen, die Sperrketten aus den Gassen, die Uhren aus den Kirchen, die Sturmglocken u. s. w. mitnahmen. Die bürgerlichen Zünfte verloren die meisten ihrer Kostbarkeiten, Fahnen, Pokale und Schriften. Dazu kamen die großen Einquartierungslasten, die unaufhörlichen Frohndienste und die fortwährenden Brandschatzungen.

Alles ertrugen die armen Bürger zwar nicht ohne Klagen, aber doch ohne Widerstand und Murren, denn es beruhigten sie wenigstens die wiederholten Versicherungen des Generals Monclar darüber, daß doch ihre Häuser verschont bleiben sollten.

Da, am 23. Mai 1689, erschien ein eigener Abgesandter des Ministers Louvois und verkündete in Gegenwart des Generals Monclar den Bürgermeistern und dem Rat, daß binnen sechs Tagen alle Bewohner Speiers die Stadt zu verlassen hätten, da dieselbe dem Untergang geweiht sei. Der Befehl ward noch dadurch verschärft, daß die armen Vertriebenen nicht den Rhein überschreiten durften, um sich in das Innere Deutschlands zu wenden, sondern angewiesen wurden, sich in französischen Städten anzusiedeln.

Kein Flehen, kein Bitten half. Die Berufung auf das Wort des französischen Königssohns war umsonst, der französische General Monclar stand stumm dabei und erklärte sich sofort bereit, entgegen seinem den Bewohnern Speiers gegebenen Worte, die Vernichtung der Stadt auszuführen. Nicht einmal eine Fristverlängerung wurde erreicht. Natürlich war es, da die nötigen Wagen fehlten, den Bürgern unmöglich, ihre größeren Wertstücke, z. B. Möbel und Betten fortzubringen.

General Monclar gab einen Rat, dessen Hinterlist man leider zu spät erst erkannte.

„Schafft alles, was verbrennen könnte, in den Dom. Derselbe bleibt jedenfalls erhalten."

Die Unglückseligen glaubten wieder dem wortbrüchigen General und schleppten, soviel sie konnten, in den Dom.

Das traute doch selbst der furchtsamste Schwarzseher den Franzosen, die sich ja auch Christen nannten, nicht zu, daß sie das alte mächtige Gotteshaus, die Grabstätte von acht deutschen Kaisern, vernichten wollten.

Nun folgten entsetzliche Tage. In größter Hast wurde schließlich, als man erkannte, daß alles Flehen vergeblich sei, der Auszug der so furchtbar Vergewaltigten bewerkstelligt. Statt daß die französische Garnison der, wie man von französischer Seite sich ausgedrückt hatte, „befreundeten Stadt Speier" wenigstens hilfreiche Hand geboten oder doch die Ordnung aufrecht erhalten hätte, vermehrte sie die Schrecken. Plündernd fielen Soldaten in die Häuser der Bürger ein, und bald waren Raub und Schändung auch hier nicht mehr selten. So verfuhren Ludwigs XIV. Truppen in einer Stadt, die sich nicht im Kriege mit Frankreich befand, die freundschaftlich denselben Truppen ihre Thore geöffnet hatte.

Wie bitter, wie furchtbar rächte es sich, daß man nicht von Anfang an offen Farbe bekannt, sich mit aller Kraft für das deutsche Reich erklärt und mit den Gegnern jenes französischen hochmütigen, herzlosen und grausamen Wüstlings zu dessen Bekämpfung gemeinsame Sache gemacht hatte!

Während noch die geängstigten Bewohner aus ihren heimischen Wohnstätten flohen, warfen schon französische Soldaten Zündstoffe und Brandfackeln hinein.

Bald darauf stand die ganze, wenige Monate vorher noch so blühende Stadt in Flammen. Mehrere Tage währte das unerbittliche Feuer. Dank der Anhäufung von vielen brennbaren Gegenständen im alten Kaiserdom und den Bemühungen der französischen Mordbrenner gelang es bald, auch diesen ehrwür-

digen Bau dem vernichtenden Element zu übergeben. Vorher hatten aber die Raubbanden Ludwigs XIV. eine gründliche Lese im Innern gehalten. Alles Metall der alten Grabplatten, das Blei der Dächer und Fenster war ausgerissen und — das thaten französische Soldaten — die Kaisergräber erbrochen, der Leichnam Albrecht I. aus seinem Metallsarg geworfen, seines Schmuckes beraubt und seine Gebeine zerstreut worden.

Zum Schluß sollten die stehen gebliebenen, nackten Mauern des Domes noch gesprengt werden. Dies wurde zwar durch Vermittlung des Statthalters vom Marschall Duras großmütig erlassen. Der Dom war ja doch eine geborstene, unbrauchbare Ruine!

Umso gründlicher dauerten die Zerstörungsarbeiten in der Stadt bis Ende Juli fort.

Jetzt war das Vernichtungswerk gänzlich vollbracht. Die Stadt lag mit Ausnahme des zufällig erhaltenen, aus der Römerzeit stammenden Turmes, des Altpörtels (alta porta), in Schutt und Asche, die Bürger waren in die Fremde, ins Elend getrieben; die freie Reichsstadt Speier bestand nicht mehr!

Rings herum waren alle Gärten und Felder verheert, die Weinstöcke ausgerissen, die Obstbäume umgehauen.

Über die eingestürzten Mauern, über die Schutthaufen aber wehte der Wind und aus den verlassenen Ruinen heraus erklang es deutlich für den, der die Geistersprache dieser Trümmer verstand: „Fluch, Fluch Ludwig XIV., Fluch, Fluch Louvois, Fluch, Fluch Monclar!“

Auf ähnlich scheußliche, barbarische Art, auf eine solche seit der Zeit der Hunnen nicht mehr erlebte Weise wurden noch, trotz der unterschriebenen Kapitulationen, Worms, Wachenheim, Frankenthal, Alzei, Bretten, Sinsheim, Wiesloch, Bacharach, Ingelheim u. s. w. mißhandelt. Wer zählt all die Orte, die damals den mit kalter Berechnung gegen alles Menschliche und Göttliche wütenden Scheusalen des „allerchristlichsten“ Königs Ludwigs XIV. erlagen? 1200 standen auf der Liste. So gestand es der junge Herzog von Crequi selbst ein.

Und das deutsche Reich? Und der Kaiser?

Der Kaiser Leopold I. war vollauf in Anspruch genommen von den Aufgaben, die ihm im Osten die Bekämpfung der Türken stellten, die eben im Begriff waren, unter Mustafa Köpröli einen neuen Vorstoß zu machen, nachdem die französische Diplomatie und das französische Gold auch in Konstantinopel gleichwie in Ungarn und Siebenbürgen ihre Unwiderstehlichkeit bewährt hatten. In der That erwiesen sich die Türken bald als die besten Verbündeten des allerchristlichsten Königs, der nicht falsch spekulierte, wenn er annahm, daß, wenn der Kaiser an der Donau beschäftigt sei, er für die Verteidigung des Rheins noch weniger als sonst zu haben sein werde. Es war umsonst, daß die Gesandten der verbündeten Mächte, insbesondere auch der brandenburgische, dem deutschen Kaiser vorstellten, der schlimmste Feind der Christenheit sei nicht der Türke, sondern der allerchristlichste König von Frankreich; es war umsonst, daß sie ihm begreiflich zu machen suchten, daß, wenn erst dieser unschädlich gemacht sei, die Bekämpfung des morschen osmanischen Reiches dann keine große Schwierigkeit mehr bereiten werde. Der Kaiser dachte anders. Ihm war es darum zu thun, sich den Ländergewinn in Ungarn und Siebenbürgen nicht entgehen zu lassen, und deshalb führte er und zwar mit Hilfe der deutschen Hilfsvölker den Krieg an der Donau mit größtem Eifer fort, und hatte so natürlich für den Krieg am Rhein kein Heer übrig. Den Reichsfürsten und Reichsstädten blieb es überlassen, die Wacht am Rhein zu halten!

Wilhelm von Oranien aber, der nunmehrige König von England, konnte auch dem Reiche nicht helfen, da er zunächst völlig in Anspruch genommen ward von seinen englischen Angelegenheiten und von der Abwehr des Überfalls, den Jakob II. mit französischen Streitkräften von dem ihm treu gebliebenen Irland aus gegen England plante.

Waren also die Aussichten für den Beginn des Feldzugs an und für sich schon nichts weniger als glänzend, so durchflog nun eine Nachricht die Lande, die gar geeignet war, die deutschen

Patrioten mit trüber Vorahnung auch für dessen Ausgang zu erfüllen. Am 29. April starb der Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg und mit ihm sank der Mann ins Grab, auf den sich bei Unthätigkeit des Kaisers und Reichs die Augen der deutschen Nation vor allen anderen gerichtet hatten. Ihm folgte sein Sohn, Kurfürst Friedrich III., der leider die starke Willens- und Thatkraft seines Vaters nicht geerbt hatte. Zwar trat er fürs erste mit seinem ganzen Wissen und Können für die von seinem großen Vater ihm hinterlassene Aufgabe ein, aber es zeigte sich doch bald, daß sein Sinn mehr auf den Schein der Hoheit als auf wirkliche Macht gerichtet war. Doch behielt das brandenburgisch-preußische Heer unter ihm die ererbte Tüchtigkeit und kämpfte an der Seite der Truppen des deutschen Kaisers während der ganzen Regierungszeit des Kurfürsten Friedrichs III., späteren Königs Friedrichs I. von Preußen auf den Schlachtfeldern Deutschlands, der Niederlande, Italiens und der Türkei mit gleicher Auszeichnung.

Drei Armeen waren 1689 am Rhein aufmarschiert. Den Oberbefehl über die wichtigste derselben übernahm der Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg; sie war aus brandenburgischen, münsterschen und holländischen Truppen zusammengestellt, in der Mitte der ganzen Linie vorgeschoben und sollte den Feind vom Niederrhein vertreiben. Rechts davon befand sich in den Niederlanden der ebenfalls in der Feldherrnschule des Großen Kurfürsten gebildete Prinz von Waldeck mit seiner aus Holländern, Spaniern und deutschen, in holländischem Solde stehenden Regimentern zusammengesetzten Armee; links deckten der Kurfürst Max Emanuel von Bayern und der Türkenbesieger Herzog Karl V. von Lothringen mit kaiserlichen und Reichstruppen die fränkischen und schwäbischen Lande.

Die Brandenburger eröffneten zuerst die Feindseligkeiten. Ihr Feldmarschall von Schöning vertrieb den französischen General Sourdy aus Ürdingen und Neuß und stellte die Verbindung mit Köln her. Am 16. Mai ergaben sich Rheinberg, am 27. Juni Kaiserswerth dem Kurfürsten von Brandenburg.

Nun zog dieser gegen Bonn und belagerte die von den Franzosen unter dem Baron von Asfeld äußerst hartnäckig verteidigte Stadt. Drei und einen halben Monat dauerte schon das harte Ringen um diese Festung. Schon wollte man an einem günstigen Ausgang der Belagerung verzweifeln. Da ordnete der von persönlichem Ehrgeiz ebenso wie von begeisterter Vaterlandsliebe ergriffene junge Kurfürst einen großen Feldgottesdienst an, betete inbrünstig, der Lenker der Schlachten möge ihn bei dieser seiner ersten Unternehmung keinen Schimpf erleben lassen, und befahl hierauf den allgemeinen Sturm. Bei demselben wurde der französische General von Asfeld, die Seele der ganzen Verteidigung, tödlich verwundet. Nunmehr am 14. Oktober 1689 ergab sich Bonn, und damit war der ganze Niederrhein wieder in deutschen Händen.

In den Niederlanden wies Prinz Waldeck die Angriffe des Marschalls d'Humières glänzend ab. Als dieser abgesetzt und der Herzog von Luxemburg an seine Stelle getreten war, gelang es zwar nicht mehr, die französischen Truppen weiter zurückzuwerfen, allein ebensowenig konnten diese irgendwelche Erfolge über die Armee des Prinzen von Waldeck erreichen. Auf dem linken Flügel der Verbündeten eroberte der Herzog Karl von Lothringen das von dem Marquis d'Uxelles ebenfalls ausgezeichnet verteidigte Mainz nach fast 4monatlicher Belagerung. Ferner wurden verschiedene andere Städte am Oberrhein wieder besetzt, leider aber erst, nachdem die Franzosen vor ihrem Abzuge sie gründlich ausgeplündert hatten. Dagegen erzielte der französische Marschall von Boufflers an der Mosel einige Erfolge und nahm die Stadt Cochem ein.

Somit endete der Feldzug dieses Jahres im allgemeinen für die Waffen der Verbündeten ziemlich günstig. Würde jetzt der Kaiser sich entschlossen haben, seine im Krieg gegen die Türken gestählte Heeresmacht nach dem Rhein abmarschieren zu lassen, es hätte gelingen müssen, die Franzosen energisch zurückzuweisen. Dies geschah aber nicht. Ludwig XIV. aber ließ sich erst recht nicht einschüchtern und ordnete vielmehr für den Feld-

zug von 1690 die ausgedehntesten Rüstungen an. Dank seinem unermüdlichen Minister Louvois, diesem Menschen mit einem Tigerherzen und einem Kopfe, in dem der durchdringendste Verstand wohnte, auf den seit Colberts Tod auch dessen Kunst übergegangen zu sein schien, Frankreichs ökonomische Hilfsmittel nach den Bedürfnissen der Politik zu steigern, konnte allen Anforderungen von neuem entsprochen und deshalb der Krieg gegen England zur See und in Irland, gegen Spanien in Belgien, gegen Savoyen in Italien, und endlich gegen Deutschland am Rhein gleich energisch geführt werden. Es zeigte sich eben auch hier nur zu deutlich die Überlegenheit einer einheitlichen Leitung der ganzen zum Kriege zu verwendenden Macht gegenüber dem Stückwerk, wie es sich in der Befehlsführung bei den Verbündeten naturgemäß ergab.

Immer wieder muß es betont werden: nicht größere Tapferkeit, nicht bessere Kriegszucht erzielten die Überlegenheit der Franzosen in jenen unglückseligen Kämpfen, sondern ihre sachgemäße einheitliche Leitung und Verwendung im Sinne des großen Ganzen, sowie die Disziplin, welche selbstverständlich zwischen ihren höheren Führern herrschte, da der König jedem seine Stelle anwies und deshalb von Rangstreitigkeiten, Eifersüchteleien und besonderen Rücksichtnahmen fast keine Rede war.

Die Zusammensetzung der Truppen war bei den gegnerischen Heeren nicht so sehr verschieden. Auch in den Reihen der Franzosen dienten viele fremden Söldner und bei der damaligen Art, im Soldatenstande einfach eine Berufsklasse, nicht aber den Teil des eigenen Volkes, dem die Verteidigung des Vaterlandes übergeben war, zu sehen, konnte überhaupt von einer nationalen Begeisterung nicht viel die Rede sein. Daher kam es ja auch, daß man nicht nur Soldaten, sondern auch Offiziere, sogar höhere Führer, bald für, bald gegen das gleiche Land kämpfen sah. Hat doch selbst der größte Gegner Ludwigs XIV., der Prinz Eugen von Savoyen, diesem König zuerst seine Dienste angeboten, und nur der schnöden Abweisung, die er am Hofe Ludwigs XIV. erfuhr, war es zu verdanken, daß Prinz Eugen

in österreichischen Dienst trat. Die im Jahre 1687 erfolgte Aufhebung des Edikts von Nantes und die dadurch veranlaßte Vertreibung der Hugenotten aus Frankreich hatte ferner zur Folge, daß der französische Marschall Friedrich Armand Herzog von Schomberg nach einer langen sieggekrönten Laufbahn, in deren Folge Ludwig XIV. ihn zum Marschall und Herzog gemacht hatte, in die Dienste des brandenburgischen Großen Kurfürsten übertrat, um nun seine Kenntnisse und Erfahrungen gegen Frankreich zu verwerten.

Es gibt also keine Ausrede. Man muß es offen eingestehen und stets den deutschen Fürsten und dem deutschen Volke von neuem vorhalten: die Sonderpolitik des Kaisers und die Uneinigkeit der Fürsten, Mangel an Opfermut für das große Ganze, Unlust, sich unter einen Hut zu fügen, kurz eigenes Verschulden war die Ursache, daß ein Ludwig XIV. unser geliebtes Vaterland auf eine so unglaubliche Weise vergewaltigen konnte, ohne zur gerechten Strafe herangezogen werden zu können!

Nicht jedoch, als wäre diese Strafe ganz ausgeblieben! Die geschichtliche Nemesis für das ungeheure Unglück, welches der König über unser Vaterland heraufbeschworen hatte, kam auch über Ludwig XIV. Sie kam, als der greise König, selbst schon mit einem Fuße im Grabe stehend, binnen weniger als einem Jahre, vom April 1711 bis Februar 1712, Sohn, Enkel und Urenkel ins Grab sinken sah, so daß der Erbe der französischen Krone bei des Königs Tode ein zartes Kind war. Und noch mehr als über den König selbst, kam sie über seine Nachkommen. Als das Haupt Ludwigs XVI. im Januar 1794 auf dem Schaffot fiel und der rechtmäßige Erbe des französischen Königsthrons, Ludwig Capet, im Elend unterging, als die bourbonische Königsfamilie für immer des Throns von Frankreich entsetzt wurde, da war auch das Unheil gerächt, welches der König Ludwig XIV. dereinst durch seine rücksichtslose Eroberungspolitik und seine unbarmherzige Kriegführung über Tausende und aber Tausende unserer Landsleute verhängt hatte!

VIII.

Der Krieg von 1690 bis 1696. Der Friede von Ryswyk.

Zu Beginn des Feldzugs des Jahres 1690, für den Ludwig XIV., wie schon erwähnt, die größten Anstrengungen machte, traf die Verbündeten ein neuer schwerer Schlag. Herzog Karl V. von Lothringen, der „Türkenbesieger“, starb am 18. April 1690. Der Tod dieses ritterlichen Fürsten, eines der größten Feldherrn seines Jahrhunderts, war ein um so härterer Verlust für die deutsche Sache, als die Kaiserlichen jetzt entfernter als je waren, ihre Kraft am Rhein einzusetzen. Sie waren gegen die Türken unglücklich gewesen, Mustafa Köpröli hatte Nissa erobert und zog mit der türkischen Hauptmacht die Donau herauf, bedrohte Belgrad, ja sogar Ofen, welche beiden Festungen denn auch zum Schrecken Europas, zur Freude Frankreichs noch im Jahre 1690 in die Hände der Türken zurückfielen!

So waren denn die Heere am Rhein sich selbst überlassen; über die Frage, was man nun, da die Rückeroberung Lothringens nicht mehr brennend war, zunächst zu erstreben habe, und mit den hierüber gepflogenen Unterhandlungen aber verlor man hierselbst soviel kostbare Zeit, daß es den Franzosen wieder gelang, einige bedeutende Siege zu erringen.

Am Oberrhein hielten sich 1690 der an Stelle des Herzogs von Lothringen mit dem Oberbefehl betraute Kurfürst Max Emanuel von Bayern, der blaue König, wie ihn die Türken nach seiner Erstürmung von Belgrad nannten, und der Dauphin von Frankreich gegenseitig in Schach.

Gegen das Kölnische und Jülich’sche drang aber von neuem Marschall von Boufflers vor und brandschatzte und plünderte in der gewohnten Weise. Als sich der Kurfürst von Brandenburg gegen ihn in Bewegung setzte, wich er schleunigst gegen die Maas zurück, denn sein Zweck war ja nicht der An=

griff des Gegners, sondern nur die Beraubung der armen, wehrlosen Bauern gewesen.

In den Niederlanden kommandierte nun der Herzog von Luxemburg, der weitaus genialste Feldherr, den Frankreich seit dem Tode Turennes und dem Rücktritt des großen Condé besaß. Er stand indes bei Ludwig XIV. nicht besonders in Gunst, und auch Louvois hatte ihn für den Oberbefehl in den Niederlanden nur deshalb vorgeschlagen, weil er eben keinen anderen Führer hatte, um die im vergangenen Jahre unter dem Marquis d'Humières erlittene Niederlage wieder gut zu machen. Der Grund der geringen Zuneigung des französischen Königs und seines Ministers für den Herzog, dessen kriegerische Fähigkeiten sie dennoch anerkennen mußten, lag darin, daß letzterer trotz seines Hanges zur Ränkesucht und Ausschweifungen sich nicht dazu hergeben wollte, gleich einem Banditenführer ähnlich wie Mélac und Boufflers gegen die Bewohner der eroberten Landstriche vorzugehen, wie er denn allerdings überhaupt kein sehr gefügiger Untergebener war.

Dieser Herzog von Luxemburg hatte durch Kundschafter erfahren, daß der Feldherr der Verbündeten, Prinz von Waldeck, jetzt im Frühjahr 1690 erst 37,000 Mann vereint habe und bei Fleurus auf den Anmarsch brandenburgischer Verstärkungen harre. Ehe letztere eintreffen konnten, wollte der Herzog dem Prinzen einen tüchtigen Schlag beibringen. Er zog einen Teil der Boufflers'schen Armee an sich und rückte Ende Juni mit 45,000 Mann in Eilmärschen auf die holländisch-spanisch-deutschen Truppen des Waldeckers los. Am 30. Juni abends kam er gegenüber der Stellung der Verbündeten bei Fleurus an. Der französische Feldherr rekognoszierte schon vor Tagesanbruch die feindlichen Linien. Hierauf ließ er seinen linken Flügel und die Mitte unter den Generalen Gournay und Rübantel angreifen und die Verbündeten solange in der Front beschäftigen, bis er mit seinem rechten Flügel unbemerkt die feindliche linke Flanke umgangen hatte und nun einen allseitigen gewaltigen und entscheidenden Stoß führen konnte. So mächtig war dieser

Sturmlauf der Franzosen, daß die Verbündeten nicht nur geworfen wurden, sondern bei der Flucht an 8000 Gefangene, 49 Geschütze, 92 Fahnen und Standarten, 8 Paar Pauken und 150 Munitionswagen verloren. Der Kampf hatte ihnen überdies 6000 Tote und 5000 Verwundete gekostet. Es war ein wahres Glück, daß der Kurfürst von Brandenburg, der selbst die dem Waldecker zugesagten Verstärkungen in Eilmärschen heranführte, noch rechtzeitig eintraf, um die verbündete Armee aufzunehmen, und dadurch ist dieselbe vor gänzlicher Vernichtung gerettet worden. Der Herzog von Luxemburg mußte, als er die Ankunft der Brandenburger erfuhr, die Verfolgung einstellen und die beiden Heere lagen sich nun gegenüber und beobachteten sich, ohne daß eines mehr einen Angriff wagte.

Auch in Italien waren die französischen Waffen glücklich. Marschall Catinat schlug den Herzog von Savoyen und nahm ihm die Grenzfestung Pignerol ab. Ja sogar die französische Flotte trug am 10. Juli bei Beachy Head nahe der Insel Wight über die englisch-holländische einen großen Erfolg davon. Einiges Gegengewicht bot jedoch der Sieg, welchen einen Tag darauf, am 11. Juli, König Wilhelm über die vereinigten Anhänger Jakobs II. und die Franzosen am Boynefluß auf Irland davontrug, so daß der größte Teil der englischen Streitkräfte und Wilhelm selbst nun für den Feldzug auf dem Festland verfügbar wurden.

Für die Verwüstung der Rheinlande durch die Scharen Ludwigs XIV. aber hatte das Jahr 1690 wieder keine Vergeltung gebracht. Schwerfälligkeit, Unentschlossenheit und Mangel an richtigem Zusammenwirken seitens der Verbündeten ermöglichten es dem Feinde, trotzdem er im allgemeinen sich in der Minderzahl befand und in Deutschland keine besonders tüchtigen Feldherrn seine Armeen führten, doch noch verschiedene, sehr maßgebende Siege zu erlangen. Hätte man wenigstens dem kühnen Kurfürsten Max Emanuel von Bayern freie Hand gelassen! Derselbe wollte durch einen Einfall in die Franche-Comté die Franzosen im Rücken bedrohen und zum Aufgeben

der Rheinlande zwingen. Wegen der Mißerfolge der Verbündeten in den Niederlanden und in Italien wurde aber der Kurfürst abgehalten, diesen Zug zu unternehmen.

Der Winter 1690 auf 91 verging im Deutschen Reiche und bei dessen Bundesgenossen mit Verhandlungen. Man kam aber nicht zu einem bestimmten Entschluß. Nun wurde im Februar 1691 eine große Versammlung nach dem Haag berufen. Dortselbst erschienen die Kurfürsten von Brandenburg und Bayern, der neue König Wilhelm von England, der Landgraf von Hessen-Kassel, der Statthalter der spanischen Niederlande und viele andere Fürsten. Nach endlosen Begrüßungsförmlichkeiten und Ceremonien und reichlichen Hin- und Herreden wurde beschlossen, ein großes Bundesheer von 220,000 Mann aufzustellen. Das wäre alles schön und gut gewesen. Allein dem Beschluß folgte noch lange nicht die That. Zuerst mußten die hohen Herrn alle in ihre Lande oder zu ihren Truppen zurückkehren. Dann gab es unzählige Erörterungen mit den vielen kleinen Fürsten, unmittelbaren Standesherrn, freien Städten, und bis jedermann nur wußte, was er zu stellen habe, und man sich vollständig hierüber geeinigt hatte, verging eine Menge kostbarer Zeit. Von einer energischen Offensive konnte dabei natürlich keine Rede sein.

Auch König Wilhelm, der zunächst in den Niederlanden die Führung des Feldzugs in die Hand nahm, war nicht glücklich, wie er denn seinem Gegner, dem Herzog von Luxemburg, als Feldherr keineswegs gewachsen war. Während er wähnte, der Feind läge noch ruhig in den Winterquartieren, rückte der Marschall Herzog von Luxemburg bereits gegen die Festung Mons vor und schloß sie ein. Nunmehr unternahm Ludwig XIV. wieder sein schon so oft ausgeführtes Spektakelstück. Mit der ganzen maison du Roi, mit dem gewaltigen Pompe des Versailler Hofes brach er ebenfalls schon im April auf und erschien bei der Armee. Mit aller Macht wurde sofort Mons bestürmt und bereits nach 19 Tagen erlag die sich tapfer wehrende Festung den sie belagernden 80,000 Franzosen. Der Prinz von

Waldeck, an welchen König Wilhelm den Oberbefehl abgegeben hatte, da er selbst durch eine in England ausbrechende Verschwörung zur Rückberufung Jakobs II. dort kurze Zeit nötig war, stand mit seiner freilich beträchtlich schwächeren Armee in der Nähe und wagte nichts zu deren Entsatz zu unternehmen.

Der feierliche Einzug in dem eroberten Platze genügte dem französischen König, denn so sehr es ihn auch nach kriegerischen Erfolgen dürstete, die mit dem Kriegsleben verbundenen Unbequemlichkeiten waren Ludwig XIV. denn doch zu ungewohnt, als daß er Lust gehabt hätte, länger auf die Vergnügungen von Versailles zu verzichten. Dagegen ließ er sein militärisches Gefolge noch im Felde. Dasselbe bestand größtenteils aus Reiterei und hatte demgemäß bei der Belagerung der Festung noch keine Gelegenheit gehabt, sich auszuzeichnen. Luxemburg übernahm wieder den Oberbefehl. Während er selbst die Festungswerke von Hal schleifen ließ, bombardierte der Marschall von Boufflers die Stadt Lüttich.

Prinz von Waldeck beschloß gegen Cambrai zu marschieren, um die Franzosen in ihrer linken Flanke zu umgehen und auf diese Weise zum Rückzuge zu veranlassen. Luxemburg aber erkannte sofort seinen Abmarsch und setzte ihm ohne Säumen nach. Zwischen den Flüßchen Leuze und Catoire wollte Prinz Waldeck seinen Truppen einige Ruhe gönnen und ließ daher den General von Tilly mit der Reiterei beim Städtchen Leuze zum Schutze des Lagers zurück. Ziemlich dichter Nebel erschwerte die Übersicht. Plötzlich vernahm man Pferdegetrab, gleich darauf tauchten im Nebel unheimlich groß erscheinende Reiter auf, französische Kommandos erschollen, Salven krachten und Pistolenkugeln pfiffen den Verbündeten um die Ohren.

„Der Feind! Die Franzosen!“

General von Tilly ließ sich nicht aus der Ruhe bringen, warf schleunigst dem Gegner einige Schwadronen entgegen, und bald entstand ein lebhaftes Reitergefecht. Man muß es anerkennen, diese Franzosen schlugen sich ausgezeichnet. Es war

aber auch die Elite der französischen Reiterei, die maison du Roi und die gendarmerie. Wiederholt warfen sich diese Regimenter auf die Verbündeten. Allein auch letztere wehrten sich tapfer ihrer Haut und traten dann in voller Ordnung den Rückzug an. Derselbe konnte ohne Gefahr ausgeführt werden, weil das brandenburgische Bataillon Finkenstein die Brücke über die Catoire rechtzeitig besetzt hatte und sie trotz großer Verluste auf das tapferste verteidigte.

Immerhin endete, trotzdem die Franzosen von hier an auf jede weitere Belästigung des Rückzugs der Verbündeten verzichteten, das Gefecht zu Ungunsten von Tillys Reiterei, denn sie verlor 1500 Mann und 40 Standarten, während die Franzosen kaum ein Drittel dieser Zahl einbüßten. Hauptursache davon war, daß der Nebel die geringe Stärke der angreifenden Franzosen nicht erkennen ließ.

Mit diesem Kampfe endete für das Jahr 1691 in den Niederlanden die kriegerische Thätigkeit beider gegnerischer Armeen. Die maison du Roi kehrte nun, da ja auch ihr Bedarf an Kriegsruhm gedeckt war, ebenfalls nach Versailles zurück. Der Herzog von Luxemburg und König Wilhelm, der inzwischen auf den niederländischen Kriegsschauplatz zurückgekehrt war, begnügten sich in ihren Stellungen zu bleiben und sich gegenseitig zu beobachten. Dagegen erlitten in Irland die Jakob II. zu Hilfe dorthin gesandten, neuen französischen Unterstützungstruppen wiederum mehrere entschiedene Niederlagen und mußten bald die Insel gänzlich räumen. In Italien freilich erzielte der Marschall von Catinat durch die Eroberung von Villafranca und anderer Küstenstädte im Jahr 1691 nicht weniger beträchtliche Vorteile als im Jahre 1690, und ebenso erreichte der Herzog von Noailles in Spanien einige Erfolge.

Alles in allem also war wieder ein Jahr vergangen, ohne daß es den Verbündeten gelang, den Krieg der Entscheidung zuzuführen, und was Deutschland betrifft, so dauerten eben die Brandschatzungen fort, und die Reichstruppen erwiesen sich gänzlich unfähig, die lästigen französischen Blutsauger aus dem Lande

zu werfen und die armen Rheinlande von dem auf ihnen lastenden entsetzlichen Druck zu befreien.

Noch ein weiteres sollte auf gleich erfolglose Art verfließen. Beide Gegner legten 1692 wiederum den Schwerpunkt in die Niederlande. Hatte doch Ludwig XIV. erkannt, daß ihm durch das morsche, zersplitterte Deutsche Reich keine besondere Gefahr drohte, obwohl er genau wußte, welch bedeutende Rüstungen dortselbst geplant waren. In der That hätte nun der Kaiser freie Hand gehabt, einen größern Teil seines Heeres an den Rhein zu entsenden, da die ihm im Jahr 1690 von den Türken drohende Gefahr durch den glänzenden Sieg abgewehrt war, den der Markgraf von Baden im August 1690 mit Hilfe der Brandenburger, denen allgemein der Preis der Tapferkeit zuerkannt wurde, bei Szalankemen in der Nähe Peterwardeins über Mustafa Köpröli davongetragen hatte; letzterer selbst war unter den Toten. Aber der Kaiser hoffte nun erst recht, die im Jahr 1690 verlorenen Eroberungen an der Donau zurückzugewinnen.

In Deutschland geschah also wieder nur sehr wenig. Der Marschall von Duras konnte ungehindert den Prinzen von Württemberg über die Enz zurückdrängen und Pforzheim, Vaihingen, Calw und andere Städte einnehmen. Dann brandschatzte er die schwäbischen Lande in gleich grausamer und barbarischer Weise, wie man es vom Rhein her von den Franzosen gewohnt war. Mit der Gewohnheit des Raubens war denselben schließlich jedes Gefühl von Mitleid abhanden gekommen.

So war also am Rhein für Ludwig XIV. nichts zu fürchten.

Anders in den Niederlanden. Hier trieb der zwar ziemlich phlegmatische aber zähe König Wilhelm von England, der wie schon in dem früheren Feldzug, so auch jetzt wieder anerkanntermaßen die Seele des ganzen Widerstandes und der Koalition war, stets zu neuen Unternehmungen an, und man hatte dort seitens der Verbündeten den Feldzug mit der Belagerung von Dinant eröffnet.

Nun entwickelte sich aber wieder das alte Bild.

Eine Festung — es war diesmal das starke Namur — wurde von den Franzosen mit gewaltiger Übermacht eingeschlossen. Dann ließ das Erscheinen des Königs und seines Hofstaates nicht lange auf sich warten, und die Berennung der Stadt gab wiederum dem Gefolge und der Armee Gelegenheit, unter den Augen des Königs sich die Sporen der Tapferkeit zu verdienen. Die Übergabe Namurs fand am 30. Juni 1692 statt und sofort erfolgte auch die Rückkehr Ludwigs XIV. nach Versailles, die Übernahme des Oberbefehls durch den Herzog von Luxemburg und nun beiderseitiges Beobachten der gegnerischen Heere.

Der Fall der starken Festung bedeutete immerhin für die Verbündeten eine schmerzliche Niederlage. König Wilhelm fühlte, da unter seinen aristokratischen Gegnern in Holland und England sich der Spott über seine Unfähigkeit als Feldherr regte, das Bedürfnis, etwas Entscheidendes zu thun. In dem Augenblick, wo ein Teil des französischen Heeres unter Boufflers sich von der Hauptmasse unter Marschall Luxemburg getrennt hatte, überfiel er diesen. Es war am 3. August 1692 bei Steenkerken. Der König wurde jedoch abgewiesen und mußte in seine alten Stellungen zurückkehren, worauf sich nun die beiden feindlichen Hauptheere in gewohnter Weise weiter beobachteten. Unterdessen bombardierte Boufflers Charleroi, und der Herzog von Harcourt brandschatzte die Grafschaft Chiney solange, bis ihn das Anrücken der Brandenburger zum Rückzuge nötigte.

Nur zur See hatten die Franzosen eine tüchtige Niederlage erlitten. Der Sieg der vereinigten englisch-holländischen Flotte beim Kap la Hogue an der bretagne'schen Küste über Admiral Tourville am 29. Mai 1692 vereitelte nicht nur einen neuen Landungsversuch Jakobs II. in England, sondern vernichtete die Bedeutung der französischen Flotte auf lange Zeit.

Dieser Schlag traf Ludwig XIV. um so schwerer, als sich doch schon die Folgen der Jahr um Jahr gesteigerten Rüstungen für sein Land fühlbar zu machen begannen. Überdies war der Kriegsminister Louvois am 16. Juli 1691 infolge eines

Herzschlags im Alter von nur 51 Jahren gestorben, — ein Verlust, den der König zunächst nicht schwer nahm, da er über die Anmaßung des allmächtigen Ministers sich schon längst ärgerte, der aber in Wahrheit doch der schwerste war, der den König hätte treffen können. In seiner eingebildeten Dünkelhaftigkeit hielt sich Ludwig XIV. zwar für befähigt, sich seine Minister schulen und für ihre bestimmten Aufgaben erziehen zu können. Dabei übersah er aber, daß ihm die nötigen Kenntnisse im Kriegswesen, sowie der Sinn für das Praktische, welch beide Eigenschaften Louvois in so hohem Grade eigen waren, abgingen. Als er daher den Sohn seines gestorbenen Kriegsministers, den 24jährigen Marquis von Barbesieux auf die Stelle seines Vaters erhob, beraubte er das französische Kriegsministerium sozusagen der Seele und bald hörten die bisherigen Leistungen desselben auf. Damit aber verschwand für Ludwig XIV. die Möglichkeit so außerordentlicher schneller Rüstungen, wie sie unter Louvois stattgefunden hatten. Das Hauptverdienst des Marquis von Barbesieux bestand nämlich darin, sich in der Gunst der zu jener Zeit allmächtigen Maitresse des Königs, der Frau von Maintenon, zu erhalten.

Ein Ermatten des Kriegseifers des französischen Königs ließ sich übrigens zunächst noch nicht wahrnehmen, im Gegenteil, für das Jahr 1693 wurden neue große Rüstungen gemacht, und die französische Armee in Flandern auf 120,000 Mann gebracht. Hier eröffnete Ludwig XIV. im Frühjahr wieder in eigener Person den Feldzug, und zwar hatte er die Absicht, wie früher Mons und Namur, so nun Lüttich zu überfallen. Diesmal aber gelang es seinem Gegner, dem König Wilhelm, trotz seiner schwächeren Heeresmacht, die höchstens 60,000 Mann zählte, den Anschlag rechtzeitig zu durchkreuzen, indem er 25,000 Mann in die bedrohte Stadt hineinwarf, und mit dem Rest seiner Armee eine so starke Beobachtungsstellung einnahm, daß Ludwig ihn nicht anzugreifen wagte. Allgemein hatte man einen Hauptschlag erwartet, man hatte von einer bevorstehenden Vernichtung der verbündeten Armee in den Niederlanden gesprochen, und war

nun höchlich überrascht, als der König plötzlich seine Truppen verließ und nach Versailles zurückkehrte. Das Begebnis war um so beschämender für den König Ludwig XIV., als ihm diesmal als Gegner Wilhelm von Oranien unmittelbar gegenüber stand, und als es dieser war, dem gegenüber er trotz seiner weitaus zahlreicheren Armee den Kürzeren gezogen hatte. In der That ist Ludwig XIV. von da an niemals mehr ins Feld gezogen!

Während sich nach dem Abzug des Königs der Dauphin und Boufflers nach dem Rhein wandten, übernahm in den Niederlanden wieder der Herzog von Luxemburg den Oberbefehl, und damit war sofort wieder das militärische Übergewicht zu Gunsten der Franzosen hergestellt. Luxemburg marschierte gegen die vereinte englisch-holländisch-deutsche Armee (etwa 45,000 Mann) los und griff sie bei Neerwinden mit seiner Übermacht am 29. Juni 1693 energisch an. Trotz der tapferen Gegenwehr, trotz der geschickten Maßnahmen des Königs Wilhelm, trotz des tapfern Beispiels des bayerischen Kurfürsten, der die Reichstruppen führte, wurden die Verbündeten geschlagen. Die beinahe doppelt so starke französische Artillerie vernichtete fast ganz jene des Königs Wilhelm. Dann entstand ein äußerst hartnäckiger, meist durch die Brandenburger geführter Kampf um die Dörfer Laer und Neerwinden, der schließlich mit dem Verluste beider Orte endete. Nun stürzte sich Luxemburgs Reiterei, voran die maison du Roi mit vielen Prinzen, Herzogen und andern Vornehmen auf den erschütterten Feind und zwang die Verbündeten endgültig zum Rückzuge. Schließlich stand Kurfürst Max Emanuel mit seinen Bayern allein auf der blutigen Walstatt. Feindliche Kugeln hatten seinen Kommandostab zerschmettert, seinen Rock durchlöchert. Er wich noch immer nicht, und nur den vereinten Bemühungen der anwesenden Generale gelang es, ihn zum Verlassen des Schlachtfeldes zu bestimmen. Nun erst räumten auch seine tapferen Bayern das Feld und folgten langsam den in voller Flucht enteilenden Engländern nach. Nur die überaus feste Haltung des Kurfürsten und seiner braven Regimenter hat das britische Korps der verbündeten

Armee vor Vernichtung bewahrt. Doch kostete der so heiße Kampf den Geschlagenen 12,000 Mann, 76 Geschütze, 82 Fahnen und Standarten, während die Franzosen nur ungefähr 9000 Mann verloren.

Immerhin brachte die blutige Schlacht bei Neerwinden den Siegern nur wenig Gewinn. Die zähe Ausdauer des Oraniers ließ sich nicht erschüttern. König Wilhelm brachte es in der That zuwege, daß er stets wenige Wochen nach einer erlittenen Niederlage, und so auch nach dem schweren Schlage vom 29. Juni 1693, wieder vollständig schlagfertig bereit stand und seinen Gegner von neuem erwarten konnte. Daher füllte sich zwar die Kathedrale von Paris nach diesen Schlachten mit eroberten Fahnen, so daß der Spott der kriegsmüden Pariser dem Marschall von Luxemburg den Spitznamen „Tapezier von Notredame" gab, allein vorwärts kamen die Franzosen im feindlichen Lande doch nicht. Trotz der großen Anstrengungen, welche sie machten, konnten sie nicht einmal zur Belagerung der verhältnismäßig so nahen und wichtigen Stadt Brüssel schreiten.

Es zeigte sich bei dieser Art der Kriegsführung allmählich doch ziemlich deutlich der Unterschied der Stammeseigenschaften beider Gegner. Mit großer Tapferkeit, mit wirklichem Ungestüm warfen sich die Franzosen, besonders die zur maison du Roi gehörigen Reiterregimenter, im Gefecht auf den Feind. Dadurch erreichten sie ihre Siege auf den Schlachtfeldern. Damit war aber auch ihre Thatkraft erschöpft. Von einer Verfolgung und Ausnützung des Sieges wollte man nichts mehr wissen. Ausdauer gehörte schon damals nicht zu den guten Eigenschaften französischer Truppen.

Dagegen mochten die holländischen und deutschen Regimenter der Verbündeten wohl durch so heftige Angriffe erschüttert und geschlagen werden. Allein vernichtet oder auch nur aufgelöst waren sie dadurch noch lange nicht. Fast immer gelang es dem König Wilhelm, einen meisterhaften Rückzug auszuführen, weil wenigstens ein großer Teil der geschlagenen Armee die Ordnung aufrecht erhielt und sich nicht in die Niederlage

der Kameraden verwickeln ließ. Ebensowenig wurden diese Truppen durch Mißerfolge entmutigt. Im Gegenteil! Ihre deutsche Zähigkeit ermöglichte es, sie immer wieder rasch zu sammeln und von neuem dem Feinde entgegenzustellen. Oft kam es vor, daß die geschlagenen Verbündeten schneller wieder kampfbereit waren als die siegreichen, durch die Schlacht aber ebenfalls in Unordnung geratenen Franzosen. Dieselbe Schwerfälligkeit und Zähigkeit, welche eine Zersetzung der verbündeten Armee verhinderten, waren dann aber auch die Ursache, daß man letztere nicht sofort zu Gegenstößen verwenden konnte.

Dies sind die Gründe, weshalb selbst so blutige Schlachten wie die von Neerwinden eigentlich nichts zu einer Entscheidung des Krieges beitrugen. Aber freilich bewirkten sie dessen Verschleppung und steigerten dadurch die entsetzlichen Leiden der armen von den französischen Raubscharen heimgesuchten Gegenden, besonders der Lande zu beiden Ufern des Rheins, die nun schon Jahre lang fortdauerten, bis zur Verzweiflung.

Das Jahr 1693, zu dessen Anfang es den Reichstruppen am Mittelrhein gelungen war, die Aufhebung der Belagerung von Rheinfels zu erzwingen, ist auf diesem Kriegsschauplatz durch einen Akt neuer französischer Barbarei im großen Stile bezeichnet. Trotz der Nähe der sich unter dem Markgrafen Ludwig von Baden um Heilbronn sammelnden Kaiserlichen und Reichstruppen wandte sich der Marschall von Duras gegen die unglückliche, von einigen kaiserlichen Regimentern besetzte Stadt Heidelberg. Kommandant war daselbst ein ganz unfähiger und noch dazu mutloser Mensch, der kaiserliche Feldmarschalleutnant von Heidersdorf.

Obwohl die Stadt als der Schlüssel zur Bergstraße und zum Wege nach Franken galt, und der Markgraf von Baden unter dem festen Versprechen baldigen Entsatzes zu energischer Verteidigung aufforderte, versäumte der österreichische Kommandant doch die allergewöhnlichsten Sicherungsmaßregeln. Schon durch das übereilte Wegschaffen seines Gepäcks gab er das Zeichen zu allgemeiner Entmutigung. Die wohlhabenden Bürger der

Stadt flohen auch so schnell sie konnten. Um so eifriger beteiligten die zurückgebliebenen ärmeren sich an deren Verteidigung. Sieben Tage lang hielten sie auf den ihnen anvertrauten Posten aus, ohne abgelöst worden zu sein. Es war aber alles vergebens. Das an Verrat streifende Verhalten des Kommandanten, der, ohne vom Feinde gezwungen zu sein, wichtige Vorwerke räumen, die Stadtthore offen stehen, die Brustwehren vernachlässigen, maßgebende Punkte zu schwach besetzen ließ, und so weiter, ermöglichte es den Franzosen nach nur 4tägiger Belagerung, die Stadt ohne eigentlichen Sturm am 22. Mai 1693 einzunehmen. Nun holten Ludwigs XIV. Mordbrenner gründlich nach, was sie 1689 noch unterlassen. Fünf französische Regimenter stürzten sich plündernd, raubend, brennend, schändend, mordend über die unglückliche Stadt. Am grausamsten verfuhr man mit den Wehrlosen, mit Frauen, Greisen und Kindern. Schließlich wurde der Rest in die Heilige-Geistkirche getrieben. Auf und um den Altar herum mißhandelten die Werkzeuge des allerchristlichsten Königs Frauen und Mädchen auf die schändlichste Weise, dann schlossen sie die Thüren der Kirche und zündeten letztere ebenfalls an. Schon troff das glühende Metall der geschmolzenen Glocken auf die Köpfe der Unglücklichen herab, der Turm drohte einzustürzen, da öffneten endlich einige weniger bestialische Franzosen die Thüren, ließen die vor Angst und Schrecken halb toten Unglücklichen heraus und trieben sie in eine andere, noch nicht brennende Kirche. Dort fingen ähnliche Qualen von neuem an. Unterdessen stand die ganze Stadt in Flammen; nur wenige Häuser verschonte das zerstörende Element. Nachdem es nichts mehr zu plündern gab, rissen die französischen Soldaten alle Mauern und Thore ein und vernichteten die letzten noch übrig gebliebenen Schutzmittel der unglücklichen Stadt. Wieder wurden die Gräber der Kurfürsten erbrochen und nach dort vermuteten Schätzen durchwühlt. Infolge der feigen Haltung des Kommandanten ergab sich am folgenden Tage auch das Schloß und nun wiederholten sich dort die gestrigen Scenen aus der Stadt. Dann wurden der schönste

Teil des Schlosses, der Ottoheinrichsbau, angezündet und die Mauern, Thore und Gewölbe desselben gesprengt.

Diese wilder Mongolen würdige That feierte Ludwig XIV. durch einen großen Gottesdienst und die Prägung einer Denkmünze, welche auf der einen Seite eine brennende Stadt mit der Überschrift: „Heidelberg deleta“, auf der anderen die anmaßenden Worte: „Rex dixit et factum est“ trug.

Die von dem Markgrafen von Baden, der aus Ungarn abberufen, das Kommando der Reichsarmee nunmehr übernommen hatte, zum Entsatze Heidelbergs vorausgeschickten Truppen erfuhren schon in Eberbach, daß sie zu spät kämen. Wieder einmal hatten Schwerfälligkeit und Mangel an Thatkraft in Verbindung mit dem unfähigen und geradezu verräterischen Verhalten eines kaiserlichen Generals schweres Unglück über ein schönes Stück deutschen Bodens, über eine wenige Jahre vorher mit knapper Not dem Verderben entronnene Stadt gebracht, Heidelberg war auf viele Jahre hinaus vernichtet, sein Wohlstand auf Menschenalter zerstört.

Nach der Vernichtung dieser Stadt wandte sich Duras mit seinen Franzosen gegen das Heilbronner Lager, griff dieses jedoch vergeblicherweise an und zog dann südwärts nach Württemberg, um auch dort seine Räubereien und Plünderungen fortzusetzen. Hierauf kehrte er an die Bergstraße zurück, erstürmte das Städtchen Zwingenberg, ließ die ganze Besatzung niedermachen und den Ort einäschern. Dies geschah unter den Augen des Dauphins, der soeben mit Verstärkungen eintraf. Endlich, nachdem sich Württemberg zur Zahlung einer Kriegssteuer von jährlich 100,000 Thalern verpflichtet hatte, hörten für dieses Jahr die französischen Raubzüge des Marschalls Duras auf.

Auch in Italien erzielten die Franzosen im Jahre 1693 wieder, dank der geschickten Führung ihrer Truppen durch den Marschall Catinat, große Erfolge auf dem Schlachtfelde, indem sie noch im Oktober bei Marsaglia einen glänzenden Sieg über den Herzog von Savoyen erfochten.

Kein Wunder, daß ernste Kriegsmüdigkeit auf Seiten der

Verbündeten eintrat. Man hatte zwar jetzt in Deutschland wieder einmal einen wahrhaft bedeutenden Feldherrn, der ganz hervorragende Proben seines Feldherrntalents im Krieg gegen die Türken abgelegt hatte, an der Spitze der Armee. Das war der Sieger von Peterwardein, der Markgraf von Baden. Allein die Schwäche seiner Truppenmacht zwang ihn auch im Jahre 1694, sich nur in der Verteidigung zu halten.

Anfänglich wagten auch Duras und Boufflers nicht, gegen ihn schneidige Schläge zu führen, sondern sie begnügten sich wie immer mit Brandschatzungen und Raubzügen. Jetzt mußte insbesondere die Darmstädter Gegend leiden. Bald aber sah sich Marschall Duras (de Lorges) genötigt, etwas Größeres zu unternehmen, um die Disziplin seiner durch die fortwährenden Plündereien ganz verwilderten Soldateska wieder zu festigen. Hatte er doch an einem Tage 20 Mann wegen Widersetzlichkeit aufhängen lassen müssen. Er marschierte also zum zweitenmal gegen Heilbronn, griff das Lager des Markgrafen energisch an und holte sich die gleichen Schläge wie im vergangenen Jahre. Markgraf Ludwig folgte alsdann dem zurückweichenden Feinde über den Rhein in das Elsaß nach. Endlich, endlich sah es aus, als ob doch einmal von deutscher Seite etwas Entscheidendes geschähe, und die so lange vorbereitete Vergeltung ihren Anfang nähme. Dieser Feldherr hatte das Zeug dazu, und seine Truppen waren von frischem, siegeszuversichtlichen Geiste beseelt. Da warf ein Zufall und die daraus entspringende Uneinigkeit alle frohen Hoffnungen um.

Kurfürst Johann Georg IV. von Sachsen war im April 1694 gestorben. Sein ihm folgender Bruder Friedrich August II. hatte den Ehrgeiz polnischer König zu werden, und diesem Ehrgeiz opferte er nicht nur das Wohl seines sächsischen Erblandes, sondern auch seine Pflichten als deutscher Reichsfürst auf. So erhielten denn auch die sächsischen Truppen der Reichsarmee mit einemmale den Befehl, nicht weiter den Anordnungen Ludwigs von Baden zu folgen, sondern nach Sachsen zurückzumarschieren. Gerade als der Markgraf im besten Zuge war, den weichenden

Franzosen entscheidende Schläge beizubringen, wurde seine Armee durch eine solche Anordnung so geschwächt, daß von einem Angriff keine Rede mehr sein konnte. Natürlich erkannte Duras die veränderte Sachlage bald genug, ging nun seinerseits gegen die Deutschen vor, und der Markgraf mußte schleunigst wieder über den Rhein zurück. So hatte aufs neue der entsetzliche Partikularismus, dieser Erbfehler der Deutschen, einen entscheidenden Erfolg gegen den welschen Feind untergraben. Dennoch verlief das Jahr für Deutschland nicht ungünstig, denn es wurde hier wenigstens keine Schlacht verloren.

Die Hauptkräfte beider Gegner standen auch 1694 wieder in den Niederlanden. Ludwig XIV. erschien, wie schon bemerkt, nicht mehr auf dem Kriegsschauplatz. Er fühlte wohl, daß sein Kriegsruhm gegenüber dem zähen Wilhelm III. von England kaum gewinnen dürfte, und daher wollte er sich einem Mißerfolge lieber nicht noch einmal aussetzen. Teils mag ihn auch die Sorge um die innere Lage Frankreichs daheim festgehalten haben. Dasselbe litt im Jahre 1694 schon an den Folgen einer zweiten schweren Mißernte, und durch den nun im 5. Jahre dauernden Krieg gegen ganz Europa ging das von Hause aus so reiche Land in seinen Finanzen ohnehin bedenklich zurück. — Statt des Königs befehligten der Dauphin und Luxemburg die französische Armee, die sich zwischen Schelde und Lys stark verschanzt hatte. Als aber König Wilhelm und der an die Stelle des Prinzen von Waldeck getretene Herzog von Holstein-Plön einen Schlag gegen diese Stellung führen wollten, wurden sie mit blutigen Köpfen abgewiesen, und nun marschierte man gegenseitig hin und her, beobachtete sich und that nichts mehr.

In Spanien erreichte der Herzog von Noailles zwar durch die Einnahme von Palamos, Gerona, Hostalrich und Castelfolid einige Vorteile, allein sie trugen für die Besserung der allgemeinen Lage nichts aus.

Dagegen rächte sich das barbarische Vorgehen der Franzosen nun teilweise an ihnen selbst. Die englisch-holländische,

nach dem Seesiege beim Kap la Hogue in ihren Bewegungen völlig freie Flotte der Verbündeten bombardierte rücksichtslos die französischen Küstenstädte Dieppe, le Havre, Saint Malo, Dünkirchen und Calais. Die erstere wurde gänzlich zerstört, die anderen litten mehr oder weniger.

Seit dem Jahre 1694 traf unzweifelhaft recht vieles zusammen, um endlich die Raublust Ludwigs XIV. zu kühlen und auch ihn kriegsmüde zu machen. Trotz mancher Siege waren die wirklichen Erfolge doch von sehr geringem Werte. Dagegen nahmen die Rüstungen der Verbündeten stets zu, und es stand zu erwarten, daß nur durch ganz außerordentliche Anstrengungen ein sehr gefährlicher Umschlag vermieden werden könnte. Dazu war aber das jetzige Frankreich nicht befähigt. Die rauschenden Klänge der Orgel, welche das „Te Deum laudamus" in den Kathedralen der französischen Städte begleiteten, wenn es galt, einen Sieg oder die gelungene Vernichtung einer deutschen Stadt zu feiern, übertäubten nicht mehr die Klagen und Seufzer des durch die unaufhörlichen Kriege geschaffenen Elendes. Mußte doch schon eine Kopfsteuer eingeführt werden, um die vollständig zerrütteten Finanzen des Staates nur einigermassen ins Gleichgewicht zu bringen. Ferner wurde es immer schwieriger, Rekruten für die Armeen aufzutreiben. Dazu litt, abgesehen von der schon erwähnten wiederholten Mißernte, der Ackerbau auch noch dadurch, daß so viele kräftige Männer in die Regimenter gesteckt wurden. Die Hauptsache aber war: Louvois fehlte überall. Unter dem Marquis von Barbesieux hörten bald in allen Dienstzweigen der Verwaltung die frühere peinliche Ordnung und Genauigkeit und damit die so sehr sachgemäße Verwendung der Gelder auf, und viele von dem früheren Kriegsminister eröffneten Hilfsquellen erloschen gänzlich.

Außerdem waren gerade in den letzten Jahren zahlreiche tüchtige französische Heerführer gestorben oder in den Gefechten gefallen, so de la Feuillade, d'Humières, Bellefonds. Jetzt im Januar 1695 traf die Armee noch ein neuer Schlag, der Tod ihres besten Feldherrn, des Herzogs von Luxemburg. Zu diesem

hatten die Soldaten ein ganz besonderes Vertrauen gehabt, und nach seinem Hinscheiden trat vielfach eine starke Entmutigung ein. Dazu verursachten willkürliche Maßregeln Barbesieux's, des Günstlings der Maintenon, welcher seinen Posten als Kriegsminister zu mancherlei ungerechten Bevorzugungen benützte, daß im Heere selbst Mißstimmungen eintraten. All dies wirkte zusammen, daß der Geist des französischen Heeres nachließ, und man in seinen Reihen ebenfalls sich nach einem endlichen Frieden sehnte.

Auch der Hinblick auf Spanien verstärkte den Wunsch Ludwigs XIV., sich in Ruhe auf die kommenden Ereignisse vorbereiten zu können. König Karl II. von Spanien konnte nicht mehr lange leben. Dann mußte man vollkommen kriegsgerüstet bereit stehen, sonst war an solche Ansprüche, wie sie Ludwig XIV. beabsichtigte, keineswegs zu denken.

Anderseits sah der französische König doch klar ein, daß eine Einstellung der Feindseligkeiten nicht jetzt, wo er seinen Gegnern durch die Raubzüge seiner Truppen so schwere Verluste zugefügt hatte, sofort stattfinden könne, besonders da die Rüstungen jener endlich soweit gediehen waren, daß die Zeit der Rache für die Verbündeten herangekommen zu sein schien. Deshalb ließ sich der schlaue Franzose vorläufig nichts von seinen Friedensgedanken merken, sandte aber an die verschiedenen Höfe seine geriebensten Diplomaten, um in erster Linie die Verbündeten selbst gegeneinander zu verhetzen und dadurch ihre Eintracht zu sprengen. In Deutschland war durch die Erhebung Hannovers zur Kurwürde 1692 ohnehin eine neue Spaltung entstanden, indem mehrere Kurfürsten keinen neuen Genossen, viele andere Fürsten keinen aus ihrer Mitte zu höherem Rang erhoben sehen wollten. Durch die Übertragung des Erzbannerträgeramtes an Hannover wurde überdies Württemberg, das vom alten Herzogtum Schwaben die Führung der Reichssturmfahne vererbt erhalten hatte, schwer gekränkt. Diese und andere Streitigkeiten suchten ihrerseits die französischen Diplomaten zu schüren und dadurch den Zwiespalt zwischen dem Kaiser und den Reichsständen

zu vergrößern. Anderseits knüpften französische Bevollmächtigte wie mit dem Herzog von Savoyen so auch mit König Wilhelm III. von England und mit den Holländern Verhandlungen an, hatten hier aber anfangs wenig Glück. So dauerte der Krieg einstweilen noch weiter.

Der Feldzug im mittleren Deutschland beschränkte sich im Jahre 1695 gänzlich auf die gewohnten Räubereien und Mordbrennereien von Duras Truppen. Weder er noch der Markgraf Ludwig von Baden, der meist in seinem Lager bei Heilbronn verblieb, konnten größere Unternehmungen gegeneinander vornehmen, da ihre Armeen durch die starken Entsendungen nach den Niederlanden zu sehr geschwächt waren. Dort waren sowohl von den Franzosen als von den Verbündeten je 3 Armeen aufgestellt worden. Erstere hatten sich mit ihrem linken Flügel zwischen Schelde und Lys stark verschanzt. Den Oberbefehl über diese und die bei Mons, Condé und Valenciennes sich sammelnden Truppen übernahm an Stelle des verstorbenen Herzogs von Luxemburg der Marschall Villeroi. Rechts stand Boufflers mit einer zweiten Armee an der Maas und eine dritte sammelte sich als Reserve bei Dünkirchen und Furnes. Diesen gegenüber standen auf dem rechten Flügel der Verbündeten bei Deynze die Engländer unter ihrem König, in der Mitte Spanier, Holländer und Deutsche unter dem Kurfürsten Max Emanuel von Bayern und auf dem linken Flügel an der Maas Brandenburger, Holländer und Lütticher unter dem Kurfürsten Friedrich III. von Brandenburg. Nachdem anfänglich beide Gegner sich auf gegenseitige Beobachtung beschränkt und sich höchstens einzelne kleine Festungen abgenommen hatten, vor allem aber jeder eine Schlacht vermieden, schritten im Juli 1695 Brandenburger, Bayern und Lütticher gemeinsam zur Belagerung der im Jahre 1692 von Marschall Luxemburg eroberten und seitdem von den Franzosen besetzten Festung Namur. Dies zog nun die Hauptmassen beider Gegner heran. Marschall Boufflers gelang es zwar sich in die Stadt zu werfen, wo er mit großer Tapferkeit, Umsicht und Ausdauer deren Verteidigung

übernahm, jedoch ein verschanztes Lager, welches König Wilhelm anlegte, deckte die Unternehmungen der Verbündeten aufs beste. Nun begann unter Leitung des holländischen Ingenieurs und Generals Coehoorn, Vaubans Nebenbuhler, die so berühmt gewordene Belagerung der Stadt. Eine Menge von Laufgräben, Werken und Gegenwerken wurden angelegt, und es kam die Kunst des Festungsbaumeisters hier zu voller Geltung.

Villeroi wagte es nicht die Belagerer in ihren festen Stellungen anzugreifen. Dafür entschädigte er sich auf eine ganz dem Sinne Ludwigs XIV. entsprechende Art, indem er Brüssel bombardierte und dadurch in 3 Tagen den größten Teil dieser blühenden Stadt vernichtete.

Endlich erlag Namur in erster Linie dem Angriff der Mineure, Pioniere und Artilleristen der Belagerer. Nur beim Sturm auf das St. Nikolausthor, bei dem die Brandenburger sich auszeichneten, hatte man viele Opfer (an 4000 Mann) zu beklagen. Am 2. September 1695 mußte sich hierauf trotz Boufflers tapferer Verteidigung auch die Zitadelle ergeben.

Der Fall von Namur machte auf Ludwig XIV., dessen persönliche und Lieblingseroberung diese starke Feste gewesen, einen tiefen Eindruck, während der Erfolg die Siegeszuversicht der Verbündeten wieder aufrichtete und zumal in England, das den Krieg nur widerwillig führte, einen guten Eindruck machte.

Dagegen begannen die Vorgänge auf dem italienischen Kriegsschauplatz die Aufmerksamkeit der Verbündeten in peinlicher Weise zu erregen. War dort in den letzten Jahren seitens des Herzogs Viktor Amadeus von Savoyen wenig genug unternommen worden, so machte nun ein Ereignis Aufsehen. Unterstützt von den Truppen des brandenburgischen Markgrafen Karl Philipp, des Bruders des Kurfürsten, hatte Herzog Viktor Amadeus die Belagerung der wichtigen Bergfestung Casale begonnen, welche Ludwig XIV. schon in den Jahren der Thätigkeit der Reunionskammern überfallen und erobert hatte. Auf ausdrücklichen Befehl Ludwigs XIV. wurde nun, noch ehe es zum Sturm kam, die Festung übergeben und damit dem Savoyer ein Lockvogel dar-

geboten, der auch seine Wirkung nicht verfehlte, um diesen vom allgemeinen Bündnis abzulösen und zur Unterzeichnung eines Separatfriedens mit Frankreich geneigt zu machen.

Wie um noch einen letzten heftigen Anlauf zu nehmen, machten beide Gegner zum Feldzuge 1696 noch einmal erhöhte Anstrengungen. Ludwig XIV. wollte sogar Jakob II. wieder auf den Thron Englands bringen. Dank der sorgsamen Gegenmaßregeln Wilhelms III. mißlang dieser Plan aber vollständig. Nun wurde wieder flott geräubert und gebrandschatzt. Noch einmal kamen die kölnischen Lande an die Reihe, dann die Gegenden an der Maas und zuletzt wurde Lüttich's Vorstadt St. Leonard eingeäschert. In Italien dauerten die Verhandlungen fort, in Spanien kam es zu einigen ganz unbedeutenden Gefechten, zur See aber wurden von den Engländern und Holländern die französischen Häfen erfolgreich weiter bombardiert.

Endlich war aber alles, auch auf Seite der Verbündeten, vollständig kriegsmüde. England und Holland sahen sich durch die Untergrabung ihres Handels auf das äußerste geschädigt und hatten schon längst einen Krieg satt, der ihnen enorme Summen kostete, ohne greifbare Vorteile zu bieten. König Wilhelm hatte genug zu thun, um seine Stellung in England zu befestigen, und im Deutschen Reiche war es, wie schon das Verhalten des sächsischen Kurfürsten zeigte, wieder einmal vorbei mit dem bischen Einigkeit, das man unter dem Hochdruck der Verhältnisse kurze Zeit zusammengekleistert hatte. Da fanden denn die günstigen Anerbietungen Ludwigs XIV. sehr geneigte Ohren und man ließ sich im März 1697 in Ryswyk auf Unterhandlungen ein. Daß dieselben wieder endlos lange dauerten und man vor lauter Formen und Ceremonien, vor unzähligen Einwänden und Gegeneinwänden, vor tausenderlei Anfragen und Feststellungen nur im Schneckentempo vorwärts kam, ist selbstverständlich.

Um die diplomatischen Arbeiten etwas zu beschleunigen, ließ Ludwig XIV. den Feldzug von 1697 früher als gewöhnlich eröffnen, und es gelang dem jetzt in den Niederlanden befehli-

genden Marschall Catinat noch, die Festung Ath einzunehmen. Andere Erfolge wurden durch die Gegenmaßregeln des Königs Wilhelm verhindert.

Das Vorgehen der Franzosen veranlaßte den Markgrafen von Baden, ebenfalls noch eine kleine Unternehmung zu versuchen, indem er die Feste Ebernburg an der Nahe einnahm. Dies aber war der letzte Kampf in dem langen, für Deutschland so verhängnisvollen Kriege.

Endlich am 20. und 21. September 1697 kam der Friede zwischen Frankreich einerseits, England, Spanien und Holland anderseits zu stande. Die letzteren drei Staaten erlangten die günstigsten Bedingungen. Alle Eroberungen der französischen Truppen wurden ihnen zurückgegeben, Wilhelm von Oranien erreichte seitens Frankreich die volle Anerkennung und Einsetzung in alle Rechte als König von England, und die Holländer erhielten das, was sie am meisten erstrebten, nämlich sehr weitgehende Handelsvorteile.

Der Kaiser und das Reich verdankten umgekehrt dem geringen Zusammenhalt ihrer Vertreter, daß der am 30. und 31. Oktober mit ihnen abgeschlossene Friedensvertrag lange nicht so vorteilhaft lautete. Ludwig XIV. erklärte sich zwar bereit, die seit dem Nymweger Friedensschluß unter dem Namen von Reunionen gemachten Eroberungen zurückzugeben, allein Straßburg und das Elsaß behielt er für sich, trotzdem verschiedene Reichsfürsten, in erster Linie der Kurfürst von Brandenburg, sich energisch gegen diese Vergewaltigung aussprachen. Nur Lothringen wurde an Karls V. ältesten Sohn, Leopold Josef, zurückgegeben; doch mußte er die Festungswerke von Nancy und Bitsch schleifen und andere drückende Bedingungen eingehen. Von Entschädigungen für die unzähligen Mordbrennereien, für die entsetzlichen, in den Rheinlanden begangenen Schandthaten war dagegen ebenfalls keine Rede.

Außerdem gelang es in der letzten Stunde noch dem Einflusse der Jesuiten, dem Friedensvertrag eine Klausel beizufügen, welche den katholischen Bewohnern in den seit 1682 von

Frankreich annektierten Ortschaften des Elsasses größere Rechte gegenüber den Protestanten einräumte, als es mit den Bestimmungen des Westfälischen Friedens vereinbar war.

Damit hatten die französischen Diplomaten noch sozusagen vor Thorschluß einen neuen Zankapfel in das Deutsche Reich geworfen, der, wie sie wohl voraussahen, frischen Anlaß zu endlosen Verhandlungen und Bedrückungen gab.

Dies war das Ergebnis von zehn neuen Kriegsjahren, während deren unser geliebtes Vaterland geradezu Entsetzliches gelitten hatte! Ludwig XIV. hatte es erreicht, daß einer der gesegnetsten Teile Deutschlands auf lange Zeit in eine von Brandstätten starrende Wüste verwandelt war. Das Blut von Tausenden unschuldig Gemordeter schrie vergebens zum Himmel um Rache, der Wohlstand der einst so reichen Rheingegenden war auf Menschenalter vernichtet, die alte Reichsstadt Straßburg und das fruchtbare Elsaß waren losgelöst vom Körper des Deutschen Reiches und Frankreich einverleibt.

Wie schlimm stand es um einen deutschen Kaiser, der sich solche Schmach bieten ließ, um ein deutsches Reich, das solchergestalt ein treues Glied von seinem Körper opfern mußte! Würde der Kaiser sich in den ersten Kriegsjahren entschlossen haben, das deutsche Reichsheer von der untern Donau, wo es beschäftigt war, den Türken Beute abzunehmen, und wo es durch keine Reichs-Interessen, sondern nur durch ein überdies nicht dringendes österreichisches Haus-Interesse festgehalten wurde, an den Rhein zu werfen, — der Feldzug hätte einen anderen Ausgang nehmen müssen, und anstatt daß Ludwig XIV. uns die Friedensbedingungen diktierte, hätte sie der Kaiser ihm diktiert. Aber die Erfahrungen des Feldzugs der Jahre 1672 bis 1678 hatten den Kaiser nicht belehrt, und die Zeche bezahlte das Deutsche Reich, — bezahlten die Völker am Rhein und bezahlte endlich das Elsaß und Straßburg, die wunderschöne Stadt!

Gott sei Dank, es sind vergangene Zeiten, von denen wir erzählen, und die Wunden, welche in der Zeit von 1672—1688

das alte Deutsche Reich erlitten hat, sind endlich vernarbt, die Verluste aber, welche ihm die Friedensschlüsse von Nymwegen und Ryswyk — „Nimm weg“ und „Reiß weg“, wie sie der Volkswitz benannt hat, — brachten, sind erst nach 200 Jahren gut gemacht worden, nämlich im glorreichen Jahre 1870/71 durch den Frieden von Frankfurt a./M. vom 5. Mai 1871, der die Wiedervereinigung des Elsaß und Straßburgs mit dem neuen Deutschen Reich ausgesprochen hat, die nun, so Gott will, eine endgültige sein wird!

Wir Deutsche aber wollen, wenn je wieder kleinliche Selbstsucht und Zwietracht der einzelnen Stämme sich unter uns regen sollten, denken an die Mordbrenner Ludwigs XIV. in der Pfalz und an die

Friedensschlüsse von Nymwegen und von Ryswyk!

Zweiter Teil.

Der spanische Erbfolgekrieg

(1701—1714).

I.

Die Ursachen des spanischen Erbfolgekrieges und die ersten Kriegsjahre 1701—1702.

Nur kurze Zeit sollte Europa die durch den Ryswyker Frieden geschaffene Ruhe genießen.

In Spanien regierte König Karl II., dessen schwache Gesundheit trotz seines verhältnismäßig jungen Alters von 38 Jahren doch einen baldigen Tod voraussehen ließ. Da seine Ehe kinderlos geblieben, mußte sich der spanische Thron durch die weibliche Linie vererben und zwar zunächst an das bayerische, dann an das österreichische oder französische Haus. Von den beiden letzteren wurden schon kurze Zeit nach dem Ryswyker Friedensschluß die weitestgehenden Anstrengungen gemacht, um Boden für ihre Ansprüche zu gewinnen. Als schließlich der französische Gesandte Graf Harcourt erkannte, daß sein Vorschlag, Philipp, den zweiten Sohn des Dauphin, den Enkel Ludwig XIV. zum König von Spanien zu machen, an dem besseren Rechte des bayerischen Prinzen, des Neffen Karls II. scheiterte, trat er mit einem Teilungsantrage hervor, den er zunächst den spanischen Granden unterbreitete, ohne dem König von Spanien selbst Mitteilung zu machen.

„Spanien selbst, die katholischen Niederlande und die Kolonien dem bayerischen Prinzen; das Königreich beider Sicilien dem Prinzen Philipp von Anjou; das Gebiet von Mailand dem

von Oesterreich aufgestellten Prätendenten, dem Erzherzog Karl, zweitgebornem Sohn des Kaisers Leopold I.“

Aber über diese beabsichtigte Teilung ihres Landes waren die Spanier so aufgebracht, daß der Kardinal Portocarero alles dem König Karl mitteilte. Nun bestimmte letzterer im Einverständnis mit der spanischen Grandezza und der hohen Geistlichkeit, daß der bayerische Prinz, der Sohn des Kurfürsten Max Emanuel, alleiniger Erbe des Reichs sein solle. Mit großer Feierlichkeit ward der siebenjährige Prinz von München nach Brüssel geleitet, wo sein Vater als Statthalter der spanischen Niederlande vorübergehend residierte. Der Knabe, der schon den Namen eines Prinzen von Asturien erhalten hatte, wurde in den spanischen Niederlanden feierlichst empfangen und sollte nach kurzem Aufenthalte bei seinem Vater durch 24 schon bereit gestellte Kriegsschiffe in festlichem Zuge an die Küste seines neuen Vaterlandes Spanien und von dort nach Madrid gebracht werden. Da erkrankte er plötzlich und starb nach nur siebentägigem Leiden unter sonderbaren Umständen. Es entstanden die verschiedenartigsten Gerüchte. Man sprach von Vernachlässigung ausbrechender Blattern, aber man sprach auch von französischem und österreichischem Gifte. Sein verzweifelter Vater neigte sich zum Argwohn in letzterem Sinne, aber es half alles nichts, der Prinz war tot. Damit erloschen Bayerns Hoffnungen, und die Ungewißheit wegen der spanischen Erbfolge war erst recht vergrößert worden.

Die österreichische Partei gewann vorübergehend am Hofe Karls II. das Übergewicht, und der kranke König schien nicht abgeneigt, den Erzherzog Karl zu seinem Nachfolger zu ernennen. Da schlossen Frankreich und die Seestaaten England und Holland, die eine so gewaltige Stärkung des habsburgischen Hauses nicht wünschen konnten, einen neuen Teilungsvertrag, demzufolge der Dauphin von Frankreich außer dem Königreich beider Sicilien noch Lothringen und Bar, der Herzog von Lothringen Mailand, Erzherzog Karl aber den Rest der spanischen Besitzungen, also insbesondere Spanien selbst und die Niederlande

erhalten sollte. Damit wäre also wieder die Monarchie zerrissen worden. Um dieses um jeden Preis zu vermeiden, entschloß sich Karl II., gedrängt von Frankreich, welches wie gewohnt ein doppeltes Spiel spielte, einfach den mächtigsten Prätendenten zum Nachfolger zu ernennen, und das war der Enkel Ludwigs XIV. Für seine Person widerwillig genug, hauptsächlich auf das Drängen der spanischen Grandezza, des Staatsrates und des Papstes, setzte er den von Frankreich vorgeschlagenen Philipp von Anjou zum alleinigen Erben ein, ohne jede Rücksicht auf die Ansprüche des Kurfürsten von Bayern als des Erben seines Sohnes und jene Österreichs. Letzteres hatte diesen unerwarteten Ausgang insofern sich selbst zuzuschreiben, als es im entscheidenden Augenblick versäumte, seine Sache durch Truppensendungen zu führen. Und diese hätte Karl II. doch so nötig gehabt, um den Drohungen Frankreichs und der Seemächte gegenüber jenes erste Testament aufrecht zu halten! So war in der That dem spanischen König keine andere Wahl geblieben, als sich Frankreich in die Arme zu werfen.

Während der Kurfürst von Bayern nur Geldentschädigungen verlangte und auch in Aussicht gestellt bekam, erklärte der Kaiser, alle Ansprüche seines Sohnes auf die ganze ungeteilte spanische Monarchie aufrecht erhalten zu wollen.

Nun starb König Karl II. von Spanien am 1. November 1700 und damit wurde die Erbschaftsfrage brennend.

Sofort nach dem Tode des Königs erklärte Ludwig XIV. seinen Enkel Philipp von Anjou unter Annahme des Testamentes Karls II. zum Könige von Spanien. Der Kurfürst von Bayern war damit um so mehr einverstanden, als man ihm in Versailles den erblichen und eigentümlichen Besitz der von ihm als Statthalter verwalteten spanischen Niederlande zusagte. Nicht so der Kaiser Leopold I. Er protestierte feierlich gegen die Besteigung des spanischen Thrones durch den französischen Prinzen, indem er alle Rechte seines Sohnes geltend machte.

Gleichzeitig wiesen an allen Höfen die österreichischen Gesandten auf die drohende Störung des europäischen Gleich-

gewichts hin und fanden hierfür allenthalben offenes Gehör. Es waren insbesondere England, Holland und Portugal, welche an der Herrschaft eines französischen Prinzen über das mächtige Spanien Anstoß nahmen und besorgten, von dem mächtigen Koloß „Frankreich-Spanien“ vergewaltigt zu werden.

Anderseits konnten der Kurfürst von Bayern sowie sein Bruder der Kurfürst von Köln es nicht vergessen, wie gehässig der Kaiser und sein Hof gegen den bayerischen Prinzen aufgetreten waren. Kurfürst Max Emanuel hatte durch seine Siege über die Türken vor noch nicht ganz zwanzig Jahren Österreich aus einer mehr wie peinlichen Lage befreit und empfand nun den Undank des Kaisers auf das schmerzlichste. Nicht einmal die vom Türkenkrieg her Bayern schuldigen 700,000 Gulden zahlte Österreich. Dies einerseits, die Versprechungen Frankreichs anderseits trieben also die beiden Kurfürsten von Bayern und Köln auf die spanisch-französische Seite. Noch ein anderer Reichsfürst, der Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel, schloß sich Frankreich an, da er über die Bevorzugung der jüngeren hannover'schen Linie durch den Kaiser ergrimmt war.

Als der Krieg wirklich ausbrach, schien es zunächst allerdings, als ob er nur zwischen Österreich und Frankreich ausgekämpft werden sollte, denn die sich auf die österreichische Seite neigenden Staaten hielten sich noch zurück und hatten sogar die Thronbesteigung Philipps von Anjou anerkannt. Die Kurfürsten von Bayern und Köln aber erklärten, neutral bleiben zu wollen. Doch es verging nicht allzulange Zeit, so sorgte Ludwig XIV. selbst dafür, zunächst England und Holland dem Kaiser als Bundesgenossen in die Arme zu treiben. Beide Seemächte sollten bald erfahren, wessen sie sich von einem Spanien zu versehen hatten, das nach der Pfeife Ludwigs XIV. tanzte. Einen Sturm von Entrüstung rief es in beiden Staaten schon hervor, als ein spanisches Edikt erging, welches die Handelsschiffe derselben von den spanischen Kolonien ausschloß. Dazu kam, daß auf französische Anstiftung der in den spanischen Niederlanden befehligende Statthalter Kurfürst Max Emanuel plötzlich und mitten im

Frieden die laut dem Ryswyker Frieden in einigen der südbelgischen Festungen garnisonierenden holländischen Truppen überfiel und gefangen nahm. Der neue holländische Staatspensionär Heinsius war aber nicht der Mann, der solche Beleidigung einsteckte. — Andererseits war auch der Zeitpunkt nicht fern, wo der bayerische Kurfürst Max Emanuel von Österreich getrieben wurde, seine Neutralität aufzugeben und offen auf Ludwig XIV. Seite hinüberzutreten, so daß es also dem Deutschen Reiche wieder einmal nicht erspart bleiben sollte, dank ebensowohl der eigennützigen Hauspolitik des Hauses Habsburg als der diplomatischen Klugheit des französischen Königs, daß seine Fürsten sich feindlich gegenüberstanden!

Doch wie schon bemerkt, als der Krieg begann — im Frühjahr 1791 — war es noch nicht soweit, und Ludwig XIV. hatte von Haus aus ganz entschieden das militärische Übergewicht. Zu seiner Verfügung standen im Frühjahre 1701 an französischen und verbündeten Truppen etwa 206,000 Mann. Dem gegenüber hatte der Kaiser nur 86,000 Mann bei den Fahnen, und wäre nicht ein Mann in Wien gewesen, es wäre dem Kaiser Leopold I. trotz seines Hofkriegsrats schlimm genug ergangen. Dieser Mann war Prinz Eugen von Savoyen, der Sieger von Zenta, ein geborener Franzose, seit 1683 aber in kaiserlichen Diensten, alles in allem einer der größten Heerführer und Staatsmänner, die Österreich und Deutschland je gehabt haben. —

Es war ein kalter regnerischer Novembertag des Jahres 1700, als ein durch den grauen Militärmantel vollständig verhüllter Offizier den Thürklopfer eines großen Palastthores in der Himmelpfortgasse in Wien in Bewegung setzte. Ein kleines Fensterchen neben dem Thore öffnete sich und die Stimme des Thorwächters frug:

„Wer is draußen?“

„Ein Offizier des kaiserlichen Hofstaates, der sofort seine Durchlaucht den Prinzen Eugen sprechen muß. Ist er zu Hause?“

„Is schon dahoam. I will's dem Leibhusarn sagen, daß er den Herrn anmeld'."

Nach kurzer Zeit öffnete sich das Thor, der Offizier wurde in das Palais des Prinzen von Savoyen eingelassen und in ein kleines Zimmer geführt. Gleich darauf erschien Prinz Eugen. Nun schlug der Offizier den Mantel auseinander. Ein Ausruf der Überraschung wurde seitens des Prinzen hörbar.

„Sehe ich recht? Sie sind es, Kaiserliche Hoheit, Erzherzog Josef?"

„Ich bin's. Vor allem tragen Sie Sorge, daß niemand meine Anwesenheit hier erfährt."

Prinz Eugen schloß die Thüren des Zimmers.

„Es hört uns niemand."

Nun erzählte der österreichische Thronerbe ohne Umschweif: „Soeben ist ein Kurier aus Madrid eingetroffen und hat die Nachricht vom Tode des König Karl gebracht. Alles ist eingetroffen, wie es Graf Harrach aus Madrid gemeldet hat. Erzherzog Karls Name ist aus dem Testament weggeblieben, der Prinz von Anjou ist König von Spanien."

„Was sagt Seine Majestät der Kaiser zur Enterbung des Erzherzogs Karl?" nahm Prinz Eugen das Wort nach einer Pause.

„Mein Vater ist auf das tiefste verletzt. Mit einer Festigkeit wie noch nie erklärte er, unsere Ansprüche aufrecht erhalten zu wollen."

Der junge Erzherzog Josef war tief durchdrungen von dem Ehrgeiz für sein Haus und begierig, den alten Glanz der habsburgischen Monarchie wieder aufgerichtet zu sehen. Er wußte zugleich, daß Prinz Eugen allein der Mann war, diese Ansprüche auch durchzufechten und deshalb sah er gespannt auf den Prinzen. Dieser erklärte: „Österreich hat keine Ursache, sich vor dem Krieg zu fürchten!"

Freudig drückte der Erzherzog dem Prinzen die Hand.

„Wir werden aber einen schweren Stand haben, unsere Ansicht durchzubringen, Durchlaucht. Wer weiß, ob es nicht der

Friedenspartei am Hof gelingt, meinen Vater wieder umzustimmen!"

„Es gibt ja Personen am Hof, die dies wollen", erwiderte Prinz Eugen. „Aber sie werden nicht gegen die Logik der Thatsachen aufkommen. Das österreichische und deutsche Volk wird die Erhebung Philipps von Anjou auf den spanischen Thron mit Entrüstung aufnehmen!"

„Jedenfalls werden wir auf die Unterstützung des Markgrafen Ludwig von Baden, auf Starhemberg und Caprara rechnen können," meinte der Erzherzog weiter.

Die Befürchtungen des Erzherzogs waren in der That grundlos. Es gelang der wenn auch noch so mächtigen Friedenspartei nicht, den Kaiser Leopold I. umzustimmen. In diesem Falle fühlte sich dieser so sehr im Rechte, daß er mit einer an ihm gar nicht gewohnten Thatkraft die Kriegsrüstungen befahl und schleunigst auch zu kriegerischem Handeln selbst überging. Prinz Eugen erhielt sofort den Oberbefehl über eine 30,000 Mann starke Armee, um mit dieser den Kampf in Italien gegen die starken französisch-spanischen Kräfte, die unter Marschall Catinat im Gebiete von Mailand und Mantua standen, zu eröffnen. Es war eine schwere Aufgabe, die man dem damals 37jährigen Feldherrn übertrug, denn die Macht der Franzosen in der Lombardei betrug 47,000 Mann, wozu noch 13,000 Mann mit ihnen verbündete spanisch-mailändisch-piemontesische Garnisonstruppen kamen. Das schwierigste an der ganzen Sache war aber, daß der gewandte und vorsichtige Oberbefehlshaber der Franzosen, Marschall Catinat, die aus dem Österreichischen nach der Lombardei führende große Brennerstraße in einer fast unangreifbaren Stellung zwischen der Etsch, dem Monte Baldo und dem Gardasee besetzt hatte.

Allein über alle diese Hindernisse machte man sich in Wien weder in der Hofburg noch in der Stadt große Sorgen. „Prinz Eugen kommandiert ja die Armee. Der weiß schon, was er zu thun hat, um auch unter großen Schwierigkeiten den Sieg zu erringen."

Eine solche Meinung hegte man allgemein von dem jungen Feldherrn, dem Sieger in so vielen Schlachten gegen die Türken, und er rechtfertigte sie auch. Das größte Vertrauen erwies ihm Kaiser Leopold dadurch, daß er den Prinzen fast unabhängig von den schwerfälligen und hemmenden Beeinflussungen des Wiener Hofkriegsrates machte und es dadurch dem Genie Eugens ermöglichte, sich vollständig zu entfalten.

Sofort bewährte sich denn auch des Prinzen Thatkraft. Während die Rüstungen für die in Deutschland aufzustellende Armee unter dem Markgrafen von Baden nur langsam vor sich gingen, erschien Prinz Eugen schon am 20. Mai 1701 in Roveredo, nur wenige Kilometer gegenüber der französischen Stellung, und versammelte dortselbst seine ganze Armee, in welcher — charakteristisch für die Sitten jener Zeit — eine ganze Anzahl Franzosen höhere Führerstellen einnahmen: außer dem Oberbefehlshaber selbst noch der Feldmarschall de Commercy und der General Prinz Vaudémont. Letzterer befehligte die gesamte Kavallerie des Prinzen Eugen, während sein Vater unter Catinat befehligte. Vater und Sohn standen trotzdem in bestem Einvernehmen, jener hatte bei Ausbruch des Krieges das Verbleiben seines Sohnes in der feindlichen Armee sogar angeraten.

Am 21. Mai fand in Roveredo Kriegsrat statt.

„Durchlaucht, die Stellung der Franzosen vor uns ist geradezu unangreifbar. Fluß und Gebirge schützen ihre Flanken gegen jede Umgehung und in der Front ist ihre Linie durch uneinnehmbare Schanzen gesichert.“

Das war die übereinstimmende Meldung aller zu Rekognoszierungen entsendeten Offiziere, und der Prinz überzeugte sich durch Augenschein bald genug von der Wahrheit dieser Angaben.

„So werden wir über die tridentinischen Alpen steigen und den Feind östlich umgehen“, dachte Prinz Eugen.

Die Armee wußte vorläufig noch nichts über die Richtung ihres Vormarsches. Nur eines wußte sie sicher: es geht vorwärts. „Der Prinz ist gekommen und mit ihm das Wollen und Können.“ Dieser Gedanke erfüllte die Truppen vom General

bis zum Troßbuben herab und ein Gefühl unbedingten Vertrauens in das Gelingen selbst der kühnsten und zweifelhaftesten Unternehmung beherrschte die ganze Armee.

Am 21. Mai abends wurden die Vertreter der Bauern aus den von Roveredo in südöstlicher Richtung gegen Vicenza führenden östlich der Etsch gelegenen Felsenthälern Teragnolo und Arsa in das Hauptquartier des Prinzen befohlen.

„Ich will mit meiner Armee durch euere Thäler über die tridentinischen Alpen in die Lombardei hinabsteigen, um dort eueres Kaisers und euere Feinde, die Franzosen, zu schlagen."

„Durchlaucht, unser Leben für den Kaiser und Euch, seinen ruhmgekrönten Feldherrn! Allein durch unsere Thäler und über die Alpe Borcola zwischen den Felsmassen des Monte Maggio und des Monte Pasubio hindurch ist seit Menschengedenken kein Wagen, kein Karren gegangen. Da kann keine Armee mit Reitern, Fahrzeugen und gar noch Geschützen hindurch." So meinten die Bauern.

„Ich weiß, ihr seid gute treue Österreicher", erwiderte Prinz Eugen. „Ich fordere von euerer Vaterlandsliebe in erster Linie vollständige Geheimhaltung meiner Absicht und zweitens euere thatkräftige Beihilfe zur Herstellung eines brauchbaren Weges und zur Überwindung der Schwierigkeiten des Übergangs über die Berge. Gott befohlen!"

Damit waren sie entlassen. Keiner dieser braven Tyroler Bauern hat ein Wort von dem ausgeplaudert, was sie da erfuhren, obwohl sie wußten, daß die Nachricht über den Abmarsch der Armee des Prinzen von den Franzosen mit Gold aufgewogen würde. Geholfen aber und gearbeitet und Lebensmittel und Arbeitszeug beigeschleppt haben sie, und die nur 35—40 Kilometer entfernten Franzosen hörten und sahen nichts von dem Gewitter, das östlich von ihnen gegen sie heraufzog.

Mit Überraschung, dann Staunen, dann Bewunderung und zuletzt heller Begeisterung erfuhr die kaiserliche Armee: „Wir überschreiten die tridentinischen Alpen. Noch lag dichter

Schnee auf den Höhen, tosend stürzten die Wildbäche, scheinbar unüberschreitbar, aus den Felsenklammen hervor, steil ragten die Steinwände, fast unerklimmbar, in die Luft.

„Wir kommen aber hinüber, wir waten durch den Schnee und die eisigen Wildwasser, wir erklettern die Felsen, denn Prinz Eugen hat es befohlen und darum muß es sein, darum geht es auch!“

Und es ging. Beispiellos war das Mühen. Bauern und Soldaten wetteiferten miteinander. In kaum glaublicher Schnelligkeit entstand aus einem nur für Maultiere benützbaren Saumpfade ein für die Truppen brauchbarer Weg. Freilich mußten trotzdem viele Wagen zerlegt und getragen, die Kanonen mit Stricken auf die Höhen gezogen, die Pferde der Reiterei an den Zügeln geführt werden.

Während sich hier die Hauptarmee bemühte, einen der kühnsten Gebirgsübergänge aller Zeiten auszuführen, lag den Franzosen gegenüber nur General Graf Guttenstein mit kaum 3000 Mann und täuschte den Feind vollständig über die Plane seines Feldherrn.

Marschall von Catinat saß am 31. Mai vergnügt in Goito am Mincio. Der Zugang nach Italien war ja vorzüglich versperrt, aus Frankreich marschierten Verstärkungen heran, und seine Kräfte waren denen des Gegners an und für sich fast doppelt überlegen. Er freute sich ordentlich auf den bald erwarteten Angriff der Kaiserlichen auf die Stellung an der Etsch und am Monte Baldo. Dort wollte er dem verwegenen Feinde den ersten und zwar gleich einen tüchtigen Schlag versetzen.

„Mon maréchal, die Kaiserlichen stehen bei Breonio. Daselbst befindet sich auch der Prinz Eugen. Die Reiter des Grafen Palfy streifen bereits gegen Legnano!“

Das war ein Schlag. Er wollte es gar nicht glauben, der arme hintergangene Marschall. Kann ihm auch nicht verargt werden, denn die ganze Welt staunte ob des tollkühnen Zugs des Prinzen, und niemand hätte diesen vor der Ausführung für möglich gehalten.

„Mon maréchal, die Kaiserlichen haben unsere Vorposten am Monte Baldo überfallen und uns zahlreiche Gefangene abgenommen!“

Was sollte nun dies wieder heißen? War Prinz Eugen wirklich schon in Italien oder nicht? Was wollte denn jener Angriff im Etschthal? — Täuschen wollte er und er erreichte das auch. General von Guttenstein trat nämlich im Etschthal auf, als ob er nicht 3000, sondern zehnmal soviel Truppen zu seiner Verfügung hätte, und die Franzosen waren thöricht genug, ihm zu glauben.

Nun hatte Prinz Eugen erreicht, was er beabsichtigte. Er stand, ohne einen Mann verloren zu haben, in Italien, bedrohte direkt die im Mantua'schen verstreuten Franzosen und hatte vor allem seinen sonst so schlauen Gegner Catinat ganz aus der Fassung gebracht; denn der wußte jetzt nicht, wohin und gegen wen er sich eigentlich zu wenden habe.

Die Unsicherheit des französischen Oberbefehlshabers nützte der Prinz auf vorzüglichste Art aus. Mit überraschender Schnelligkeit überschritt er die Etsch und drang gegen den Canal bianco vor. Durch neue geschickte Manöver gelang es ihm, den Marschall von Catinat, der anscheinend aus dem geistigen Gleichgewicht gekommen war, zu verleiten, daß er seine Armee teilte. Nun fiel er über die eine vom General Graf Tessé befehligte Hälfte her und brachte ihr am 9. Juli 1701 bei Carpi südlich Legnano eine tüchtige Schlappe bei. Dies schüchterte Catinat so ein, daß er auf eine Verteidigung der Etschlinie überhaupt verzichtete und sich hinter den Mincio zurückzog. Prinz Eugen war bei Carpi leicht verwundet worden, kümmerte sich aber darum nicht, sondern führte seinen Oberbefehl weiter.

Im französischen Lager aber entstanden die gewohnten Schreieren über Verrat und Unfähigkeit des Oberbefehlshabers. Der größte Erfolg des schneidigen Vorgehens Prinz Eugens war, daß es solchen Zwischenträgereien gelang, Ludwig XIV. gegen den wenn auch jetzt unglücklichen, von Hause aus jedoch unstreitig eminent tüchtigen Marschall von Catinat zu erzürnen,

so daß er den Marschall von Villeroi, einen nicht sehr fähigen, mehr durch sein kriechendes Wesen bei der Madame de Maintenon als durch wirkliches Verdienst emporgekommenen General, zum Oberbefehlshaber der Armee in Italien ernannte und mit bedeutenden Verstärkungen auf den Kriegsschauplatz entsandte. Aber bald sollte es sich zeigen, daß ein Villeroi mit 80,000 Mann noch lange nicht dem Prinzen Eugen mit 30,000 gleichkam.

Letzterer war unterdessen hinter den Franzosen her bis an den Oglio gerückt. Als er erfuhr, daß Villeroi zahlreiche neue Kräfte herangeführt habe, bezog er bei der Stadt Chiari ein festes Lager und richtete dieses zu nachdrücklichster Verteidigung ein.

Bei den Franzosen waren nach und nach 32 neue Bataillone und verschiedene Generale eingetroffen. Von diesen wurde mit fieberhafter Thätigkeit die „Vernichtung" der kleinen kaiserlichen Armee vorbereitet. Selbst Catinat, der widerrechtlich tief gekränkte bisherige Oberfeldherr, war in edler Selbstverleugnung unermüdlich mit Rat und That zur Hand.

Ende August traf die nach Abzug der Garnisonen und Detachierungen noch 38,000 Mann starke französische Armee vor Chiari ein.

„Dort steht der Feind!"

„Ah, das ist vortrefflich. Prinz Eugen hat sich verlässigen Nachrichten zufolge mit seiner Hauptmacht nach Brescia zurückgezogen. Hier befindet sich nur ein Teil seiner Truppen, die greife ich an." So dachte Villeroi und schrieb am 31. August siegeszuversichtlich seinem König:

„Sire! Die Feinde fangen an, sich schwach zu fühlen. Sie brechen die Brücken vor sich ab und sammeln sich. Einige Leute versichern, daß sie sich in verschiedenen Stellungen verschanzen."

Catinat und der Herzog von Savoyen warnten Villeroi. Sie glaubten nicht an des Prinzen Abmarsch und trafen damit das Richtige.

Prinz Eugen hatte vielmehr alle zerstreuten Kräfte an

sich gezogen und lauerte in seinem Lager auf das Erscheinen des Gegners.

„Laßt euch nicht vorzeitig sehen! Feuert erst, wenn die Feinde nur wenige Schritte noch von euch entfernt sind! Einmal abgewiesen kommen die Franzosen sobald nicht wieder!" So sprach er zu seinen Leuten.

Nun griff Villeroi an. „Sehen Sie, meine Herrn, es können nur wenige Truppen in den Schanzen liegen. Wir bekommen kein Feuer. Vielleicht hat der Feind ganz das Feld geräumt."

In dichten Massen schoben sich die französischen Brigaden Chassaigne, Galmoy, Carcado und Saint Pater heran.

Einige kaiserliche Vortruppen wurden geworfen.

„Ah, ils se sauvent! Weiter, vorwärts in geschlossenen Bataillonen!"

Plötzlich wird es in den Schanzen lebendig.

Ein dumpfer Kanonenschlag gibt das Zeichen. Da, mit einem Male sprühen die langen verschanzten Linien Feuer; aus bisher kaum bemerkten Häusern heraus Feuer; durch nicht beachtete Hecken hindurch Feuer; von nahen Höhen herab Feuer; von vorwärts, von seitwärts Feuer; scheinbar von überall Feuer, und alles auf die armen, unglücklichen, vollständig überraschten französischen Brigaden. General Chassaigne fällt, Dutzende von Offizieren, Hunderte von Leute mit ihm; alles bleibt stehen; niemand weiß Rat; Villeroi verliert den Kopf und ordnet nichts an; der ganze Sturmangriff ist vollständig mißglückt.

Jetzt machen Graf Daun und Obristwachmeister de Wendt von Chiari aus mit kaiserlicher Infanterie und Grenadieren einen Gegenstoß. Das bringt Leben in die Franzosen. Sie erwachen aus ihrer Betäubung, erkennen: „Alles ist verloren" und fliehen. Eine kurze Strecke verfolgen die Österreicher, dann läßt sie Prinz Eugen zurückholen. Zu einer Verfolgung im Großen ist er zu schwach. Sie sollen ihn aber auch nicht aus seiner prächtigen Stellung locken!

Die Franzosen haben genug. 200 Offiziere, 2000 Mann

decken mit ihren blutigen Körpern das Schlachtfeld. 4 Fahnen blieben in den Händen der österreichischen Sieger. Mit nur 36 Toten und 81 Verwundeten hat Prinz Eugen diesen glänzenden Erfolg erkauft.

Die Siegeszuversicht der französischen Armee verwandelte sich nach dem Schlage von Chiari in Mutlosigkeit. Obschon Villeroi wußte, daß er selbst jetzt noch den Kaiserlichen an Zahl weit überlegen war, wollte er nun nichts mehr unternehmen, sondern nach seiner Ansicht sollten letztere nun das stark befestigte französische Lager angreifen und sich vor dessen Schanzen blutige Köpfe holen.

Zu einem solchen unüberlegten Streiche war aber Prinz Eugen viel zu schlau. Er blieb ruhig gegenüber dem feindlichen Lager in seiner festen Stellung liegen. Nur kleine Streifkommandos zogen überall umher und beschäftigten sich damit, französische Verpflegstransporte und Kuriere abzufangen, einzelne Fouragierabteilungen tüchtig auf die Köpfe zu klopfen, kurz dem Gegner möglichst Abbruch zu thun.

Dieser wartete unthätig darauf, was die Österreicher wohl unternehmen würden; dabei gingen aber den Franzosen schließlich die Lebensmittel aus. Die lombardischen Bewohner sahen nämlich in den Kaiserlichen ihre Befreier vom französisch-spanischen Joche, brachten daher den Truppen des Prinzen, was sie an Mehl, Brot, Heu und Haber nur hatten, und verbargen dagegen vor den Franzosen jedes Huhn und jedes Waizenkorn. Dazu kam, daß Prinz Eugen die eingelieferten Vorräte bar bezahlen ließ, während die Franzosen sie als Kriegsbeute betrachteten und einfach requirierten. Die österreichischen Reiter des Generals von Vaubonne und des Grafen Palffy waren freilich zu unliebenswürdig, wenn sie mit den französischen Requisitionskommandos zusammentrafen, so daß auf diesem Weg nicht eben allzuviel zu holen war.

Als die Franzosen endlich nichts mehr zum Beißen hatten, mußten sie in der Nacht vom 12. auf den 13. November 1701 ihr so stark befestigtes Lager räumen und über den Oglio zu-

rückweichen. Prinz Eugen ließ ihnen von seinen Geschützen das Geleite geben und fügte ihnen noch bedeutende Verluste zu. Entmutigt zogen die Franzosen ihren Winterquartieren zu.

Prinz Eugen nahm noch angesichts der feindlichen Armee Ustiano und die am Oglio gelegene Stadt Caneto. Hierauf wandte er sich in das Gebiet von Mantua und eroberte dort noch Marcaria, Torre d'Oglio, Borgoforte, Governolo, Ostiglia und Ponte Molino, so daß vom ganzen Herzogtum Mantua nur noch die Stadt Mantua selbst und Goito in französischen Händen blieben. Beide wurden von den Kaiserlichen eng eingeschlossen und dann erst bezogen letztere Winterquartiere, von denen aus ihnen noch mancher erfolgreiche Streifzug, so nach Guastalla, Mirandola, Brescello, gelang.

So hatte denn der Feldzug des Prinzen Eugen in Oberitalien den spanischen Erbfolgekrieg für die kaiserlichen Waffen auf das glücklichste eröffnet. Weit größer als die taktischen Erfolge waren aber die durch denselben erzielten politischen. Eine Anzahl kleinerer italienischer Fürsten, welche sich nur aus Furcht vor der französisch-spanischen Macht nicht für den Kaiser erklärt hatten, trat jetzt offen zur österreichischen Partei über, wie die Fürstin Brigida Pico von Mirandola und der Herzog Rinaldo Este von Modena.

Die Hauptsache aber war, daß verschiedene noch schwankende europäische Staaten nunmehr ebenfalls offen auf die Seite Kaiser Leopolds II. traten. Von größter Wichtigkeit zeigte sich der Beitritt des bisherigen Kurfürsten Friedrich III. von Brandenburg, nunmehrigen König Friedrichs I. von Preußen. Diesem nämlich war durch den schon am 16. November 1700 unterzeichneten Vertrag vom Kaiser die Königswürde verliehen worden, wogegen er sich verpflichtete, dem Kaiser 10,000 Hilfstruppen zu stellen, und freiwillig vermehrte derselbe dieses Hilfsheer bis auf 40,000 Mann, so daß brandenburgische Kerntruppen unter dem jungen Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau, dem nachmals so berühmt gewordenen „alten Dessauer", welche die gute Schule des alten Derfflinger und des Großen Kurfürsten nicht

verleugneten, bald wieder auf allen europäischen Schlachtfeldern an der Seite der kaiserlichen und englisch-holländischen kämpften. Noch bedeutsamer aber wurde der nunmehrige Eintritt der Seestaaten, England und Holland, in den Kampf. König Wilhelm III. bewirkte es, daß dieselben am 7. September 1701 ihr Bündniß mit dem Kaiser erneuten und versprachen, für die habsburgischen Ansprüche auf die spanische Krone einzutreten. Ludwig XIV. hatte nämlich in maßloser Verblendung im Widerspruch mit den Bestimmungen des Ryswycker Friedens nach dem im September 1701 erfolgten Tode des vertriebenen Königs Jakob II. dessen Sohn als Jakob III. König von England begrüßt, obschon soeben das englische Parlament die Erbfolge des ebenfalls von den Stuarts abstammenden hannöverischen Hauses beschlossen hatte. Das Parlament setzte nun einen Preis auf den Kopf des Thronprätendenten und bestimmte die Aushebung von 40,000 Matrosen und Anwerbung von 40,000 Landsoldaten zum Kriege gegen Frankreich. Der bereits im März 1702 erfolgende Tod König Wilhelms III. änderte hieran nichts, da das Parlament und die Königin Anna, die ihm folgte, vollkommen einig waren.

Die voraussichtlichen Verbündeten Ludwigs XIV. in Deutschland bekannten noch immer nicht offen Farbe. Zwar bemächtigte sich der Kurfürst Max Emanuel von Bayern der Reichsstädte Ulm und Memmingen unter dem Vorgeben, dazu gezwungen zu sein, um seine Neutralität aufrecht erhalten zu können. Sein Bruder, der Kurfürst von Köln, wollte ebenfalls seine Neutralität aufrecht erhalten. Allein die infolge der Erfolge des Prinzen Eugen anmaßender auftretenden kaiserlichen Räte in Wien verlangten klare Farbe von den beiden Kurfürsten und nötigten diese dadurch sich entschieden auf die Seite Ludwigs XIV. zu stellen. Durch ein klugeres und rücksichtsvolleres Vorgehen, wozu man österreichischerseits schon aus Dankbarkeit gegenüber dem Erstürmer von Belgrad, Max Emanuel, der noch dazu der Schwiegersohn Kaiser Leopolds war, hinreichend Veranlassung gehabt hätte, würde man den Kampf von Deutschen gegen Deutsche damals wohl vermieden haben. Jedoch, was lag am Ende daran,

— so wohl dachte man damals in Wien — wenn deutsche Fürsten sich bekriegten! Im Gegenteil! Man konnte ja hoffen, zu der spanischen Monarchie auch noch mit deren Gebiet die eigene Hausmacht zu vergrößern, und dies galt für weit wichtiger als durch eine Versöhnungspolitik die Einheit des Reiches zu erhalten!*) So begann denn aufs neue der Kampf von Deutschen gegen Deutsche!

Als im Jahre 1702 der Feldzug in den Niederlanden eröffnet wurde, waren die französischen Streitkräfte, welche zuerst der Herzog von Burgund und nach dessen Abberufung der Marschall von Boufflers befehligte, 90,000 Mann stark, und damit den Verbündeten trotz deren formidabler Koalition zunächst weit überlegen. Ihre Truppen waren zudem weit zerstreut. Ihr Oberbefehlshaber, Graf zu Athlone, war ein biederer aber ängstlicher Herr. In den Niederlanden selbst gährte es nach dem Tode Wilhelms III., durch welchen ja die Statthalterschaft in den Niederlanden erledigt war. In den Städten Gelderlands, Seelands, Utrechts und Ober-Yssels kam es zu Aufständen des Volkes gegen die Regierung. All dies machte den Grafen Athlone nur noch ängstlicher und vorsichtiger. Hätte jetzt Boufflers einen energischen Vorstoß gemacht — wehe Holland! Er that es aber nicht. Dieser ebenfalls durch die Gunst der Madame de Maintenon zu seiner hohen Stellung gelangte Marschall war ein zwar tapferer Unterführer, eignete sich jedoch nicht zu einem Oberfeldherrn. Dennoch hing es nur an einem Faden, daß die Franzosen den Verbündeten in den Niederlanden einen kaum wieder gut zu machenden Schlag zufügten. Schon drangen sie am Niederrhein vor, ver-

---

*) Möge die leider notwendige Erinnerung an eine nicht sehr erfreuliche Periode in den Beziehungen des stammverwandten Österreichs zu Bayern dem wahrheitsgetreuen Geschichtsschreiber zu gute gehalten werden: das deutsche Reich und das deutsche Volk sind ja erfreulicherweise heute mit der österreichisch-ungarischen Monarchie durch ein Bündnis der Interessen und der Freundschaft so eng verbunden, daß eine Wiederkehr von Ähnlichem als völlig ausgeschlossen gelten darf.

wüsteten wieder einmal so gründlich wie möglich die Cleve'schen Lande und marschierten gegen Nymwegen.

Verschiedene Umstände retteten aber die bisher vollständig planlos handelnden Verbündeten.

Erstens: Nymwegen hielt sich dank der tapferen Verteidigung durch Garnison und Bürger.

Zweitens: die Festung Kaiserswerth erlag den Verbündeten. Dies geschah nicht infolge der klugen Maßnahmen des die Belagerung leitenden Fürsten von Nassau-Saarbrück, sondern dank Leopold von Anhalt-Dessau, der mit seinen Preußen, von denen bei dem Unternehmen 3000 Mann fielen, die Kuhberg-Schanze, die Rheininsel und endlich die Festung selbst erstürmte.

Drittens und dies ist die Hauptsache, im Juni langte der englische General Herzog von Marlborough auf dem Festlande an, und der holländische Großpensionär Heinsius verschaffte ihm trotz alles Widerstandes der holländischen Generale und trotz aller hinterlistigen Anschläge und Gegenminen den Oberbefehl.

Johann Churchill, Graf und später Herzog von Marlborough, der unter Turenne und Condé seine militärische Schule gemacht hatte, hatte früher noch keine Gelegenheit gehabt, eine Armee selbständig zu führen. Aber bald zeigte es sich, daß er der rechte Mann für die rechte Aufgabe war. Er wußte alle widerstrebenden Elemente zum Gehorsam zu bringen und machte schnell dem planlosen Handeln der Verbündeten ein Ende. Zuerst sammelte er die zerstreuten Truppen. Dann drang er ungeachtet des Schreiens der um ihre Grenzen fürchtenden Holländer in den Rücken Boufflers gegen Brabant vor. Dieser wich der angebotenen Schlacht aus, zog sich aber eiligst zurück. Nun machte sich Marlborough an die Eroberung der von den Franzosen besetzten Festungen, nnd zu Ende des Jahres war ganz Geldern und Lüttich wieder in den Händen der Verbündeten.

In Deutschland hatte man endlich eine Armee von 48,000 Mann unter dem Markgrafen Ludwig von Baden zusammen gebracht, der, wenn er auch mit den Jahren fast zu vorsichtig geworden sein mochte, doch den Ruf seiner Feldherrngabe stets

zu bewahren wußte. Es gelang ihm denn auch, den Rhein zu überschreiten, rasch nacheinander die Städte Weißenburg und Lauterburg einzunehmen und die wichtige Festung Landau zu belagern. Vergebens bemühte sich der nunmehr im Elsaß befehligende Marschall Catinat, dieselbe zu entsetzen. Am 10. September 1702 ergab sie sich.

Unterdessen war der Marschall von Villars bei den Franzosen mit Verstärkungen eingetroffen, übernahm nun den Oberbefehl und rückte bei Hüningen über den Rhein, um durch den Schwarzwald vorzudringen. Sofort marschierte auch Ludwig von Baden auf das rechte Rheinufer zurück und legte sich bei Friedlingen, zwischen Hüningen und Basel den Franzosen vor.

Mit 23,000 Mann griff Villars die nur halb so starken kaiserlichen Truppen an. Siegreich drangen anfangs die Franzosen vor. Ein vom Prinzen von Baden eingeleiteter Gegenstoß entriß ihnen aber alle erlangten Vorteile wieder. Sie büßten sogar einige Geschütze ein.

Dies unentschieden ausgegangene Treffen veranlaßte Villars, auf den Marsch durch den Schwarzwald zu verzichten. Aber auch Ludwig von Baden mußte sich durch Detachierungen so schwächen, daß er die Franzosen nicht weiter angreifen konnte. Nun blieben sich Villars im Elsaß und der Markgraf in Baden unthätig gegenüberstehen, bis man beiderseits sich entschloß, Winterquartiere zu beziehen.

In Italien brachte das Feldherrntalent des Prinzen Eugen auch im Jahre 1702 den kaiserlichen Waffen neue Erfolge. Trotz großen Geldmangels stand doch schon im Februar die tapfere Schar des Prinzen zu neuen Unternehmungen bereit. Franzosen greifen kühn, ja stürmisch einen Feind an. Sorgsame Sicherungsmaßregeln treffen, und sich gegen kühne Überfälle decken, verstanden sie aber 1702 ebensowenig wie 1870. Dies war die Ursache, daß es in der von ihnen besetzten Stadt Cremona am 1. Februar plötzlich hieß: „Die Deutschen sind in der Stadt". Die Wachen waren schnell überwältigt, die Musketiere strekten vor den österreichischen Reitern die Waffen, der Ober-

befehlshaber Marschall de Villeroi selbst wurde vom Pferde gerissen und nebst 90 Offizieren, 400 Soldaten, 7 Standarten und 500 Pferden als Beute davongeführt, als sich die Kaiserlichen vor der nachdrängenden französischen Übermacht nach zehnstündigem Aufenthalt in der Stadt wieder zurückziehen mußten.

Prinz Eugen verfehlte nicht, mit der ihm eigenen Höflichkeit den Marschall über sein Mißgeschick nach Kräften zu trösten, aber große Verwirrung im französischen Heere war doch die unausbleibliche Folge des Überfalls. Da Prinz Eugen den Franzosen noch verschiedene Orte am Oglio abnahm, wichen sie trotz ihrer Übermacht bis hinter die Adda zurück. An Villerois Stelle war freilich nun der geniale Marschall Vendôme berufen, der bei den Soldaten ebenso beliebt war, wie jener verhaßt. Es schien, als ob der französische Glückstern wieder aufgehe. Neue Zuzüge verstärkten die Armee, welche Vendôme bald wieder geordnet und mit neuem Vertrauen zu sich selbst erfüllt hatte. Dagegen ließ man österreichischerseits den Prinzen Eugen ganz hängen. All seine Bitten um Unterstützung, um Geld, halfen nichts. Leider mußte daher der Prinz verschiedene Orte wie Ustiano und Caneto vor der feindlichen Übermacht räumen und die Blokade von Mantua aufgeben. Noch andere kleine Unglücksfälle trafen infolge der energischen Unternehmungen Vendômes die Kaiserlichen, und Prinz Eugen sah sich nun gegenüber einem weit überlegenen, thatkräftigen Feind und in Anbetracht des eigenen immer stärker auftretenden Mangels an Geld und allem Nötigen in äußerst schwieriger Lage.

Aber Prinz Eugen ließ sich nicht entmutigen. König Philipp von Spanien war bei Vendôme eingetroffen, um sich von den Truppen huldigen zu lassen. Ihm zu Ehren sollte die kleine Feste Luzzara erstürmt werden.

Die Gelegenheit, hierbei seinerseits die Franzosen zu überfallen, ließ nun Prinz Eugen nicht vorbeigehen.

Um ein Drittel war ihm die feindliche Armee überlegen: 19,000 gegen 30,000. „Thut nichts, wir siegen!“

Kühn warf sich der rechte kaiserliche Flügel auf den Feind. Allen voraus der Prinz von Commercey. Ein vernichtendes Feuer empfängt die Tapfern. Der Prinz fällt. Die Sturmkolonnen wanken. Das sieht Prinz Eugen.

„Die Regimenter Bagni und Herberstein vorwärts!"

Dreimal greifen diese an, dreimal werden sie geworfen. Noch ein solcher Rückschlag und die Schlacht ist verloren. Der Prinz erkennt es deutlich. Da gibt er die Sporen, da sprengt er selbst vor. Hoch hebt er sich im Sattel, alle erkennen den geliebten Führer, neue Begeisterung erfaßt die Ermatteten, wieder dringen sie vor, drauf auf die Dämme, drauf auf den Feind, vorwärts, vorwärts, seht dort den Prinzen, ihm nach, hurra, hurra und — der Damm ist erobert, die Franzosen fliehen.

Das sah der linke österreichische Flügel. Jetzt mußte er auch drauf. Unaufhaltsam, unwiderstehlich stürmt Graf Starhemberg mit seinen Regimentern vor. Vendôme jagt ihm gewaltige Reitermassen entgegen. Umsonst! Starhemberg weist sie zurück und nimmt ihnen mehrere Feldzeichen ab. Von neuem stürmt Vendôme vor. Wieder vergebens! Die österreichische Artillerie wetteifert an Tapferkeit mit der Infanterie. Schließlich weichen alle Franzosen in ihr befestigtes Lager zurück. Auch dieses wollen die begeisterten Kaiserlichen stürmen. Aber es ist zu spät. Der Prinz untersagte den Versuch. Er war nicht nur ein tapferer, sondern vor allem ein kluger Feldherr, der sich vor jedem Rückschlag hütete.

Der Sieg bei Luzzara hatte für Prinz Eugen die angenehme Folge, daß er die Thätigkeit Vendômes gänzlich lähmte. Auch der König Philipp bekam die nun folgende ereignislose Zeit bald satt und kehrte nach Spanien zurück. Prinz Eugen konnte aber wegen seiner geringen Zahl an Truppen ebenfalls nichts Besonderes mehr unternehmen und mußte sogar den Verlust von Guastalla geschehen lassen.

So waren denn beide Armeen auf Unthätigkeit verwiesen, bis die Franzosen anfangs November sich in ihre Winterquartiere zurückzogen. Prinz Eugen hatte den Feind also

„ausgedauert“. Er hätte ihn vollständig vertrieben, vielleicht vernichtet, wäre er nur nicht von Wien aus so gänzlich im Stiche gelassen worden.

Trotz der französischen Überlegenheit an Streitmitteln waren also die Feldzüge in den Niederlanden und in Italien zum Vorteile der Verbündeten ausgegangen und auch in Deutschland war es den Franzosen nicht gelungen, ihre Absichten zu verwirklichen. An diesem Erfolge hatte freilich nicht sowohl der Wiener Hofkriegsrat als das Feldherrngenie des Prinzen Eugen das Verdienst.

II.

Franzosen und Bayern an der oberen Donau 1703 und die Schlacht von Höchstädt (13. August 1704).

Das Jahr 1703 war für den Kaiser und seine Verbündeten kein glückliches. Statt vor allem die durch den Prinzen Eugen in Italien erlangten Vorteile auszunützen, das dortige kaiserliche Heer durch Verstärkungen in den Stand zu setzen, die Franzosen ganz aus Oberitalien zu vertreiben, und durch die Eroberung der dortigen spanischen Besitzungen ein Faustpfand für die Ansprüche des Erzherzogs Karl zu gewinnen, rief man den siegreichen Oberfeldherrn nach Wien zurück und machte ihn zum Präsidenten des Hofkriegsrates. Graf Guido Starhemberg, welcher an seiner Stelle den Oberbefehl über die italienische Armee übernahm, hielt sich in jeder Art gut. Er leistete dem weit überlegenen Vendôme bei Ostiglia und Mirandola erfolgreichen Widerstand, schlug eine französische Armeeabteilung am Bormio, verhinderte durch seine geschickten Märsche die Franzosen, sich mit dem unterdessen nach Tyrol vorgedrungenen Kurfürsten von Bayern zu vereinigen, und führte schließlich seine Armee mitten durch den

Feind nach Piemont, um hier dem Herzog von Savoyen gegen Vendôme Hilfe zu bringen. Der Herzog Viktor Amadeus hatte sich nämlich, aufs tiefste gekränkt durch seinen Schwiegervater Ludwig XIV., der von ihm die Reduktion seines Heeres auf 6000 Mann und Überlieferung zweier Hauptfesten gefordert hatte, ebenfalls der Sache des Kaisers angeschlossen und am 8. November 1703 einen Vertrag unterzeichnet, der ihm auf Kosten Mailands eine Gebietsausdehnung bis an den Tessin zusicherte.

Das alles waren aber nur defensive Maßregeln, welche keinen entscheidenden Erfolg über den Feind erzielen, sondern nur gegnerische Erfolge verhindern konnten. Man huldigte eben damals in Wien dem Grundsatze, alles zugleich zu decken, nichts vorübergehend preiszugeben und deshalb seine Streitkräfte überall zu verzetteln. Statt dessen: eine starke Armee von vielleicht 60—70,000 Mann in Italien oder in Deutschland unter dem Prinzen Eugen vereinen, ebenso alle englisch-holländischen Kräfte unter Malborough zusammenziehen, einstweilen ruhig einen großen Teil der doch nicht zu verteidigenden Lande den Franzosen überlassen, und nun entschieden drauf auf den Feind, bis seine Hauptarmee geschlagen und vernichtet wäre, — das habsburgische Haus hätte sich gewiß den spanischen Thron erobert!

Zu solchem Handeln gehörte aber ein weiter Blick, Opfermut und kühne entschlossene Thatkraft. Dies alles besaß man jedoch in Wien nicht, und selbst Prinz Eugen konnte sich im Banne des Hofes und der unzähligen Einflüsterungen und Rücksichten, die er in der Kaiserstadt nehmen mußte, nicht zu einem solchen den damaligen Ansichten freilich widerstrebenden Vorschlage aufraffen. Es hätte ihm ja auch nichts geholfen, denn noch war der Hofkriegsrat nicht einmal darüber vollständig beruhigt, daß der Prinz 1697 den herrlichen Sieg bei Zenta über die Türken ohne vorherige Bevollmächtigung zur Schlacht erfochten, daß er im vergangenen Jahre einen von den weisen Räten für undurchführbar gehaltenen Zug über die tridentinischen Alpen doch so glänzend zu stande gebracht hatte. So

dachte man im Hofkriegsrat! Daß mit diesem selbst ein Prinz Eugen nicht viel ausrichten konnte, ist nur zu begreiflich. Er bemühte sich nun mit größtem Eifer für die Betreibung einer möglichst thatkräftigen Kriegführung im allgemeinen.

In den Niederlanden verlegten sich in diesem Jahre die Franzosen unter Boufflers kluger Führung auf die Verteidigung. Marlborough dagegen machte sich zunächst an die Eroberung der kurkölnischen Orte Bonn und Huy. Die armen, von Franzosen verwüsteten, von Reichstruppen ausgesogenen, und vom eigenen Fürsten zu fortwährenden Kriegsleistungen herangezogenen Lande mußten jetzt auch die strengen englischen Kriegskontributionen aufbringen. Nach der Einnahme der erwähnten Festungen beabsichtigte der englische Oberfeldherr, auf jede Gefahr hin eine Durchbrechung der französischen Verteidigungslinie zu versuchen, dadurch die feindliche Stellung zu sprengen und dann die einzelnen Teile der Gegner zu schlagen. Mit Recht behauptete er, daß gerade jetzt, wo das Kriegsglück in Deutschland und Italien den Verbündeten nicht besonders günstig sei, man wenigstens da einen entscheidenden Erfolg erstreben müsse, wo man überhaupt Aussicht für einen solchen habe. Zu einem derartigen kühnen Entschluß konnte sich aber die holländische Regierung trotz der Bemühungen des Großpensionärs Heinsius nicht aufraffen. Sicherung ihrer eigenen Grenze war alles, was die Holländer verlangten. Darum widersetzten sie sich einer Entfernung der englisch-holländischen Armee aus den Niederlanden und deren nächsten Nachbarschaft. Marlborough konnte also nichts mehr unternehmen, als die Eroberung der kölnischen Festung Limburg. So verlief denn 1703 auch der Feldzug in den Niederlanden ohne Ergebnisse.

Leider verhielt sich der Kaiser gegenüber dem Kurfürsten Max Emanuel von Bayern fortwährend gleich rücksichtslos, und das hatte nun den entschlossenen Übertritt desselben auf Frankreichs Seite zur Folge. Im Winter 1702 auf 1703 knüpfte letzterer noch ein letztes Mal Verhandlungen mit dem Wiener Hofe an. „Ich will nur Friede und Neutralität. Als Freund und

Verbündeter des schwäbischen Kreises habe ich Ulm und Memmingen besetzt. Alles werde ich sofort wieder räumen, wenn der Kaiser und seine Verbündeten die Neutralität des bayerischen, fränkischen und schwäbischen Kreises anerkennen. Da die spanische Erbfolge nur Österreich, nicht aber das Deutsche Reich angeht, so will ich nichts, als daß man mich und meine Verbündeten in Ruhe läßt. Dagegen verlange ich die Auslieferung des Brautschatzes und des mütterlichen Vermögens meiner verstorbenen Gemahlin Antonia und die Bezahlung der im Türkenkriege für Österreich aufgeopferten 32 Millionen Gulden. Weiter, wenn ich durch meine Lossagung von Frankreich-Spanien die Statthalterschaft in den spanischen Niederlanden verliere, jährlich 300,000 Gulden Schadenersatz."

Dies waren die nicht unbescheidenen Forderungen Max Emanuels. Deren Erfüllung hätte noch jetzt in der letzten Stunde den Kampf von Deutschen gegen Deutsche vermieden.

Der Kaiser aber ließ sich schlechterdings auf keine dieser Bedingungen ein; in einem aufgefangenen Briefe des Kaisers las Max Emanuel wörtlich: „Der Kurfürst von Bayern wird am Ende noch dahin kommen, des Kaisers Pferde striegeln zu müssen!" Als er das gelesen, hatte er bald seinen Entschluß gefaßt. Er wandte sich offen auf die französisch-spanische Seite und rüstete mit aller Macht zum Kriege.

Dank den unausgesetzten Bemühungen des Prinzen Eugen gelang es den Österreichern, zwei neue Armeen aufzustellen. Diese sollten unter den Generalen Graf Styrum und Schlick in Bayern einfallen und die Truppen des Kurfürsten niederwerfen, ehe letzterer von Frankreich Hilfe erhalten könne. Man hatte sich aber in Wien gründlich verrechnet. Mit 20,000 Mann rückte General Schlick gegen die bayerischen Städte Braunau und Schärding vor. Sofort brach Kurfürst Max Emanuel von München auf und zog gegen Passau an der Donau, Schlick mit der Hälfte seiner Armee ihm entgegen.

Kaum vernahm der bayerische Feldherr von der Teilung der feindlichen Streitkräfte, als er schleunigst umkehrte, sich am

13. März 1703 auf die unter General Pleß bei Schertenburg stehen gebliebene Hälfte der Kaiserlichen (meistens Sachsen) warf und sie so gründlich schlug, daß sie ihre ganze Artillerie und viele Gefangene, darunter General Pleß selbst, verloren. General Schlick wich nun eiligst in das Österreichische zurück.

Jetzt aber beschloß Max Emanuel auch dem Grafen Styrum eine Lektion zu erteilen, indem er ihn bei Schmidtmühlen überfiel und so gründlich schlug, daß sein Heer in der Richtung gegen Neumarkt zurückstob. Da aber inzwischen General Schlick neue Verstärkungen erhalten hatte und wieder vorzudringen drohte, mußte Max Emanuel von Styrum ablassen und über die Donau zurückkehren, um Schlick in Schach zu halten.

Nun standen sich hier die feindlichen Armeen beobachtend solange gegenüber, bis das Eintreffen einerseits der Franzosen unter Marschall Villars, anderseits des Reichsheeres unter Markgraf Ludwig von Baden andere Maßnahmen bedingte.

Letztere beiden hatten nämlich schon seit Beginn des Jahres 1703 am Oberrhein einen für jene Zeit so charakteristischen, in Wirklichkeit aber ziemlich ereignislosen Krieg geführt, der in erster Linie aus verschiedenen Hin- und Hermärschen bestand.

Villars hatte im Februar 1703 bei Neuenburg und Hüningen den Rhein überschritten, Kehl genommen und Miene gemacht, durch den Schwarzwald nach Bayern zu rücken, um sich mit Max Emanuel zu vereinen. Um dies zu verhindern, besetzte der Markgraf von Baden mit den an Zahl und Ausrüstung gleich mangelhaften Reichstruppen die sogenannten Stollhofener Linien, welche aus einer Reihe von Befestigungen bestanden und das Rheinthal von Kehl bis zum Schwarzwald gegen Süden absperrten. Villars ließ sich auch verleiten, diese ihm gefährlich erscheinende Flankenstellung der etwa 24,000 Mann starken Kaiserlichen mit seinen 35,000 Franzosen vom 19. bis 25. April 1703 anzugreifen. Dank der klugen Verteidigungsmaßnahmen des Markgrafen von Baden wurde er aber trotz seiner Übermacht abgewiesen. Der französische Marschall war indes ein zu guter Feldherr, um sich durch diesen kleinen Mißerfolg zum Verzicht

auf seine Hauptaufgabe bestimmen zu lassen. Er zog noch das im Elsaß stehende französische Korps des Marschalls Tallard an sich, verstärkte es auf 14,000 Mann und ließ es zur Beobachtung gegenüber dem Markgrafen Ludwig stehen. Er selbst aber marschierte mit 28,000 Mann durch den von den Deutschen nicht verteidigten Schwarzwald, warf einige jenseits desselben stehende kaiserliche Detachements zurück und vereinigte sich am 10. Mai mit dem Kurfürsten von Bayern, der ihm vom Inn her mit 40,000 Mann die Hand reichte. Der unfähige Tallard konnte es aber mit seinen 14,000 Mann nicht verhindern, daß Ludwig von Baden aus den Bühl- und Stollhofener Linien aufbrach und dem Marschall Villars nachfolgte, um sich seinerseits mit dem kaiserlichen Feldmarschall Graf Styrum zu vereinigen, und so lagerten nun die beiden feindlichen Armeen bei Dillingen und Lauingen einander gegenüber.

Noch ehe der Markgraf aber hier eingetroffen war, hatte Max Emanuel sich mit dem tüchtigen, aber herrschsüchtigen Villars schon gründlich überworfen und unter Zustimmung Ludwigs XIV. sich von jenem getrennt, um mit 12,000 Mann dem in Italien befehligenden Marschall von Vendôme über Tirol die Hand zu reichen. Diese Unternehmung bewahrte Österreich vor einer schweren Gefahr, — denn was hätte es einem Vormarsch der vereinigten Armeen Villars' und Max Emanuels gegen Wien entgegenzusetzen gehabt? Max Emanuel rückte indessen in die Hochalpenthäler ein. Mit ausgezeichneter Tapferkeit erstürmten seine Bayern die Feste Kufstein und hielten ihren Einmarsch in Innsbruck. Noch bis Matrey und auf die Höhen des Brennerpasses rückten die Bayern vor — dann begann die Rache der Tyroler. Es herrschten schon an und für sich langjährige Mißhelligkeiten zwischen den bayerischen und tyrolischen Nachbarn. Dazu gesellte sich nun der Haß wegen des Bündnisses der Bayern mit den Franzosen und die Erbitterung über die Kriegskontributionen, die der Sieger eintrieb, die Aufstachelung der kaiserlichen Behörden. Kurz, das Landvolk von ganz Tyrol erhob sich, ihre Berge unterstützten die Aufständischen, und die kleine siegreiche

bayerische Armee, welche die kaiserlichen Truppen im ersten Anlauf geworfen hatte, mußte vor den sich erhebenden Bauern und Hirten zurückweichen. Es war ein fürchterlicher Kampf, den die Bayern bei ihrem Rückzug auszufechten hatten. Felsentrümmer und Baumstämme rollten und stürzten zerschellend von den Höhen herab und verrammelten die Wege, aus Büschen und Klüften fiel Schuß auf Schuß, und jeder traf. Der Kurfürst selbst entrann nur durch einen Zufall am Wege längs der Martinswand dem Tode. Von der sogenannten reißenden Wand herab fiel der Schuß, der Max Emanuel galt und den treuen Kammerherrn Graf Arco, der zu seiner Rechten ritt, ins Herz traf. Nach Verlust der Hälfte seiner Truppen langte der Kurfürst Ende August wieder bei der Hauptarmee in Dillingen an, die Vereinigung mit dem überdies durch Starhemberg in Italien festgehaltenen Vendôme war gescheitert.

Unterdessen hatte Villars an der Donau einen schweren Stand gehabt gegenüber dem Markgrafen von Baden, dessen Armee durch 6000 Preußen neue Verstärkungen erhalten hatte. Doch vermochte letzterer nicht, die Wiedervereinigung des Kurfürsten mit Villars zu hindern, und nahm mit 17,000 Mann in Augsburg eine verschanzte Stellung ein, während er den Grafen Styrum zur Beobachtung der Gegner mit 20,000 Mann an der Donau stehen ließ. Von Augsburg aus lagen dem Markgrafen die bayerischen Erblande des Kurfürsten wehrlos offen. Max Emanuel und Villars beschlossen daher, indem sie ihrerseits 12,000 Mann unter dem Marquis d'Usson gegen Styrum zurückließen, dem Markgrafen mit überlegener Macht zu folgen und ihn anzugreifen. Aber der erfahrene Führer ließ sich aus seinen guten Verschanzungen bei Augsburg nicht herauslocken. Nach 10tägigem Scharmützeln ließen nun die beiden Verbündeten plötzlich vom Markgrafen ab und kehrten in Gewaltmärschen an die Donau zurück, wo Graf Styrum dem Marquis d'Usson noch ruhig gegenüberlag. Nordöstlich von Dillingen bei Höchstädt kam es am 20. September 1703 zum Angriff gegen diesen. Infolge eines Mißverständnisses waren die Franzosen

unter d'Usson zu früh vorgegangen und wurden von den Preußen und Österreichern wieder in die Verschanzungen zwischen Dillingen und Lauingen zurückgeworfen. Nun erschienen aber plötzlich von links her die Truppen des Kurfürsten und Villars und warfen sich trotz des zurückgelegten 7stündigen Marsches mit wildem Kampfesmute auf den Feind. Es gelang dennoch anfänglich den Kaiserlichen, alle Angriffe des bayerisch-französischen Fußvolkes abzuwehren. Als aber zuletzt die bayerische Reiterei anstürmte, der Feldmarschall Graf Arco mit seinen Chevaulegers die Kaiserlichen umflügelte und durchbrach, da gab es kein Halten mehr, alles wich und floh in entsetzlicher Überstürzung in der Richtung gegen Nördlingen zurück. Nur dem tapferen Leopold von Anhalt-Dessau war es gelungen, seine Preußen geordnet beisammen zu halten und ohne besondere Verluste durch das Kesselthal nach Nördlingen zu retten. Dadurch bewahrte er die Kaiserlichen vor weiterer Verfolgung und vor wahrscheinlicher Vernichtung. Der Sieg war immerhin von großer Bedeutung. Die Kaiserlichen hatten alles Geschütz und Gepäck, sowie 4000 Mann verloren und nur mit Mühe konnte Styrum allmählich die Trümmer seiner Armee wieder sammeln.

Max Emanuel und Villars kehrten nun sofort um und wandten sich zum zweitenmal gegen den Markgrafen von Baden. Dieser vorsichtige Feldherr ließ es aber, als er das Unglück Styrums erfahren, erst recht nicht auf eine Schlacht ankommen, sondern zog sich, unter Zurücklassung einer Garnison von 7000 Mann in Augsburg, mit dem Reste seiner Armee über Memmingen und Buchau nach Riedlingen an der Donau zurück, um sich dort mit den unter General von Schulenburg zur Reichsarmee abgeschickten Sachsen zu vereinen. Vergebens hatte sich der ihm folgende Kurfürst von Bayern bemüht, ihn zur Schlacht zu zwingen. Markgraf Ludwig wußte stets auszuweichen und erreichte, als ihm die Bayern unaufhörlich folgten, noch vor Wintersanbruch ungeschädigt die Pässe des Schwarzwaldes. Dort war er sicher. Dagegen kehrte Max Emanuel wieder um und beschloß, Augsburg zu nehmen.

Zwischen ihm und Marschall von Villars waren aufs neue Rangstreitigkeiten und Eifersüchteleien ausgebrochen, so daß Ludwig XIV., um den bayerischen Kurfürsten bei guter Laune zu halten, den fähigeren Villars abberief und den gefügigeren Marschall Grafen Marsin an seine Stelle setzte. In Verbindung mit diesem belagerte nun Kurfürst Max Emanuel die Stadt Augsburg und nahm sie trotz der energischen Verteidigung des kaiserlichen Kommandanten Freiherrn von Bibra schon nach 8 Tagen. Dann wurden durch den bayerischen Feldmarschall Graf Arco die Österreicher aus Passau verdrängt, während der Kurfürst selbst noch das von dem österreichischen Feldmarschall von Heister belagerte Kufstein entsetzte. Am Oberrhein hatte noch Marschall Tallard Altbreisach erobert, die Belagerung von Landau begonnen, den zum Entsatz herbeieilenden Prinzen von Nassau-Weilburg am 15. November 1703 am Speierbache zurückgeworfen und auch diese Festung genommen.

Damit endeten für dieses Jahr die kriegerischen Unternehmungen in Deutschland.

Das Ergebnis des Jahres 1703 war also im allgemeinen ein dem Kaiser und seinen Verbündeten sehr ungünstiges. Ihre Armeen im Innern von Deutschland waren geschlagen und aus Bayern verjagt worden, am Rhein hatten sie eine Reihe von festen Plätzen verloren, ebenso in Italien und nur in den Niederlanden konnte man von einigen wenn auch nicht großen Erfolgen sprechen. Dazu kam noch, daß es notwendig geworden war, den Prinzen Eugen nach Ungarn zu entsenden. Dort war nämlich ein großer Aufstand der Magyaren ausgebrochen, welche unter ihrem erwählten Herzog Rákóczy siegreich bis gegen Wien streiften. Mit der Entfernung Eugens aus Wien fehlte aber dort der einzige Mann, welcher mit Genie und Thatkraft die Verhältnisse beherrschte und die hochmütigen, beschränkten, in kleinlichen Formeln versumpften Wiener Hofkreise zu einiger Leistungsfähigkeit anzuspornen vermochte. Dies erkannte Kaiser Leopold I. wohl. Allein es war eben mehreres im Staate Österreich faul. Deshalb mußte er den einzigen Mann, von dessen

Begabung, Treue und Energie noch Rettung zu erhoffen war, dorthin senden, wo die nächste und größte Gefahr ausbrach. Dies war Ungarn. Was Prinz Eugen dort leistete, ist großartig. Es fehlte an Truppen, an Vorräten, an gutem Willen, an Geld, kurz es fehlte an allem. Dennoch brachte er es soweit, daß die unmittelbarste Gefahr vorläufig abgewendet wurde und man hoffen konnte, die Aufrührerischen so lange fern zu halten, bis man im stande war, mehr für Ungarn zu thun. Unterdessen war Höchstädt geschlagen worden, und sofort eilte Prinz Eugen nach Wien zurück, denn dort war seine Gegenwart jetzt am allernötigsten. Von Ungarn her drohten ja nur regellose Rebellenhorden. Von Bayern aber wohlgeübte Kriegerscharen, die ein tapferer, kriegsgewandter Feldherr führte, welchen man aus einem ehemaligen Verbündeten durch eigene Schuld zu einem erbitterten Feinde gemacht.

Die Not schien, als der Prinz in Wien eintraf, den höchsten Grad erreicht zu haben. Nun aber erfuhr die Welt, welche Thatkraft, welche Leistungsfähigkeit in diesem seinerzeit von Ludwig XIV. für ungeeignet zum Kriegs- und Staatsdienst erklärten Prinzen Eugen steckte. Mit seiner Energie belebte dieser sogar die stumpfen und faulen Wiener Hofkreise, man rüstete auf eine bis dahin in Österreich nicht geahnte Art, man setzte alles daran zur Rettung des Herrscherhauses und des Staates aus der mit dem Untergang drohenden Gefahr.

Eugen erkannte mit voller Klarheit, daß der wichtigste Feind der Kurfürst von Bayern sei, der mit seiner linken Flanke von Passau aus, mit seiner rechten von Kufstein aus Österreich direkt bedrohe, und daß es daher vor allem gelte, diesen unschädlich zu machen. Daß diese Aufgabe kein anderer als Prinz Eugen selbst übernehmen könne, das war auch dem Kaiser und dem Hofkriegsrat bald klar. Die Feldmarschälle Graf Starhemberg in Italien und Graf Heister in Ungarn wurden lediglich in den Stand gesetzt, sich in diesen Ländern vorerst zu halten, während man den Hauptnachdruck der Rüstungen auf die Verstärkung der zum Kriege in Deutschland bestimmten Armeen legte.

Aber Prinz Eugen dachte noch weiter. Er setzte sich während des Winters auf 1704 mit dem über die geringen Erfolge der Kriegführung in den Niederlanden ohnehin längst unzufriedenen Herzog von Marlborough in Verbindung und trug diesem den Plan der Vereinigung seines ganzen Heeres mit der kaiserlichen Armee an der Donau vor. Marlborough, der ein Freund von großen Entwürfen war, erklärte sich sofort bereit. Überdies hatte die gefahrvolle Lage des Kaisers bei allen Einsichtigen im Haag bereits ernste Besorgnisse erregt. Insbesondere der Großpensionär Heinsius dachte weiter als an den Schutz der holländischen Grenzen; bei ihm setzte es Marlborough durch, daß man dem Wiener Verlangen, eine englisch-niederländische Armee zur Verstärkung der Kaiserlichen nach Deutschland zu senden, Gehör schenkte und den Herzog von Marlborough mit Lösung dieser selbständigen Aufgabe betraute. Zur Verteidigung der niederländischen Grenze wurde eine zweite Armee und zwar 40,000 Mann stark unter General Overkirk aufgestellt. Dieselbe hatte gegen die Franzosen unter Villeroi kein schweres Spiel. Es kam während des ganzen Jahres 1704 auf diesem Teile des Kriegsschauplatzes nichts von Bedeutung vor.

Zur selben Zeit, als man sich in Wien in der gedachten Weise zu neuer Thatkraft aufraffte, beabsichtigte aber auch Ludwig XIV. den Krieg durch eine energische Kraftentfaltung zum Abschluß zu bringen. In den letzten beiden Jahren hatten ihn innere Schwierigkeiten, insbesondere die Bekämpfung des Hugenottenaufstandes in den Sevennen gehindert, dem äußeren Feinde die volle Aufmerksamkeit zu schenken. Er erkannte jetzt aber, daß dadurch die spanische Frage nicht gefördert worden sei. Er beschloß nun, was im vorigen Jahr durch den unglücklichen Feldzug Max Emanuels nach Tirol vereitelt worden war, im Jahre 1704 mit aller Energie durchzuführen, und anstatt seine Kräfte auf den Grenzen des Kriegsschauplatzes d. h. in Italien und in den Niederlanden zu verzetteln, vielmehr mit überlegener Heeresmacht unter Marschall Tallard, der sich an der Donau mit dem Kurfürsten von Bayern und Marsin vereinigen sollte, von

Bayern aus einen Vorstoß gegen die österreichischen Stammlande selbst, wenn möglich sogar auf Wien auszuführen.

Im Sommer 1704 strebten also beide Gegner einen Hauptschlag und zwar vom Innern Deutschlands, von Bayern aus, zu führen. Das Ziel der Kaiserlichen und ihrer Verbündeten war: „Vernichtung der bayerisch-französischen Armee Max Emanuels, ehe derselben Hilfe aus Frankreich gesendet werden könnte, und dann Vordringen über den Rhein.“

Ludwig XIV. und seine Bundesgenossen dagegen beabsichtigten: „Eindringen in Österreich selbst und Beendigung des spanischen Erbfolgestreites durch die vollständige Niederwerfung des Kaisers. Dann Abrechnung mit den Niederlanden, England und den deutschen Reichsfürsten.“

Beide Gegner gingen also im Großen angriffsweise vor. Der Erfolg des einen oder des anderen mußte dem ganzen Kriege eine entscheidende Wendung geben.

Die Truppenzahl war in beiden Lagern in diesem Jahre so ziemlich dieselbe. Aber der Kaiser und seine Partei hatten einen anderen großen Vorzug. Ihre Armeen führten Prinz Eugen, Marlborough und Ludwig von Baden. Unter diesen diente noch Leopold von Anhalt-Dessau. Solchen Feldherrn konnten die Franzosen jetzt keinen nur annähernd ihnen gewachsenen Führer entgegenstellen, und Max Emanuel von Bayern erlangte bei den ihm unterstellten französischen Generalen nie genug Gehorsam und Eingehen auf seine Absichten, um seine Feldherrntalente in vollem Maße zur Geltung bringen zu können. Ein weiterer den Franzosen sehr schädlicher Umstand war der, daß sie über die Absichten Marlboroughs, die derselbe sogar vor den Holländern geheim zu halten wußte, sehr spät, dieser aber über die ihrigen von Anfang an durch gut bezahlte Spione unterrichtet wurde.

Die Hauptfrage für die Verbündeten war es, ob es möglich sein werde, den Gegner bis zur Mitte des Juni zu beschäftigen, um welche Zeit Marlborough frühestens in Oberdeutschland eintreffen konnte. Prinz Eugen kam im Frühjahr 1704 im Lager des

Markgrafen von Baden in Ehingen an der Donau an. Inzwischen war der englische Feldherr rheinaufwärts gezogen, und, für den Feind höchst überraschend, bei Coblenz über den Rhein gegangen, von wo er die Richtung auf Heilbronn einschlug. In der Nähe von Stuttgart — bei Großheppach — trafen die drei verbündeten Feldherrn zusammen, um den Feldzugsplan vollends festzustellen. Dem Prinzen Eugen fiel hiernach zunächst die Aufgabe zu, die Bühler Linien gegen Tallard zu verteidigen, während Marlborough und der Markgraf ihre Armeen am 22. Juni bei Ulm vereinigten und von dort, 52,000 Mann stark, indem sie das an 60,000 Mann zählende Heer des Kurfürsten von Bayern und Marschall Marsins in dem befestigten Lager von Dillingen umgingen, auf Donauwörth und Augsburg marschierten, um des Kurfürsten bayerische Erblande zu bedrohen. Den Donauübergang bei Donauwörth hatte der Kurfürst durch die starke Befestigung des Schellenbergs gesperrt, welche Graf Arco mit 8000 ausgesuchten bayerischen Soldaten besetzt hielt. Mit 25,000 Mann griffen die Verbündeten am Abend des 2. Juli an, und noch vor Einbruch der Nacht war der Schellenberg und der Donauübergang genommen, und das Korps Arcos bis auf 3000 Mann, die sich mit Mühe ins Lager des Kurfürsten retteten, vernichtet. Nunmehr aber rückten die Streifkorps der Verbündeten in das wehrlos daliegende Bayern ein, wo sie zur Strafe für die Haltung seines Fürsten weithin sengten und brennten. Mit der Hauptmacht aber bezog Marlborough, der Ankunft des Prinzen Eugen gewärtig, ein festes Lager am Lech, während Markgraf Ludwig die Belagerung von Ingolstadt begann.

Am Rhein hatte Prinz Eugen den Oberbefehl über die in den Stollhofener Linien stehenden Reichstruppen übernommen. Ihm gegenüber befand sich Tallard mit 30,000 Mann. Anfangs Juli traf bei letzterem der aus den Niederlanden abberufene Marschall von Villeroi mit weiteren 12,000 Mann ein. Nun kümmerte sich Tallard nichts mehr um den Prinzen und die Kaiserlichen bei Stollhofen, sondern trat mit seiner Armee den Vormarsch durch den Schwarzwald an, um sich mit dem Kur-

fürsten von Bayern und Marsin zu vereinen. Er hatte aber einen äußerst aufmerksamen Feind sich gegenüber. Kaum bemerkte Prinz Eugen den Abzug des größten Teiles der Franzosen, so brach er seinerseits mit 18,000 Mann ebenfalls auf, um auf dem kürzesten Wege den Anschluß an Marlborough zu suchen. In den Befestigungslinien blieb der Prinz von Nassau-Weilburg mit 20,000 Mann gegen Villeroi zurück.

Am 4. August traf Prinz Eugen bei Donauwörth ein, die Verbindung mit der Armee Marlboroughs war hergestellt, die vollständige Vereinigung beider stand in wenigen Tagen zu erwarten. Da es immerhin Schwierigkeiten gehabt hätte, den Oberbefehl zwischen drei Feldherrn gleichen Ranges, Prinz Eugen, Marlborough und Ludwig von Baden, zu teilen, so kam man überein, daß letzterer die Belagerung von Ingolstadt weiterführe. Dadurch waren die beiden ersteren in ihrem Plan, „unter vollständigem gegenseitigem Einverständnis die feindliche Armee zur Entscheidungsschlacht zu zwingen“, ungehindert.

Für den Kurfürsten von Bayern handelte es sich jetzt nicht mehr um einen Einfall in Österreich, sondern um die Rettung des eigenen Landes, das durch die englischen und kaiserlichen Streifkorps der Vernichtung entgegengeführt wurde. Sobald daher die Vereinigung der Armee des Marschalls Tallard erfolgt und also die Armee an der Donau auf 80,000 Mann angewachsen war, beschloß der Kurfürst, dem Feinde wieder einen scharfen Schlag, wie im vergangenen Jahre bei Höchstädt, zu versetzen, um ihn zum Rückzug zu nötigen. Er hatte erfahren, daß Prinz Eugen in der Gegend von Donauwörth stehe, wußte aber noch nicht, daß er bereits seine Vereinigung mit Marlborough zu vollziehen im Begriff stehe.

Das hatte alles seine Richtigkeit. Allein Prinz Eugen war kein Graf Styrum. Als derselbe vernahm, daß die so sehr überlegene feindliche Armee anrücke, ließ er nicht, wie man gehofft hatte, seine kleine Schar in ein Nebenthal der Donaugegend ausweichen, wodurch er sich ganz von den Engländern getrennt hätte, sondern hielt dieselbe auf dem Schellenberg bei-

sammen und blieb die ganze Nacht des 10. zum 11. August 1704 mit gesattelten Pferden und bereitgehaltenen Waffen stehen, um gegen jeden Überfall auf der Hut zu sein. Zugleich wurde Marlborough von der Lage der Dinge verständigt. Dieser schickte unverzüglich einen großen Teil seines Fußvolkes unter seinem Bruder, Lord Churchill, zur Verstärkung Eugens ab und eilte selbst am nächsten Tage in einem Gewaltmarsche mit seiner ganzen Armee herbei. Infolge eines Nachtmarsches trafen am 12. August auch die ganze Artillerie und das Gepäck ein.

Die Franzosen und Bayern hatten erst den 12. zum Angriff auf den Prinzen Eugen bestimmt. Als sich ihre Armee Höchstädt, dessen Schloß von einer schwachen kaiserlichen Besatzung gehalten wurde, näherte, bemerkte man in der Ebene bei Blindheim eine große Staubwolke.

„Was ist dies?"

Bald versammelten sich Max Emanuel, Marsin, Tallard und eine Anzahl von Generalen zur Beratung. Die damaligen französischen Generale waren nicht mehr beseelt von der rücksichtslosen Entschlossenheit eines Turenne, sondern es waren Lebemänner, die weder sich sehr anzustrengen noch dem Kriegsleben sonstige Opfer zu bringen liebten. Wie Ludwig XIV. seinen ganzen Hofstaat mit sich ins Feld führte, so mochten auch die Herren Generale die Gesellschaft der Damen im Felde nicht missen, dem General Tallard waren davon aber soviel nachgefolgt, daß die Kaiserlichen und ihre Verbündeten einige Tage später 34 Wagen solcher Dämchen zur Beute machen konnten. Nun betrachtete man die Gegend und beobachtete die geheimnisvolle Staubwolke. Gutberittene Offiziere wurden abgeschickt, sie näher ins Auge zu fassen. Bis sie wieder kamen, tauschte man die verschiedenen Meinungen aus.

Marschall Tallard nahm die Sache am leichtesten. „Versprengte kaiserliche Reiter. Heute Abend wahrscheinlich unsere Gefangene."

Dann wandte er sich zu den Damen und scherzte und lachte mit ihnen. Diese stürmten von allen Seiten auf ihn ein.

„Was schenken Sie mir morgen von der Beute, mon maréchal?“ „Ich brauche einen neuen Wagen. Morgen werde ich also in einem kaiserlichen fahren. Nicht wahr, mon bon maréchal?“

„Mon cher, Sie lassen mich aus den Beutepferden eine hübsche englische Stute aussuchen.“

Der Marschall versprach allen, was sie verlangten. Er war ja seiner Sache sicher. Da konnte er den reizenden Landsmänninnen auch einige besondere Lieblingswünsche erfüllen. Er hielt den Sieg so unzweifelhaft an seine Fahnen gekettet, daß er schon bei seinem Eintritt in Deutschland ausgerufen hatte: „Wahrscheinlich werden wir vor dem Ablauf dreier Wochen eine Schlacht zu schlagen haben und diese Schlacht wird das Pharsalus des Krieges sein.“

Der Kurfürst von Bayern zeigte sich weniger vertrauensselig. Die gewaltige Staubwolke hatte ihn besorgt gemacht. Auch Marschall von Marsin teilte nicht die Zuversicht Tallards. Bald sollten sich ihre Ahnungen bestätigen. Die entsendeten Offiziere kamen zurück und meldeten: „Es sind der Prinz von Savoyen und der Herzog von Marlborough, welche begleitet von etwa 2000 Reitern vereint die Gegend rekognoszieren.“

Das war eine überraschende Nachricht. „Beide? Und Sie haben sie genau erkannt?“

„So genau, wie ich Euer kurfürstliche Durchlaucht selbst erkenne. Ich habe beide Feldherrn früher öfters gesehen und täusche mich keinesfalls.“

Ein herzutretender Oberst bestätigte, daß die Armeen Prinz Eugens und Marlboroughs bereits vereinigt seien. „Soeben erhalte ich die Meldung, daß meine Dragoner einige fouragierende englische Kürassiere abgefangen haben, welche angeben, daß ihre und die kaiserliche Armee nebeneinander hinter dem Kesselbache zwischen Münster und Oppertshofen lagern.“

Nun gab es keinen Zweifel mehr. Der Kurfürst, der die Gegend gut kannte und die Schwierigkeit einsah, den Übergang über jenen Bach zu erzwingen, war sich sofort klar, daß von einem Angriff für heute keine Rede mehr sein konnte.

Marsin fügte sich wie immer den Gründen Max Emanuels und schließlich mußte auch Tallard sie annehmen. Man beschloß nun ohne Rücksicht auf die Damen, die es so amüsant gefunden hätten, einer Schlacht beizuwohnen, hinter dem Nebelbach im Nordosten von Höchstädt zwischen Blindheim und Lutzingen ein Lager zu schlagen.

Prinz Eugen und Marlborough waren es wirklich gewesen, welche der rekognoszierende französische Offizier gesehen. Sie ritten noch lange in der Gegend herum und beobachteten sogar später das Abstecken des französischen Lagers, — eine Wahrnehmung, die sie mit hoher Freude erfüllte, denn — „der Feind hält Stand. Wir werden ihn schlagen".

Bei den Franzosen glaubte man noch in der Nacht zum 13. August 1704 an keinen Kampf. Kundschafter hatten erzählt, die Gegner wollten nach Nördlingen abziehen. Tallard glaubte diesen Nachrichten, welche durch eine List des Prinzen Eugen entstanden waren. Der französische Marschall sollte sich gründlich täuschen.

Nur wenige Stunden gönnten die beiden verbündeten Feldherrn ihren Truppen Ruhe, um sich von den Strapazen des letzten Marsches oder der durchwachten Nacht zu erholen.

Plötzlich um 2 Uhr nachts wirbelte der Generalmarsch durch das kaiserlich-englische Lager.

„Bah, sie marschieren wirklich nach Nördlingen ab", meinte Tallard, als er den Lärm vernahm.

Statt dessen sammelten sich 52,000 Verbündete mit 80 Geschützen, um bei Tagesanbruch die 55,000 Franzosen und Bayern, welche 90 Kanonen besaßen, anzugreifen.

Den rechten schwächeren Teil befehligte Prinz Eugen. Er hatte nur etwa 10,000 Mann Infanterie, nämlich die 6000 Preußen des Prinzen Leopold von Anhalt-Dessau nebst 4000 Dänen und 8000 kaiserliche Reiter unter der Hand; 34,000 Engländer, Holländer und Reichstruppen bildeten unter Marlborough den linken Teil der Schlachtlinie.

Um 3 Uhr morgens begann der Vormarsch. Lautlose

Ruhe war anbefohlen, Dunkelheit und dann dichter Nebel verbargen die Bewegungen.

Plötzlich um 7 Uhr morgens fiel der Nebel, hellster Sonnenschein leuchtete auf das freie Gelände, auf ein glitzerndes Gewirr von Tausenden und aber Tausenden bunter glänzender Uniformen. Wie mit einem Schlage erschien das weite französisch-bayerische Lager vor den erwartungsvollen Augen der Verbündeten; gleich strahlenden Wetterwolken tauchten vor den überraschten Franzosen die anrückenden feindlichen Kolonnen auf.

Aber die verbündeten Bayern und Franzosen ließen sich nicht aus der Fassung bringen. Mit großer Geschicklichkeit hatten sie die Höhen hinter dem Nebelbache besetzt. Rechts stand Tallard. Da er ein Hauptgewicht auf das bis an die Donau sich erstreckende Dorf Blindheim legte, so hatte er dasselbe und dessen Umgebung unverhältnismäßig stark, mit 27 Bataillonen und 12 Eskadrons besetzt und ließ es schleunigst in Verteidigungsstand herrichten. Links von ihm, also in der Mitte, stand Marsin, und den äußersten linken Flügel auf den bewaldeten Höhen bildete Kurfürst Max Emanuel mit seinen 12,000 Bayern und 14,000 Franzosen. Die eigentümliche Gestaltung des Schlachtfeldes, welches im Süden von der Donau, im Norden von den ziemlich unwegsamen und stark bewaldeten Ausläufern des schwäbischen Jura eingeschlossen war, hatte es bewirkt, daß beide Gegner ihre Kavalleriemassen in der Mitte vereinten.

Früh 7 Uhr eröffneten einzelne vorgeschobene französische Geschütze den Kampf.

Die Verbündeten setzten unbeirrt den Vormarsch gegen den Nebelbach fort.

Um 8 Uhr beteiligten sich zahlreiche französisch-bayerische Batterien am Feuer.

Die Verbündeten begannen trotz eintretender Verluste den Aufmarsch in Schlachtstellung und ihre Geschütze nahmen das Duell mit dem Feinde auf. Um 9 Uhr warf die gesamte französisch-bayerische Artillerie einen wahren Geschoßregen auf den Gegner.

Die Verbündeten vollendeten unter schweren Opfern ihren Aufmarsch und erbauten Übergänge über den Nebelbach.

Jetzt begann die eigentliche Schlacht.

Links rückte Marlborough vor. Das Dorf Blindheim war sein Hauptziel.

Rechts davon griff Prinz Eugen die von den Bayern besetzten Höhen an. Diese und die dortigen Batterien erstürmen oder doch die linke Flanke des Feindes gewinnen — dann wäre der Kampf entschieden, der Gegner geschlagen gewesen!

So wollte es auch der Prinz. Allein er wußte nicht, daß er mit seinen 18,000 Mann, darunter nur 10,000 Infanteristen, auf 26,000 Bayern und Franzosen stoßen würde. Letztere waren überdies auf den bewaldeten Höhen vorzüglich postiert. Seine Truppen aber mußten über schwer passierbare Bäche, über freies Feld hinweg diese ausgezeichnete Stellung stürmen. Er verzagte jedoch nicht. Nachdem er Marlborough hatte mitteilen lassen, daß er nunmehr bereit sei, gab er das Zeichen und dann hieß es auf der ganzen Linie: „Drauf".

Bald erkannte Prinz Eugen, daß die feindlichen Kräfte den seinen weit überlegen waren. Er mußte deshalb gleich zu Anfang seine Reserven in die vorderen Treffen einschieben. Schnell genug sah man ein, daß hier der schwierigste Teil der zu lösenden Aufgabe harre. Das war aber gerade eines Prinzen Eugen würdig. Er sollte bald zeigen, daß er auch dieser Probe gewachsen war.

Leopold von Anhalt-Dessau führte die preußische und dänische Infanterie über den Nebelbach.

Französische Geschosse schmetterten in die Reihen. Sie kamen von einer vor das Dorf Lutzingen vorgeschobenen Batterie.

Endlich gelang es, eine Gegenbatterie am Waldsaume aufzufahren. Nun der Dessauer: „Drauf!"

Prächtig stürmten die Preußen gegen Lutzingen; das Beispiel begeisterte die Dänen, die auf den Wald rechts des Dorfes vorgingen. Im ersten Anlauf nahmen die Preußen jene ihnen so gefährliche Batterie. Ebenso erreichten die Dänen den Eich-

berger=Hof und jagten die dort stehenden Franzosen aus dem Walde. Alles schien gut zu gehen.

Nun sandte Prinz Eugen seine Reiterei auf den Feind. Die französische Kavallerie wich. Sollte der Kampf so glatt verlaufen? Vielleicht, wenn hier nicht Max Emanuel von Bayern gewesen wäre! Dieser umsichtige Feldherr kümmerte sich wenig um die weichenden Franzosen. Jetzt setzte er aber seine Bayern an. Von allen Seiten stürzten sich seine Reiter sieges=bewußt auf die kaiserlichen, unter dem hinreißenden Klang der Musikkapellen, unter dem betäubenden Rasseln der Trommel=schläge stürmte seine Infanterie auf die durch den verlustreichen Angriff ermüdeten Preußen und Dänen. Die kaiserlichen Reiter wichen fluchtartig zurück. Da mußte auch der Dessauer mit seiner braven Infanterie zurück. Allein so schnell ging er nicht.

Jubelnd hatten die Bayern jene vorher verlorene fran=zösische Batterie wieder erobert. Jetzt warfen sie sich auf die langsam weichenden preußischen Bataillone. Mehrere derselben wurden gesprengt, eines zusammengehauen, die ganze Linie durchbrochen. Eine preußische Fahne fiel in bayerische Hände und frohlockend schwenkte sie der Sieger hoch empor. Das sah der Dessauer.

Im Nu sprengte er zum nächsten seiner Bataillone, riß dem Fahnenträger das Ehrenzeichen aus der Hand, stellte sich damit an die Spitze des Bataillons und rief: „Mir nach Gre=nadiere! Auf den Feind! Hurra, hurra!“ Mit begeistertem Hurra stürmten die Preußen hinter ihm her. Eine Stückkugel riß den heldenhaften Führer mit samt seinem Pferde zu Boden. Er war unversehrt. Schnell raffte er sich auf, hielt wieder die Fahne hoch, stürmte nun zu Fuß voraus, und mit „hurra, hurra“ seine Bataillone ihm nach. Wirklich gelang es, die verlorene Fahne zurückzuerobern, den Gegner zum Stehen zu bringen. Allein kehrt machte derselbe auch nicht, und es ent=wickelte sich nun ein äußerst erbitterter, vielfach mit Kolben und Bajonett geführter Kampf.

O, daß mit solcher Tapferkeit deutsche Brüder gegen=

einander rangen, statt vereint auf alles loszuschlagen, was welsch war, was sich anmaßte, Deutschen zu befehlen, Deutsche zu unterdrücken! —

Nach hartem Ringen machte sich die stets wachsende Überzahl der Bayern und Franzosen geltend, die Preußen und Dänen mußten bis zum Nebelbach zurück.

Unterdessen hatte Prinz Eugen seine Reiter zu einem neuen Stoße geordnet. In diesem Augenblick traf ein Offizier Marlboroughs ein und bat dringend um schleunige Unterstützung durch Kavallerie. Hier bewies Eugen, daß er nicht ein nur geschickter, sondern ein wirklich großer Feldherr war, der frei von jeder Kleinlichkeit oder persönlichen Eifersüchtelei nur im Interesse des Ganzen handelte. Er gab seine besten Schwadronen, die Kürassierbrigade des Grafen Fugger, ab. Damit rettete er die Linie Marlboroughs, vielleicht die ganze Schlacht. Doch davon später.

Leider zeigten sich die dem Prinzen gebliebenen Reiter nicht ihres edlen Führers würdig. Auch ihr zweiter Angriff mißlang und in wilder Flucht kehrten sie zurück. Zum guten Glück trat jetzt eine Pause der Erschöpfung ein. Beide Gegner mußten sich ordnen, ehe sie im stande waren, neue Unternehmungen zu wagen.

In gleich heißem Kampfe befanden sich die Truppen des Herzogs von Marlborough auf dem linken Flügel. Als die Meldung des Prinzen Eugen, er sei bereit, eintraf, entwickelte der englische Feldherr sofort starke Kolonnen unter General Lord Cutts gegen Blindheim. Die dem Dorfe vorliegenden Mühlen wurden erobert, der Ort selbst aber, der in eine wahre Festung verwandelt war, setzte allen Angriffen einen unüberwindbaren Widerstand entgegen, und mit blutigen Köpfen wurden die Stürmenden abgewiesen.

In der Mitte der Schlachtlinie stürmten gleichzeitig die englisch-holländischen Reiterregimenter gegen Glauheim vor. Kaum hatten sie jedoch den Nebelbach überschritten, so erschollen auf den vorliegenden Höhen Signale und Kommandos, und

dann brauste wie eine angestaute und plötzlich losgelassene Wasserflut die französische Kavallerie heran und warf die Reiter Marlboroughs zurück. Hatten diese sich wieder über den Nebelbach gezogen, so eröffneten die dort gedeckt stehenden englischen Infanteristen hinwiederum ein so mörderisches Feuer auf die verfolgenden Franzosen, daß auch diese unter bedeutenden Verlusten wieder weichen mußten. Das Gleiche wiederholte sich mehrmals, denn immer setzte der schweigsam und kaltblütig alles beobachtende englische Feldherr neue Regimenter ein. Dieser Kampf bewirkte schließlich doch, daß die Franzosen durch die englisch-niederländische Zähigkeit etwas in Unordnung gebracht wurden. Dagegen war noch kein Angriff auf sie wirklich gelungen.

Und ebensowenig hatte Marlboroughs Infanterie bisher gegen Blindheim einen Erfolg erzielen können. Immer furchtbarer wurden die Opfer, welche die verschiedenen Stürme auf das Dorf kosteten. Und doch befand sich noch nicht ein Haus in der Gewalt der Angreifer!

In dieser Lage zeigte der englische Führer, daß er ein großer Feldherr war. Mit außerordentlicher Geistesgegenwart änderte er plötzlich seinen ganzen Angriffsplan.

„Gegen Blindheim nur Scheinstöße, die Hauptwucht aber auf die feindliche Mitte!"

Adjutanten rasten über das Feld. In kurzer Zeit waren die neuen Befehle erteilt. Wieder jagten Reiterbrigaden über den Nebelbach, wieder wurden sie geworfen, wieder mußten die Franzosen vor den Schützen am Nebelbach weichen. Jetzt drangen aber von der verbündeten Infanterie die beiden Brigaden des Prinzen von Holstein-Beck vor. Der Übergang über den Bach hatte sie etwas auseinandergerissen. Wie sie sich zum Angriff noch ordneten, erscholl es plötzlich dicht vor ihnen tausendfach: „En avant, en avant!" und mit unaufhaltsamer Sturmesgewalt stürzten sich die 9 französischen Bataillone des Generals von Blainville auf sie. Die Infanterie des Prinzen von Holstein wurde geworfen, er selbst schwer verwundet und gefangen. In diesem kritischen Augenblicke setzte sich Marlborough selbst

an die Spitze der dänischen Brigade Bernstorff und führte sie auf Oberglauheim vor.

„Was leuchtet dort seitwärts in der Sonne?"

Es ist Marsins ganze Kavallerie. Wenn sich diese auf die Dänen wirft, so sind sie verloren. Und wirklich man hört Angriffssignale, die gewaltige Reitermasse setzt sich in Trab. Zum erstenmal liegt auf den ernsten, fast unveränderlichen Zügen des englischen Feldherrn ein besorgter Zug. Er blickt um und sieht keine Truppe, die er zur Hilfe herbeiziehen kann. Seine Reiter sind noch nicht geordnet. Da führt der stolze Mann einen kurzen aber harten Kampf mit sich selbst, und:

„Reiten Sie, so schnell sie können, zum Prinzen Eugen und bitten ihn in meinen Namen um Hilfe durch Kavallerie."

Wir wissen, in welchem Augenblick der Bittende ankam, wie edelmütig, wie groß Eugen handelte.

Unterdessen drohte das schwere Wetter sich auf die Dänen zu entladen. Dröhnend schoben sich die französischen Massen heran. Die ersten Schwadronen erlagen zwar den dänischen Salven, die anderen aber drangen durch, verschiedene dänische Bataillone waren schon geworfen, die ganze Brigade schien verloren. Plötzlich aber pustete und schnaubte es von rechts heran, rasselnd galoppierte es herbei, und in furchtbarem Anprall stürzten sich des Grafen Fugger Kürassiere, die von Eugen gesandte Hilfe, auf die Franzosen. Es war der Augenblick der höchsten Not. Nun aber wandte sich das Glück rasch gegen die Franzosen, sie wichen auf ihre Höhen zurück.

Damit war das Treffen wieder hergestellt und es entstand nun hier ebenfalls ein stundenlanges von beiden Seiten mit äußerster Heftigkeit unterhaltenes Feuergefecht. Immer noch schwankte die Wage der Schlacht unentschieden hin und her.

Prinz Eugen hatte die auf dem rechten Flügel entstandene Pause benützt, die Reihen der Seinigen zu durchschreiten und durch begeisternde Worte ihren Mut von neuem anzufachen. Das Gleiche that aber auch Max Emanuel von Bayern, und nun standen beide Gegner zu neuem Ringen bereit.

Lange zauderte Prinz Eugen nicht. Mit klarem Blick erkannte er, daß sich der Kampf links von ihm doch allmählich zu Gunsten Marlboroughs neige, und daß es daher jetzt vor allem darauf ankomme, das Entsenden von Verstärkungen nach dem rechten französischen Flügel zu verhindern. Wie richtig er die Lage beurteilt hatte, zeigte sich bald. Als nämlich Tallard, erkennend, daß seine Armee dem übermächtigen Angriffe Marlboroughs schließlich erliegen müsse, sich um Hilfe an Marsin und den Kurfürsten wandte, mußten ihm beide sagen lassen, sie könnten keinen Mann entbehren. — Während Prinz Leopold von Dessau sich durch den Wald gegen des Feindes linke Flanke vorschob, sollte die kaiserliche Reiterei in der Front angreifen. Sie zeigte sich aber schlecht und erlag bald den Gegenangriffen der Bayern. In wilder Flucht wälzten sich die durcheinander geworfenen Regimenter zurück. Vergebens waren Signale und Befehle, vergebens Bitten und Drohungen, die Masse floh unaufhaltsam zurück.

Entrüstet und schmerzerfüllt wandte sich der Prinz ab und stellte sich an die Spitze der preußischen Infanterie. Da war er nicht betrogen. Hinter ihm und hinter ihrem schneidigen Dessauer stürmten diese Preußen, wieder gefolgt von den durch ihr Beispiel mitgerissenen Dänen, auf die linke Flanke der Bayern und Franzosen. Der Kampf war sehr hart und blutig. Rücksichtslos setzten sich die beiden Führer der größten Gefahr aus. Eugens Leben hing an einem Faden. Schon erhob ein feindlicher Dragoner die Pistole, um aus nächster Nähe den kaiserlichen Feldherrn niederzuschießen, da stieß noch rechtzeitig ein Offizier jenem den Säbel durch den Leib und rettete dem Prinzen das Leben. Der Führer Beispiel begeisterte hierauf Preußen und Dänen zu den höchsten Leistungen. Es gelang wirklich, den Gegner aus dem Walde zu vertreiben, über den Hohlweg von Lutzingen zurückzuwerfen und die den ganzen linken feindlichen Flügel beherrschenden Höhen zu besetzen. Wegen Mangels an Reiterei konnten aber die erlangten Vorteile nicht weiter ausgenützt werden.

Während dieser ganzen Zeit hatte der Kampf auf dem linken Flügel der Verbündeten ununterbrochen weiter getobt. Endlich bemerkte Marlborough ein Schwanken in den feindlichen Reihen. Er erkannte, daß der entscheidende Augenblick jetzt gekommen war und schickte nunmehr seine ganze wieder gesammelte Reiterei zu einem gewaltigen Stoße gegen die Mitte des Feindes vor. Wie das glänzte und glitzerte, wie das toste und dröhnte. Diesmal mußten die englisch-holländisch-deutschen Reiter siegen. Auf der Stirne eines jeden stand geschrieben, er wolle die bisherigen Mißerfolge rächen, und von solchem Geiste beseelt ritten sie unaufhaltsam, brav und todesmutig an.

Tallard warf ihnen entgegen, was er an Kavallerie zur Hand hatte. Wie Sandhaufen zerstoben die schwachen Regimenter vor der gewaltigen Lawine der verbündeten Reiterei. Dann warf sich letztere auf die französische Infanterie. Im Nu ward ein großer Teil umzingelt und niedergeworfen. Vergebens hatte Tallard von Marsin Hilfe erbeten. Jetzt erkannte er, die Schlacht ist verloren. Mühsam retteten sich die Trümmer seiner Regimenter teils hinter Blindheim, teils gegen Höchstädt. Der französische Feldherr sah ein, daß ersteres Dorf nun geräumt werden müsse. Er schickte den Befehl hierzu ab; der Offizier mit demselben wurde aber, ehe er den Ort erreichte, gefangen. Als Graf Clerambault mit seinem Fußvolke nicht erschien, wollte ihn Tallard selbst holen. Infolge seiner Kurzsichtigkeit ritt er einer deutschen Reiterabteilung in die Hände, die ihn gefangen nahm. Führerlos geworden wälzte sich nun sein linker Flügel unaufhaltsam gegen Höchstädt zurück.

In Blindheim dauerte der Kampf indessen noch immer mit gleicher Heftigkeit fort. Noch hatten die Franzosen kein einziges Haus verloren. Clerambaults Leitung war eine sehr geschickte und umsichtige gewesen. Nun aber schien alles verloren. Nach dem siegreichen Stoße der verbündeten Reiterei konnte ja General Lord Curchill seine ganze Infanterie gegen Blindheim entwickeln. Bald umfaßten die Engländer das Dorf von drei Seiten, die vierte versperrte die Donau. Da entsank dem Grafen

Clerambault der Mut. Er wollte sich über die Donau retten und ertrank in den Fluten. Blindheim ergab sich indes noch nicht. General Graf Blansac übernahm den Oberbefehl und wehrte einen neuen englischen Sturm glänzend ab. Alles vergebens. Entsatz konnte nicht mehr kommen, das Dorf war umzingelt, ein Haus nach dem anderen geriet unter den englischen Granaten in Brand, die tapfere Besatzung mußte sich ergeben. — Sie glaubte es aber noch nicht. Da schickten die Verbündeten einen französischen Oberst von den Gefangenen in Begleitung des Lords Orknay d'Hamilton zu Unterhandlungen ab. Graf Blansac wollte auf keine solchen eingehen. Er beabsichtigte noch Durchbruchsversuche. Doch es war zu spät, die verbündete Infanterie vermehrte sich von Minute zu Minute. Zum zweitenmal wurde der Oberst entsendet. Er machte Blansac die Unmöglichkeit jeden Widerstandes klar. Noch immer fügte sich der tapfere General nicht. Nun bat ihn Lord Hamilton, doch selbst vor das Dorf zu kommen, um sich zu überzeugen und dann durch Nachgiebigkeit das Blut so vieler in neuen Stürmen jedenfalls nutzlos geopferter Leute zu sparen. Darauf ließ sich Blansac ein. Er kehrte tief erschüttert zu den Seinen zurück.

„Alles verloren!"

Jetzt, abends 8 Uhr ergaben sich diese tapferen Feinde, noch 9000 Mann stark. Im Ingrimm der Verzweiflung schleuderte das Regiment Navarra seine Fahnen in die Flammen und zerbrach seine Waffen, um nicht durch dieselben die Trophäen des Siegers zu vermehren.

Der furchtbare Kampf war zu Ende.

Dank der geschickten Leitung und Deckung des Rückzuges durch den Kurfürsten Max Emanuel entkamen die Reste der geschlagenen Armee hinter einen südwestlich Höchstädt gelegenen Sumpf, von wo sie am anderen Tage den Rückzug fortsetzten.

Dies war der große Sieg von Höchstädt, die erste furchtbare Niederlage, welche seit Ludwigs XIV. Thronbesteigung eine französische Armee in freiem Felde erlitt, der Wendepunkt des ganzen spanischen Erbfolgekrieges. Glänzend hatte sich das

Feldherrntalent der beiden verbündeten Führer, Eugen und Marlborough, erwiesen. Noch glänzender aber bewährte und belohnte sich die Einmütigkeit, mit der sie beide sich gegenseitig unterstützten und das Interesse des großen Ganzen jeder persönlichen Regung unterordneten.

Die unmittelbaren Erfolge der Schlacht waren für damalige Zeit ganz außerordentliche. 14,000 erschlagene oder verwundete Gegner bedeckten das Schlachtfeld, 11,000 gefangene Franzosen befanden sich in den Händen der Verbündeten, 141 Geschütze, eine Masse von Fahnen und Standarten, die ganze Bagage, darunter die schon erwähnten 34 Kutschen mit französischen Frauenzimmern bildeten die Beute des Siegers. Sein Verlust betrug 12,000 Mann.

Die größte Errungenschaft war aber der moralische Stoß, den die bisher als fast unüberwindlich geltenden Waffen Frankreichs erlitten, und die daraus folgende gewaltige Erschütterung der europäischen Stellung dieses Landes. Ludwig XIV. empfand diesen Schlag schwer. An solche Botschaft war er nicht gewöhnt. Anfangs wollte er sie gar nicht glauben. Dann wurde die Trauer um so größer. Ob er wohl ahnte, daß damit ein unheilvoller Wendepunkt in der Geschichte des bourbonischen Königtums eingetreten sei!

Je allgemeiner die Entmutigung in Frankreich war, um so größer die Freude in Österreich und bei seinen Verbündeten. Aus einer Bedrängnis, so schwer, wie zur Zeit der Belagerung Wiens durch die Türken, war das Kaiserhaus errettet, von Westen her drohte keine feindliche Invasion mehr, dagegen lagen Bayerns Lande offen vor den österreichischen Truppen und auch nach Osten gegen die aufrührerischen Ungarn konnte man nun mit verstärkter Macht vorgehen.

Dies alles erreichte der große Sieg bei Höchstädt, der mit unvergänglichen Lettern vor allen zwei Namen in die Geschichtstafeln eingegraben hat:

„Eugen und Marlborough.“

III.

Die Kriegsjahre 1705 und 1706, Ramillies und Turin.

Ebenso schnell wie die Besiegten von Höchstädt den Rückzug an den Rhein antraten, ebenso eilig folgten ihnen ihre Überwinder nach. Dennoch half ersteren einerseits der gleich anfangs erlangte Vorsprung und dann ie durch Villeroi ihnen gebrachte Unterstützung, anderseits der Aufenthalt, den die Kaiserlichen durch das Heranziehen des Markgrafen von Baden erlitten, so, daß sie ungefährdet über den schützenden Strom kamen. Nunmehr nahmen die Reichstruppen wieder Ulm ein und damit war ganz Bayern den Verbündeten überlassen. Diese sorgten durch ziemlich grausame Brandschatzungen dafür, daß man zu jener Zeit noch nicht im geringsten zur Erkenntnis kam, alle deutschen Völker seien Bruderstämme. An Gehässigkeit ließen die Österreicher nichts zu wünschen übrig. Sie waren jedoch nur Vollzugsorgane der vom damaligen Wiener Hofe ausgehenden Richtung.

Der eigentliche Kriegsschauplatz aber wurde an den Rhein verlegt. Dort belagerte der Markgraf von Baden Landau, während Prinz Eugen diese Unternehmung gegen den im Elsaß stehenden Marschall von Villeroi deckte. Marlborough entsendete unterdessen 12,000 Mann zur Eroberung von Trier und Trarbach. Die drei belagerten Festungen wurden noch im November 1704 eingenommen. Dagegen scheiterte der auf Altbreisach unternommene Versuch. In Ungarn blieben die kaiserlichen Waffen in der Schlacht bei Tyrnau gegen die Aufrührer siegreich. Allein in Italien erzielten die beiden Brüder Vendôme und der Herzog de la Feuillade gegen den Herzog von Savoyen und gegen den kaiserlichen Feldmarschall Graf Leiningen mehrere Vorteile.

In Spanien, wohin Erzherzog Karl selbst zur Vertretung seiner Ansprüche gereist war, bemächtigte sich die englische Flotte mit Hilfe eines Landungskorps unter dem Prinzen Georg von

Hessen-Darmstadt der Felsenfestung Gibraltar und ferner wurde die französische Flotte bei Malaga geschlagen.

Es hatte sich also das Kriegsglück bis zum Ende des Jahres 1704 sehr auf die Seite der Kaiserlichen und ihrer Verbündeten gewendet.

Nunmehr traten aber Umstände ein, die so recht die Verhältnisse jener Zeit kennzeichnen. In Wien war man so von dem Erfolge berauscht, daß man die im Frühjahr 1704 begonnenen großen Anstrengungen allmählich wieder einstellte und die gerade jetzt so notwendigen Rüstungen aufs neue gründlich vernachlässigte. In England bewilligte man mit allbekannter Knauserei und Zähigkeit die von Marlborough verlangten Mehraufstellungen jetzt erst recht nicht, und in Holland verlangte man nun vor allem die Säuberung der nächsten Grenzen vom Feinde und die Eroberung von Flandern.

Statt weitsichtiger großer Pläne, wie sie Prinz Eugen und der Herzog von Marlborough miteinander entworfen und im Fall der Genehmigung ihrer Forderungen auch sehr wohl zustande gebracht hätten, nur kleinliche gänzlich falsch angebrachte Sparsamkeit und engherzige Parteiinteressen!

Dem gegenüber erkannte Ludwig XIV. ganz anders den Ernst der Lage. Was die Verbündeten ermatten ließ — ihre Erfolge —, spornte seinen klar sehenden Geist zu außerordentlichen Entschlüssen und Bemühungen an. Es wurden gewaltige Rüstungen gemacht, und bei Beginn des Jahres 1705 standen überall den Kaiserlichen, Engländern, Holländern und Reichstruppen zum mindesten gleichstarke oder sogar überlegene Armeen entgegen. Außerdem war es den Franzosen noch möglich, den Marschall Villars in die Cevennen zu entsenden, um den noch immer nicht gedämpften Aufstand daselbst endlich vollends zu unterdrücken.

Deutlich zeigte sich jetzt wieder die kolossale Überlegenheit einer durch einen einheitlichen festen Willen regierten Monarchie gegenüber einem vielköpfigen Bunde. Mit Bewunderung sahen die Gegner dieses Frankreich, das mit geringer Unterbrechung

seit 4 Dezennien ungeheure Kriege führte, nach den Verlusten und Demütigungen des Vorjahres sich von neuem mutvoll und stark erheben.

In den Niederlanden war Marlborough nach wie vor ein Feldherr von großen Entwürfen, aber die Hände waren ihm gebunden durch die holländischen „Hochmögenden“ und die Felddeputierten, die ihn ins Lager begleiteten. Er erfaßte nun, da Frankreich geschwächt war, den aussichtsreichen Gedanken, einen Vorstoß durch Lothringen gegen Paris zu machen. Er wollte sich zu diesem Zwecke mit Ludwig von Baden und den Reichstruppen an der Mosel vereinigen. Aber der Markgraf kränkelte und befand sich im Schlangenbad, die Reichstruppen aber waren noch nicht da! Für sich allein war Marlborough dem Marschall Villars, der bei Trier stand, nicht gewachsen, eine Niederlage aber würde die ohnehin immer mehr schwindende Bereitwilligkeit des Festhaltens der Holländer am Bunde noch mehr verringert haben. So war also der englische Feldherr um so mehr gezwungen, seinen Plan aufzugeben, als inzwischen die französisch-bayerische Armee unter dem Kurfürsten von Bayern und Villeroi in Flandern die holländische Armee des Generals Overkirch zurückgeworfen, die Festung Huy und die Stadt Lüttich wieder erobert und den holländischen Oberbefehlshaber in der Zitadelle von Lüttich eingeschlossen hatte.

Im Haag geriet man darob in große Angst und rief Marlborough zum Schutze der Grenzen schleunigst zurück. Gleichzeitig gelang es auch einer französischen Abteilung die englischen Magazine in Trier und Saarbrücken wegzunehmen, was ebenfalls eine Angriffsbewegung der englischen Armee durch Lothringen erschwert hätte. Dem Herzog gelang es, nach seiner Rückkehr zwar im Juli 1705 die Schanzen an der Geete, hinter welchen sich der Kurfürst und Villeroi gedeckt hielten, die sogenannten Linien von Brabant, bei Tirlemont zu durchbrechen, und nur mit Mühe vermochte Kurfürst Max Emanuel, Löwen und Brüssel zu decken. Durch eine Umgehung wollte ihn Marlborough zum Rückzug nötigen, auf demselben angreifen, schlagen, aber im ent-

scheidenden Augenblicke verweigerten die holländischen Generale, eifersüchtig auf den Engländer, ihre Mitwirkung. So wurden letzterem zweimal in einem Jahre durch die Schuld der Verbündeten seine besten Pläne vereitelt, das Jahr 1705 verlief in den Niederlanden ohne wesentliches Resultat!

In Wien war am 5. Mai 1705 Kaiser Leopold I. gestorben. Mit der Thronbesteigung Kaiser Josefs I. trat in den Wiener Verhältnissen ein vollständiger Umschwung ein. Auf den stillen, ernsten, ängstlich unentschlossenen, aber sehr pflichtgetreuen und arbeitsfreudigen Vater folgte der heitere, lebenslustige, prachtliebende, verschwenderische, aber thatkräftige und willensfeste Sohn. Nach dem Tode Leopolds erfolgte ein umfassender Wechsel der leitenden Personen in Wien. Manche leistungsfähigere Kraft, aber auch mancher unbefähigte Schmeichler oder unerfahrene Stürmer kam zur Macht und Geltung. Damit wäre in vielem ein entschiedeneres Auftreten der Wiener Hofkreise zu erwarten gewesen. Allein was man in einer Art besser machte, verdarb man in anderer. Besonders die Verschwendungssucht des neuen Kaisers bewirkte, daß die Finanzen des Reiches nur noch schlechter, die Rüstungen noch kümmerlicher wurden.

Immerhin geschahen wenigstens die notwendigsten Schritte. Mit einem kleinen Unterstützungsheere ward Prinz Eugen nach Italien als dem nun gefährdetsten Teile des ganzen Kriegsschauplatzes entsendet. Er übernahm dort den Oberbefehl auch über die bisher unter dem Herzog Viktor Amadeus und dem Grafen Starhemberg stehenden Kräfte und drang gegen die Adda vor, um sich mit den letztgenannten Armeeabteilungen zu vereinen. Anfangs blieb ihm das Glück günstig. Er umging den jüngeren Vendôme, überschritt, die Franzosen des Generals Toralba unter starken Verlusten zurückwerfend, den Oglio und nahm Pontoglio und Palazuolo ein. Dadurch zog er einen großen Teil der gegen den Herzog von Savoyen stehenden Truppen des älteren Vendôme auf sich und erleichterte jenem die Verteidigung Piemonts. Die gleichwohl nicht aufhörenden Hilferufe des Herzogs veranlaßten ihn alsdann aber, ein Unternehmen

zu versuchen, das er selbst für aussichtslos hielt, nämlich den Übergang über die Adda bei Cassano. Mit vorzüglichem Mute griffen die Kaiserlichen am 16. August 1705 die Brücken über die Addakanäle an. Aber statt der erwarteten Armeeabteilung des jüngeren Vendôme stieß man auf die vereinte französisch-spanische Armee unter dem älteren Vendôme. Eugen selbst führte seine Sturmkolonnen vor, und dreimal gelang es, die Brücken zu erobern. Da wurde der Prinz am Halse verwundet, so daß er den Oberbefehl an den Feldmarschalleutnant Baron Bibra abgeben mußte. In diesem Augenblick führte Vendôme persönlich seine Reserven vor und letztere warfen die schwächeren Kaiserlichen wieder zurück. Den linken Flügel der Unternehmung hatten die 8000 Preußen gebildet, welche ihr König unter dem tapferen Leopold von Dessau nach Italien entsendet hatte. Unvergleichlich tapfer hatten diese zwei Addakanäle trotz herber Verluste überwunden. Hinter dem dritten standen die Hauptmassen der Franzosen, welche teilweise schon bereit waren sich zu ergeben. Da mußten die Preußen aufhören zu feuern, denn das Durchwaten des letzten Kanales hatte ihre Patronen völlig durchnäßt. Jetzt aber schlugen die feindlichen Geschosse mit neuer Wucht in ihre Reihen, die Verluste mehrten sich außerordentlich, die Kaiserlichen rechts wichen, nun mußten auch die Preußen zurück. Unverfolgt schlossen sie sich an ihre Verbündeten wieder an, und Prinz Leopold von Dessau übernahm nun an Eugens Stelle den Oberbefehl über die ganze Armee. Bald war der schneidige Dessauer, der es so sehr liebte, seine Grenadiere in strammem Marsche gegen den Feind zu führen, bei den Österreichern so beliebt wie bei seinen eigenen Leuten. Ihm zu Ehren entstand nach dem Tage von Cassano jenes kernige derbe Marschlied, dessen Melodie und Worte sich bald allgemein verbreiteten und von sämtlichen Abteilungen gesungen wurden. Noch bis in unsere Zeit — wer kennt ihn nicht, den Dessauermarsch, und den komischen Refrain, welcher von der lustigen „Saufkompanie“ handelt?

Der Erfolg der Schlacht war der, daß die Kaiserlichen

die Adda nicht zu überschreiten vermochten. Von einem eigentlichen Siege Vendômes kann aber keine Rede sein, denn infolge seiner Verluste mußte er sich ebenfalls zurückziehen und bei Rivalta ein befestigtes Lager beziehen. Prinz Eugen that das Gleiche bei Treviglio, und von diesen Stellungen aus beobachteten sich beide Armeen den ganzen Herbst hindurch, ohne daß es nochmals zur Schlacht kam. Bei Cassano hatte jede ungefähr 5000 Mann verloren.

Im Deutschen Reiche war es das arme Bayernland, welches 1705 die Hauptgeißel des Krieges auf sich fühlte.

Als Kurfürst Max Emanuel nach der Schlacht von Höchstädt mit bayerischen Feldtruppen seine Heimat verlassen mußte, setzte er die Kurfürstin zur Regentin von Bayern ein und sprach zu ihr beim Abschied: „Geh nach München zurück und erhalte mir mein teures Vaterland. Gib dem Kaiser nur gute Worte. Vielleicht nimmt er Rücksicht auf die Tochter des großen Sobiesky,*) der einst mit mir seine Residenz aus den Händen der Türken befreit hat.“

Als sich daraufhin die Kurfürstin um Frieden bittend an den die kaiserlichen Truppen vor Ulm befehligenden Markgrafen von Baden wandte, erwiderte ihr derselbe, er habe Befehl, Bayern zu erobern und die Feinde aller Orten zu verfolgen. Sie solle sich nur gefaßt machen, das ganze Land in Güte abzutreten oder müsse gewärtigen, daß alles nächstens in Flammen und in Rauch aufgehe.

Wiederholte Versuche, mildere Bedingungen zu erlangen, scheiterten an der unveränderlich gleich gehässigen Haltung Österreichs. Es blieb der Kurfürstin nichts übrig, wollte sie den völligen Ruin ihres bayerischen Landes durch Brandschatzung und Verwüstung seitens der Soldateska verhindern, als dasselbe förmlich in österreichische Verwaltung zu übergeben. So kam der Ver-

---

*) Maximilian II. Emanuel war zuerst mit Maria Antonia, der Tochter Kaiser Leopolds I., und nach deren Tode mit Maria Theresia, Tochter des Polenkönigs Johann Sobiesky, vermählt.

trag von Ilbersheim zu stande und damit die Auslieferung des ganzen Landes mit einziger Ausnahme von München an Österreich. Sie selbst begab sich nach Venedig, um sich dort von den erlittenen geistigen und körperlichen Leiden zu erholen.

Während dieser Verhandlungen der Kurfürstin mit den Österreichern waren die im Lande gebliebenen bayerischen Garnisonen nicht unthätig geblieben. Sie thaten sich zusammen und schlugen noch im Herbste 1704 den kaiserlichen General von Aufseß gründlich aufs Haupt. Als aber das Kurfürstentum nun wirklich preisgegeben und an Österreich ausgeliefert war, lösten sich die Regimenter auf, die Soldaten vergruben ihre Waffen und nahmen Dienste bei den Bauern. Die Besatzung der Festung Ingolstadt verweigerte aber die Annahme der mit der Kurfürstin abgeschlossenen Verträge und sperrte den Österreichern die Thore. Da schickten diese einen Boten nach München und ließen dort ansagen, daß sie, wenn sich Ingolstadt nicht ergäbe, München dergestalt zerstören würden, daß kein Stein auf dem andern bleiben werde.

Infolge dieser Drohung zog die Ingolstädter Besatzung ab, und nunmehr besaßen die Österreicher das ganze Land. Aber die österreichische Verwaltung war kaum besser als die österreichische Brandschatzung. Jene wie diese saugte das Land aus und brachte das Volk in Verzweiflung. Das Maß wurde voll, als die Kaiserlichen die Aushebung von 12,000 Bayern für die ungarische Armee anordneten, mit beispielloser Grausamkeit die jungen Leute nachts in ihren Betten überfielen und sie halb nackt nach Tyrol schleppten. Wer Widerstand wagte, wurde von den Panduren zusammengehauen. Bald ging die dumpfe Gährung in offenen Aufstand über.

„Lieber bayerisch sterben als kaiserlich verderben“ erscholl es durch das ganze Land. Im Sommer 1705 standen bald 40,000 Bauern, frühere Soldaten und Bürger, unter den Führern Plinganser, Meindl, Dalmayr, Örtl in Waffen. Freilich führten sie meist nur Sensen, Picken und Morgensterne. Dennoch gelang es ihnen, verschiedene österreichische Abteilungen zu schlagen und

sogar feste Städte wie Burghausen, Kelheim, Cham, Vilshofen, Braunau u. s. w. einzunehmen. Am 24. Dezember wollten die Bauern aus der Gegend von Tölz im bayerischen Hochgebirge München selbst den Kaiserlichen, welche die Hauptstadt trotz des Vertrages mit der Kurfürstin besetzt hatten, entreißen und die dort von den Österreichern gefangen gehaltenen bayerischen Prinzen befreien. Das war die Antwort darauf, daß Kaiser Josef alle Bayern der Treue für ihren angestammten Kurfürsten entbunden und am 20. Dezember 1705 jede Beleidigung seiner eigenen Majestät mit dem Tode durch den Strang bedroht hatte.

5000 der treuen Hochländer aus dem Isar=, Loisach= und Mangfallthal, denen sich noch zahlreiche Bauern der durchwanderten Orte anschlossen, zogen nach der Hauptstadt. Ein französischer Hauptmann und der Jägerwirt aus Tölz führten sie an. Kühn stürmten sie in der Christnacht die Giesinger Vorstadt Münchens, das von 5000 Kaiserlichen besetzt war. Fast wären sie in die Stadt selbst eingedrungen, schon stieß der durch seine Riesenkraft bekannte Schmied von Kochel das Thor am roten Turm ein, da fiel früh 9 Uhr eine neue von Anzing herbeigeeilte kaiserliche Abteilung unter General Kriechbaum den Bauern in den Rücken und schnell erlagen die ungeübten Landleute der Kriegskunst der schlachterfahrenen und überdies der Zahl nach weit überlegenen kaiserlichen Soldaten. Nun wurden die nicht im Kampfe gebliebenen oder in die Flucht getriebenen Bauern nach dem nahen Unter=Sendling gejagt und in den dortigen Kirchhof gedrängt. Von allen Seiten umringt wehrten sie sich mit verzweifelter Tapferkeit. Immer mehr von ihnen erlagen den Schüssen der Österreicher. Endlich, als jede Aussicht auf Ersatz und jede Hoffnung auf ein Durchschlagen verschwunden war, baten sie um Pardon und legten die Waffen nieder, als ihnen Gnade zugesagt wurde. Nun drangen die österreichischen Panduren auf die Wehrlosen ein und erschlugen, wen sie erreichten. Viele Bauern nahmen die Waffen wieder auf und setzten den Kampf von neuem fort. Noch zweimal wiederholten sich diese Scenen, noch zweimal brachen die Österreicher den ge=

währten Pardon. Einer der letzten Kämpfer war der tapfere Schmidbalteß von Kochel. Wie ein Cyklop stand er da. Blut von einem Streifschuß und Schweiß rannen über das rußgeschwärzte Gesicht, die herkulischen Muskeln waren gleich Stricken angeschwollen und fest umfaßten die nervigen Fäuste noch die schwere Wagendeichsel, mit der er so manchem der verhaßten österreichischen Rotmäntel den Schädel zerschmettert. Von allen Seiten drangen die Gegner auf den noch allein kämpfenden, einundsechszigjährigen Mann ein. Aber er fiel noch immer nicht. So rasend schlug er mit seiner Deichsel um sich, daß noch mancher der Angreifer den wuchtigen Hieben erlag, bis es endlich gelang, dem Helden mit einer Lanze die Brust zu durchstoßen. Jetzt brach er zusammen, neue Stiche folgten, der letzte der heldenmütigen Isarwinkler, der Schmid von Kochel, war tot. Nun lagen alle die tapferen Verteidiger erschlagen auf der Walstatt. Über 2500 brave Bayern bezahlten an diesem Tage ihre Treue für den angestammten Wittelsbacher Fürsten mit ihrem Leben.

Nach dieser schweren Niederlage wurden auch die anderen Scharen der Aufständischen rasch niedergeworfen, in dem Gefecht bei Aidenbach am 8. Januar 1706 blieben wieder an 3000 der Tapfern, und somit war der ganze Aufstand bald beendet. Bayern ward nun ganz in Österreich einverleibt und litt entsetzlich unter den Bedrückungen durch die österreichischen Truppen und Beamten.

Der Kurfürst, der mit einem Teile der bayerischen Armee immer noch in den Niederlanden weilte, hatte von diesem Aufstande seines treuen Volkes nichts gewußt, und als er ihn erfuhr, sogar seine Mißbilligung ausgesprochen, weil er den Versuch als unzeitgemäß und aussichtslos erkannte. Dennoch steigerte sich der Haß des Kaisers Josef gegen seinen Schwager so sehr, daß er es beim Reichstag zu Regensburg durchsetzte, daß sowohl Kurfürst Max Emanuel als auch dessen Bruder, der Kurfürst Klemens von Köln in die Reichsacht und damit aller ihrer Länder verlustig erklärt wurden.

Am Oberrhein standen sich die Armee des kranken Mark-

grafen von Baden und die Franzosen unter Marsin zuerst auf dem linken, dann auf dem rechten und schließlich wieder auf dem linken Ufer entgegen und beobachteten einander. Im Herbst des Jahres 1705 gelang es dem Markgrafen, Hagenau und Drusenheim zu erobern. Wenn auch nicht in dem Maße wie in den Reunionskriegen, so litten die armen Rheinlande doch auch jetzt wieder entsetzlich durch die unaufhörlichen Brandschatzungen.

In Ungarn siegten die Österreicher an der Waag und bei Sibo über Rakoczy, ohne jedoch dadurch den Aufstand völlig zu überwältigen.

Im allgemeinen hatte das Jahr 1705 also keinem der Gegner besondere Vorteile gebracht. Nur Bayern war gründlich verheert und dann in Österreich einverleibt worden. Ludwig XIV. aber konnte im folgenden Jahre den Krieg mit neuer Kraft beginnen, denn dank der Saumseligkeit, Unentschiedenheit und kleinlichen Knauserei seiner Gegner war es deren beiden vorzüglichen Feldherrn Eugen und Marlborough nicht möglich gewesen, den Sieg von Höchstädt gehörig auszunützen und dadurch den Krieg zu ihren Gunsten zu beenden.

Im Winter 1705 und 1706 reiste der Herzog von Marlborough, das Amt des Diplomaten mit dem des Feldherrn verbindend, bei den Höfen von Wien, Berlin, Hannover und bei der Regierung im Haag herum, unablässig bemüht, durch seine Überredungsgabe und den Zauber seiner ritterlichen Persönlichkeit die Verbündeten zu größeren Rüstungen und Anstrengungen zu ermuntern. Mehr und mehr bewährte er sich, wie früher Wilhelm III., als die Seele der großen Allianz, und seinem Einflusse großenteils ist es zuzuschreiben, daß sie überhaupt noch hielt. Er erwirkte, daß der Schwerpunkt des Krieges nach Italien und in die Niederlande verlegt wurde und eine solche Verstärkung der dortigen Armeen eintrat, daß Aussicht auf durchschlagende Erfolge für das Jahr 1706 gegeben war.

Aber auch Ludwig XIV. hatte noch einmal alle Hilfsquellen seines mächtigen Reiches aufgeboten und seinen im Felde stehenden Armeen ebenfalls Verstärkungen zugeschickt. Noch ehe jedoch

die für die Armee in Flandern bestimmte Unterstützung unter Marsin bei dem dort befehligenden Marschall von Villeroi eintraf, gelang es Marlborough die Franzosen zum Vorrücken von der Dyle zu veranlassen und am 23. Mai 1706 bei Ramillies anzugreifen. 60,000 Engländer und Holländer mit 120 Geschützen standen hier gegen 62,000 Franzosen und Bayern mit 130 Geschützen. Beide Gegner kämpften gleich tapfer und hartnäckig. Allein das dem Marschall von Villeroi weit überlegene Feldherrntalent Marlboroughs erzielte den Sieg und zwar einen glänzenden.

Es gelang dem englischen Oberbefehlshaber durch einen Scheinangriff fast alle französischen Reserven auf den linken Flügel Villerois zu locken. Dann stürzte er sich mit überlegener Macht auf dessen rechten Flügel, warf diesen zurück und eroberte hierauf den in der Mitte der französischen Stellung liegenden Grabhügel Ottomunds, wodurch die Schlacht gewonnen wurde. Wieder hatte sich bei Gelegenheit eines Gegenstoßes der feindlichen Kavallerie die Geistesgegenwart und Kaltblütigkeit Marlboroughs vorzüglich bewährt.

Der Sieg wurde sowohl durch seine unmittelbaren Ergebnisse als durch seine späteren Folgen ebenso entscheidend wie der von Höchstädt. Die Franzosen und Bayern hatten 15,000 Mann, 52 Kanonen, ihre ganze Bagage und das Schiffbrückenmaterial sowie 80 Fahnen und Standarten verloren. Die Engländer und Holländer zählten nur 3633 Tote und Verwundete.

Was aber die Hauptsache war, den Verbündeten fiel ganz Brabant mit Brüssel und Antwerpen in die Hände, und die Geschlagenen mußten ganz Belgien räumen. Infolge davon konnten die Engländer und Holländer noch im Laufe des Jahres 1706 Ostende, Menin, Dendermonde und Ath belagern und auch einnehmen.

Am Rhein machte sich nicht nur wieder das gewöhnliche Elend der Reichsarmee fühlbar, daß ihre Kontingente 10 Monate im Jahre Winterquartiere in der Heimat bezogen und sich erst im August zur Fahne vollständig zu versammeln pflegten;

ihr bejahrter, in so vielen Feldzügen bewährter Führer, der Markgraf Ludwig von Baden, war obendrein krank geworden und hatte seine frühere Thatkraft verloren. Er fühlte sich nicht stark genug, sich im Elsaß zu behaupten, sondern mußte sich auf das rechte Rheinufer zurückziehen und den vom Marschall von Villars befehligten Franzosen alle Eroberungen des linken Ufers überlassen. Neues Unheil zog über die armen durch Ludwig XIV. an und für sich schon in eine halbe Wüste verwandelten Landstriche. Erst nachdem Villars 12,000 Mann als Verstärkung für die flandrische Armee abgegeben hatte, und im Herbste der General von Thüngen an Stelle des Markgrafen von Baden den Oberbefehl übernommen hatte, konnte man wieder über den Rhein vordringen und die Franzosen bis hinter die Lauter zurückdrängen. Der Markgraf von Baden aber, der schon am 4. Januar 1707 seinen Leiden erlag, verdient trotz der Schwächen seiner letzten Jahre ein dankbares Andenken. —

Wie aber das Feldherrntalent Marlboroughs den Waffen der Verbündeten im Jahre 1706 in den Niederlanden zu großen Erfolgen verhalf, so sollte das Genie Eugens ihnen in eben diesem Jahre auch in Italien einen großen und entscheidenden Sieg verschaffen.

Dort befehligte, während der Prinz sich in Wien befand, General Graf Reventlow die kaiserlichen Truppen. Diese ganz aus Oberitalien hinauszuwerfen, war die Absicht des unternehmungslustigen französischen Marschalls Vendôme. Plötzlich überfiel er die Österreicher in ihren Winterquartieren, schlug einen Teil derselben bei Calcinato westlich vom Gardasee und drängte sie in das Gebiet von Trient zurück. Da traf Prinz Eugen selbst in Roveredo ein. Schleunigst sammelte er seine zerstreuten Abteilungen, überschritt bei Chiusa die Etsch, marschierte abwärts derselben wieder in das Veroneser Gelände und stellte sich längs des Flusses auf. Ihm gegenüber stand Vendôme. Beide Armeen beobachteten sich nun unthätig einige Wochen, weil Eugen die ihm zugesagten Verstärkungen abwarten wollte. Unterdessen belagerte Marschall de la Feuillade mit

42,000 Mann Turin. Der Herzog Victor Amadeus von Savoyen hatte sich mit seiner kleinen Armee in die cottischen Alpen und zwar in das Lucernathal gerettet. In vollster Verzweiflung rief er den Prinzen Eugen um Hilfe. Dem bedrängten Fürsten beizustehen, faßte Eugen einen der kühnsten Pläne, die auf dem Gebiet der Kriegskunst je erfaßt und ausgeführt worden sind. Er beschloß den Marsch nach Piemont; das bedeutete aber die Umgehung eines stärkeren Feindes, den Durchzug durch die infolge der Wasserläufe sehr schwer gangbare Lombardei im Rücken desselben, das Aufgeben aller Verbindungen mit der Heimat und äußerst schwierige Verpflegungsverhältnisse, alles nur um einen anderen ebenfalls weit überlegenen Feind aufzusuchen und diesem eine Schlacht zu liefern! Deren Verlust mußte aber den Untergang des Heeres mit sich bringen.

Über all dies war sich Prinz Eugen vollständig klar. Allein er vertraute seinem Genie, seinem Glück, dem Eifer und der Leistungsfähigkeit seiner Truppen und — zog los. Gegenüber Vendôme ließ er zuerst Leopold von Dessau mit seinen Preußen stehen. Als aber der Prinz von Hessen mit 10,000 Mann Verstärkung eintraf, genehmigte Eugen die Bitte des Dessauers, „ihn und seine Preußen nicht zu vergessen, wenn es zum Dreinhauen komme“, und ließ ihn in Eilmärschen der Hauptarmee nachfolgen. Diese zog sich auf dem rechten Po-Ufer westwärts gegen Piemont. Ihr gegenüber auf dem linken schob sich die französische Armee vor. Bei der letzteren war ein den Kaiserlichen äußerst günstiger Wechsel eingetreten, indem Vendôme nach den Niederlanden abberufen und an Stelle dieses geschickten und unternehmenden Feldherrn der unerfahrene Herzog von Orleans, ein Neffe des Königs, und der schwache Marschall von Marsin gesetzt wurden. Im Mailändischen blieben gegen den Prinzen von Hessen nur 10,000 Franzosen unter General Medavi zurück.

Durch gewaltige Anstrengungen erreichte Prinz Eugen vor den Franzosen das Engnis bei Stradella, marschierte zwischen den vom Feinde besetzten Festungen Alessandria und Tortona

mitten hindurch, vereinigte sich am oberen Po mit dem aus dem Lucernathal kommenden Herzog von Savoyen und erschien anfangs September 1706 vor Turin. Dort waren ihm aber der Herzog von Orleans und Marsin zuvorgekommen, hatten sich mit den Belagerungstruppen de la Feuillade's vereint und standen jetzt mit 58,000 Mann zum Empfang der nur 30,000 Mann starken vereinigten Armeen des Prinzen Eugen und des Herzogs Viktor Amadeus — die 8000 Preußen unter Leopold von Dessau eingerechnet — bereit. Der junge Herzog von Orleans vertrat mit Eifer den Gedanken, mit der ganzen Macht den Kaiserlichen entgegenzugehen und ihnen im freien Felde eine bei den günstigen Machtverhältnissen ja unmöglich zu verlierende Schlacht zu liefern. Darauf entgegnete Marsin: „Das wäre wohl richtig, stände uns nicht der Prinz Eugen von Savoyen gegenüber. Diesen aber anzugreifen, ist trotz unserer Überlegenheit zu gewagt. Wir müssen ihn in unserer befestigten Umfassungslinie von Turin anlaufen lassen, hier abweisen und dann uns mit aller Macht auf die Weichenden stürzen." Und so geschah es. Man beschloß, die Kaiserlichen in den Schanzen vor Turin zu erwarten.

Lange brauchten sie sich nicht zu gedulden. Am 6. September ritten Prinz Eugen und der Herzog Viktor Amadeus ihren Truppen voraus auf die Höhen der Superga, von wo aus man ganz Turin und dessen Umgebung übersehen konnte. Der Prinz erkannte mit seinem geübten Auge bald den schwächsten Teil der feindlichen Stellung, gründete daraufhin seinen Angriffsplan und teilte ihn dem Herzog Victor Amadeus mit, der ganz damit einverstanden war. Vollkommen einig und klar über das, was zu geschehen habe, kehrten der Herzog und der Prinz Eugen zur Armee zurück. Turin wurde südlich umgangen und beschlossen, zwischen der Stura und der Dora vorzugehen.

Am 7. September früh rückte die kaiserliche Armee in 8 Kolonnen zum Angriff vor. Links marschierten die auserlesenen österreichischen Grenadierbrigaden und die Preußen Leopolds von Dessau. Mit diesen sollte der Hauptschlag geführt werden.

In der Mitte waren Kaiserliche und Pfälzer, rechts wieder Pfälzer und Sachsen. Die Reserve bildeten die Piemontesen des Herzogs von Savoyen und Kaiserliche.

Kaum hatten die Franzosen die Richtung des gegnerischen Anmarsches erkannt, so eilten der Herzog von Orleans und Marschall von Marsin auf die bedrohten Punkte und zogen möglichst viele Truppen dorthin. Ein gewaltiges Artilleriefeuer empfing die anrückenden deutschen Kolonnen, die halten mußten, um den Aufmarsch der letzten Abteilungen zu erwarten. Das kostete viel Blut, trotzdem auch die Geschütze der Kaiserlichen energisch eingriffen. Endlich war alles bereit.

„Vorwärts!“

In trefflicher Haltung rückten die Linien vor. Allein der Feuerregen aus den Schanzen war zu verheerend. Die ersten Reihen stutzten, Verwirrung trat ein, es schien als würde der Angriff mißlingen. Da sprengte Prinz Eugen selbst zu dem, dem er am meisten vertraute, zu seinem „Bullenbeißer“, wie er sich ausdrückte, zu Leopold von Dessau und seinen Preußen. Viel Worte bedurfte es zwischen beiden Führern nicht. Zu Fuß — eine Stückkugel hatte ihm wieder sein Pferd erschlagen — stellte sich Leopold an die Spitze seiner Grenadiere. „Faßt das Gewehr an! — Richtung auf jene Schanze! — Brigade — marsch!“

So mit geschulterten Gewehren, im Tritt, in möglichst scharf erhaltener Richtung führte er sie vor. Granaten schmetterten in die Reihen und rissen breite Lücken.

„Anrücken! Tritt halten! Vorwärts!“

Vorwärts gings nach dem Schlage der Trommel.

Ramm, tamm, ramm, tamm!

Gewehrkugeln schlugen Dutzende nieder. Die Hintermänner sprangen auf die Plätze ihrer Vorleute und weiter, unaufhaltsam, eng geschlossen schob sich die Masse vor. Allen voraus den gezogenen Degen hoch erhoben der Dessauer, der „Bullenbeißer“!

Ramm, tamm, ramm, tamm!

„Halten wir denn gar nicht, um zu feuern?“

„Nein vorwärts! Tritt, festen Tritt! Nach der Mitte zusammenrücken! Vorwärts, vorwärts!“

Ramm, tamm, ramm, tamm!

Unaufhaltsam schiebt es weiter, Hunderte fallen, die andern rücken vor. Immer noch mit geschultertem Gewehr rücken sie vor, denn der Dessauer hat es so befohlen und marschiert selbst an der Spitze.

Auf eine solche in der damaligen Zeit für undenkbar gehaltene Art drangen diese Preußen bis auf 10 Schritte an die feindlichen Schanzen heran trotz eines wahren Höllenfeuers, trotz furchtbarer Verluste.

Jetzt endlich hielten sie. Aber nur um eine, freilich auf den Feind entsetzlich wirkende Salve abzugeben und dann mit markerschütterndem Hurra einzustürmen auf die Schanzen und auf die vollständig aus der Fassung gebrachten Franzosen darin. Leopold von Dessau war der erste auf dem Wall. Begeistert stürmten seine Leute nach und entsetzt begannen die Franzosen zu fliehen. Ihre Kavallerie wollte ihnen helfen und die eingedrungenen Brandenburger wieder aus den Schanzen hinauswerfen. Alles umsonst. Wie dieselben sich vorher beim Anmarsch nicht zum Stehen zwingen ließen, so jetzt nicht zum Weichen. Die Reiter wurden trotz aller ihrer schneidigen Angriffe abgewiesen, die eroberten Schanzen blieben in den Händen der Preußen.

Das erhebende Beispiel der Brandenburger hatte auch die österreichischen Grenadiere zum Halten und Wiederordnen ihrer Glieder gebracht. Als sich jetzt Prinz Eugen ebenfalls selbst an ihre Spitze stellte und sie persönlich zum Sturme führte, gelang es auch ihnen, die ihnen vorliegenden Schanzen zu ersteigen. Hatte sich doch dorthin schon der Schrecken vor den unaufhaltsamen Angreifern durch Flüchtlinge aus den von den Preußen eroberten Schanzen verbreitet. Nun wichen die Franzosen auf der ganzen Linie zurück. Ihre Unordnung wurde noch vergrößert, als der kaiserliche Kommandant von Turin, Graf Daun, einem eingeschmuggelten Befehle des Prinzen Eugen zufolge

nunmehr einen schneidigen Ausfall in den Rücken der Weichenden machte.

Auch in der Mitte, wo sich die Herzoge von Savoyen und Orleans gegenüberstanden, und auf dem rechten Flügel verbreitete sich bei den Franzosen das Entsetzen, bei den Verbündeten die Siegeszuversicht der Truppen des linken Flügels, und bald war der Erfolg der Kaiserlichen ein allgemeiner. Als überdies der Marschall von Marsin tödlich und der Herzog von Orleans zweimal verwundet worden waren, griff die Entmutigung der Franzosen rasch überall um sich, und bald entstand ein allgemeines sauve qui peut. Der Sieg war glänzend, und zwar noch weniger durch die Verluste, die der Feind in der Schlacht erlitten hatte, als durch die weiteren Folgen, die sich an den Sieg knüpften. Zwar lagen 3000 Franzosen erschlagen auf dem Felde, über 6000 blieben als Gefangene, 220 Geschütze, 40 Fahnen und Standarten, 3 Paar Pauken und die ganze Bagage als Beute in den Händen der Sieger, deren Verlust jedoch ebenfalls 3000 Tote und Verwundete betrug. Den Löwenanteil wie an dem Sieg, so auch an dem Verluste trugen aber der „Bullenbeißer" Leopold von Dessau und seine Preußen, und die Ehre wurde ihnen auch von Prinz Eugen und den Kaiserlichen redlichst zuerkannt. Was aber die weiteren Folgen betrifft, so war nicht nur Turin gerettet — noch am gleichen Tage zogen Prinz Eugen und der Herzog von Savoyen feierlich in die befreite Stadt —, sondern die Franzosen unter dem unfähigen de la Feuillade flüchteten so rasch sie konnten durch das Gebirge, um über Pinerolo Frankreich zu erreichen, und machten ganz Piemont frei für den Herzog Viktor Amadeus und die Kaiserlichen. Die noch in feindlichen Händen sich befindenden Festungen wegzunehmen, war für Prinz Eugen ein leichtes. Schließlich wurden auf Befehl Ludwigs XIV. alle Festungen in Italien übergeben und dafür deren Garnisonen nach Frankreich entlassen.

So hatte der kühne Marsch des Prinzen Eugen und der glänzende Sieg bei Turin ganz Italien vom Feinde gesäubert und damit in Verbindung mit den Erfolgen Marlboroughs in

den Niederlanden dem Kaiser und seinen Verbündeten ein wirkliches und zwar dauerndes Übergewicht über Ludwig XIV. verschafft. Durch Marlborough war Brabant und Flandern, durch Prinz Eugen Oberitalien und das Königreich beider Sicilien der Macht der Verbündeten überliefert und durch die drei großen Siege von Höchstädt, Ramillies und Turin Ludwig XIV. vom Jahre 1707 an gezwungen worden, sich auf die Verteidigung Frankreichs zu beschränken.

VI.

Ludwig XIV. verteidigt die Grenzen Frankreichs (1707—1710). Plötzlicher Umschwung 1711. Friedensschluß zu Utrecht und Rastatt 1713 und 1714.

Dennoch zeigte das Jahr 1707 bei den Verbündeten wieder die alte Eifersucht und Zauderei. Besonders die Holländer wären jetzt, da ja ihre Grenzen gesichert erschienen und alles, was sie erstreben wollten, eigentlich erreicht war, am liebsten ganz vom Bunde zurückgetreten, um sich von neuem ihrem Handel und ihren Friedensbeschäftigungen hinzugeben. Deshalb beauftragten sie ihren der Armee Marlboroughs beigegebenen Feldabgeordneten, alle Kriegsunternehmungen des englischen Feldherrn zu durchkreuzen.

Den Kaiserhof zu Wien und manchen deutschen Reichsfürsten machte aber das Erscheinen eines neuen Kriegshelden besorgt, nämlich des Königs Karl XII. von Schweden. Dieser hatte soeben den gegen ihn gerichteten Bund der nordischen Monarchen gesprengt, in Kopenhagen den Dänen Frieden befohlen, das russische Reich beinahe umgestürzt, den König von Polen entthront und nach Sachsen verfolgt. Er stand nun an der Spitze eines 50,000 Mann starken siegreichen Heeres im Innern Deutsch-

lands, in Dresden. Er preßte dem unglücklichen Sachsen 22 Millionen an Kriegssteuern und 20,000 Rekruten ab, und blieb, um seine erschöpften Soldaten in dem wohlhabenden Lande auszuruhen, auch nach dem Abschluß des Friedens von Altranstädt im Lande stehen. Ludwig XIV. gab sich alle erdenkliche Mühe, den jungen sieggekrönten Fürsten auf seine Seite zu ziehen, und auch auf deutscher Seite schien mancher durch Hilfe der Schweden Vorteile erreichen zu wollen, wenn auch auf Kosten eines anderen Deutschen. Jedenfalls konnten, solange Karl XII. in ihrer nächsten Nachbarschaft stand, weder Preußen und Dänemark, noch gar der sächsische Kurfürst ihre Kontingente zur Reichsarmee entsenden. Nun aber machte Karl XII. gar Miene, mit dem Kaiser Josef I. anzubinden, indem er sich zum Beschützer der unter schwerem Druck leidenden österreichischen Protestanten in Schlesien, Böhmen und Mähren aufwarf. Die Gefahr eines Bündnisses Karls XII. mit Ludwig XIV. schien nicht ferne; da war es Marlborough, der sie vereitelte. Im Begriffe den niederländischen Feldzug zu eröffnen, eilte er im Frühjahr 1707 selbst nach Altranstädt, und der Zauber seiner Person und seine Beredsamkeit gewannen Karl so völlig, daß letzterer sich mit dem Kaiser vertrug, allerdings unter der Bedingung völliger Befreiung der schwedischen Provinzen in Deutschland von den Reichslasten, sowie der Gewährung größerer Rechte und Freiheiten an die protestantischen Unterthanen des Reiches zumal in Schlesien. Im September 1707 marschierte Karl XII. zur großen Erleichterung der Verbündeten nach Rußland ab, wo seine tollkühne Starrköpfigkeit ihn alsbald ins Unglück führen sollte. Der Zar Peter hatte, während Karl kostbare Monate in Sachsen zubrachte, die Ostseeprovinzen erobert und lockte nun den jungen Schwedenkönig, indem er sich desselben Mittels bediente, welches im Jahre 1812 noch einmal gegen Napoleon mit Erfolg angewendet wurde, tiefer und tiefer in das Innere des Reiches, wo Karl am 8. Juli die Niederlage von Pultawa erlitt, welche sein Heer völlig aufrieb. 14,000 Mann der schwedischen Armee, einer der besten Truppen ihrer Zeit, ergaben

sich und fanden in Sibirien den Untergang, während sich Karl mit nur 500 Mann in die Türkei rettete. Mit dem von Gustav Adolf begründeten Übergewichte Schwedens im nördlichen Europa war es von diesem Tage an vorbei, und dieses Ereignis übte insoferne auch seinen Einfluß auf den Westen, als Frankreich in Schweden einen alten Bundesgenossen besaß, dessen Hilfe noch für Ludwig XIV. in seinen ersten Kriegen, wie wir früher gesehen haben, wertvoll gewesen war.

Während im Sommer 1707 die Rheingrenze infolge der eben geschilderten Verhältnisse ganz ungenügend mit Truppen gedeckt war und Marlborough in Sachsen sich aufhielt, hatte Ludwig XIV. sich die Lage nach Möglichkeit zu Nutzen gemacht. Er betraute mit der Kriegführung in Deutschland den stets zu angriffsweisem Vorgehen geneigten, rasch entschlossenen und zugleich umsichtigen und scharfblickenden Marschall von Villars. Derselbe drang so schnell als möglich über den Rhein vor, warf sich mit 40,000 Mann auf die nur von 20,000 Reichstruppen unter dem biedern, aber unfähigen Markgrafen Ernst Christian von Brandenburg-Kulmbach, welcher nun an des Markgrafen von Baden Stelle Reichsfeldherr geworden war, besetzten Stollhofener Linien — dieselben, hinter welchen der Markgraf von Baden so viele Jahre den Oberrhein geschützt hatte -- und nahm sie am 23. Mai 1707 weg. Wehrlos lagen nun Schwaben und Franken vor den Franzosen da, die den dortigen Reichsständen allein an Kriegskontributionen 9 Millionen Gulden abnahmen, also das dreifache von dem, was diese aufzuwenden gehabt hätten, wenn sie ihren Pflichten gegen das Reich nachgekommen wären. Mit Mühe gelang es, den Markgrafen von Brandenburg-Kulmbach vom Oberbefehl zu entfernen, aber sein Nachfolger, der Kurfürst Georg von Hannover, der spätere König Georg I. von England, war um nichts besser. Die Verstärkungen, mit denen er bei der Reichsarmee eintraf, setzten ihn zwar in den Stand, den Marschall Villars am Vormarsch zu hindern, aber er vermochte nicht, ihn über den Rhein zurückzuwerfen. Beide Armeen lagen sich vielmehr bis Ende September unthätig

gegenüber, und die Franzosen erhielten während dieser Zeit ihre Truppen durch Brandschatzungen, welche weit entsendete Abteilungen in großem Maße vornahmen. Wieder lernten die armen Länder auf dem rechten oberen Rheinufer die Geißel Ludwigs XIV. in harter, schauriger Weise kennen. Man muß aber gerecht sein und zugeben, daß solche unnötige Mordbrennereien, wie unter Melac, Boufflers und Duras, doch nicht mehr vorkamen. Schließlich rächte sich das zu vermessene Auftreten der französischen Streifabteilungen, indem es dem kaiserlichen General Freiherrn von Mercy gelang, eine solche unter dem Marquis de Vivans am 24. September 1707 zu überfallen und, ehe sie überhaupt zum Aufmarsch kam, bei Offenburg gründlich zu schlagen. Endlich ging Villars über den Rhein zurück und bezog seine Winterquartiere. Das Gleiche thaten die Kaiserlichen.

In Italien begannen die Ansprüche des Herzogs Viktor Amadeus dem Kaiser Josef bereits bedenklich zu werden, schien jener doch geneigt, das ihm vertragsmäßig zukommende Stück von der spanischen Beute in Italien dem Hause Habsburg wegschnappen zu wollen. „Er wolle Piemont neben den Häusern Habsburg und Bourbon zur dritten Macht Europas erheben." So warf ihm die kaiserliche Hofkanzlei vor und erging sich in diplomatischen Zweideutigkeiten gegen den bundestreuen Fürsten, der soeben neue Friedens- und Neutralitätsangebote Ludwigs XIV. unter Ausdrücken des Unwillens mit den Worten abgewiesen hatte: „Frankreich habe keinen erbitterteren Gegner als den Savoyarden." Während Kaiser Josef, entgegen dem Gutachten Eugens, die Einheimsung der spanischen Lande in Italien betrieb und einen Zug nach Neapel befahl, wurden die nächsten Aufgaben, wie schon öfter, wieder einmal versäumt. Der Herzog und Prinz Eugen hatten sich gegen die Provence gewendet und die Belagerung von Toulon unternommen. Schon war ein Teil der Werke dieser Seefestung erobert. Aber die erwarteten Truppenverstärkungen blieben aus. Wegen ungenügender Mittel mußte also die Belagerung aufgegeben und der Rückzug nach Piemont mit einem Verlust von 10,000 Mann angetreten werden. Die kurz=

sichtige Vergrößerungs- und Hauspolitik des österreichischen Hofes rächte sich auch hier, und der Unfall in Südfrankreich war um so schlimmer, als auch in Spanien die Sache des Erzherzogs Karl eine schwere Niederlage erlitt. Marschall Berwick war mit Verstärkungen dem König Philipp zu Hilfe gekommen und brachte bei Almansa am 25. April 1707 den Truppen Karls eine so entscheidende Niederlage bei, daß sich Karl auf die Stadt Barcelona beschränkt sah und in ganz Spanien Philipp V. als König ausgerufen wurde.

Die Erfolge, welche dergestalt das Jahr 1707 auf allen Punkten des Kriegsschauplatzes wieder für Ludwig XIV. und seine Sache brachte, vermochten doch den König nicht darüber zu täuschen, daß die Widerstandskraft Frankreichs durch so viele Kriegsjahre erschöpft war und daß der endgültige Sieg bald kommen müßte, sollte darüber Frankreich nicht zu Grunde gehen. Am Hofe selbst war eine starke Partei für den Frieden, und zwar für den Frieden um jeden Preis, und an der Spitze derselben stand des Königs Enkel selbst, der Herzog von Burgund, älterer Bruder des spanischen Thronerben. Er war der Schüler des Bischofs Fénélon. Doch Ludwig wollte noch nichts vom Frieden wissen, und stellte im Jahre 1708 zwei neue große Armeen auf, die eine unter Marschall Vendôme, der neben Villars für den besten Heerführer Frankreichs galt, in den Niederlanden, die andere unter dem Sieger von Almansa, Marschall Berwick, im Elsaß. Um die niederländische Armee auszuzeichnen, sandte der König den ebengenannten Herzog von Burgund ins Hauptquartier, und zwar als nominellen Oberbefehlshaber. Seine Friedensliebe brachte diesen aber sehr bald in Zwiespalt zu dem Marschall Vendôme, so daß der Herzog von Burgund die Ursache neuen Unglücks für die französische Armee wurde. Was den Herzog Marlborough betrifft, so traf ihn der Beginn des Feldzugs tief entmutigt, und zwar in erster Linie infolge von schlechten Nachrichten, die aus England kamen und welche ein Sinken des Einflusses seiner Gemahlin und damit auch seines eigenen bei der Königin Anna ankündigten, zum andern quälten

ihn auch wieder die „Hochmögenden“ durch die Kleinlichkeit ihrer Gesinnungen und ihre Friedenssehnsucht. Er war fortdauernd in gedrückter und mutloser Stimmung und wußte zudem die Franzosen ihm gegenüber in starker Übermacht. Als er erfuhr, daß der Herzog von Burgund mit neuen Verstärkungen bei der feindlichen Armee angekommen sei, wurde er so kleinmütig, daß er nach England unter anderem schrieb: „Unsere Aussichten sind wahrhaft schrecklich“. Der französischen Armee unter Burgund und Vendôme gelang es denn auch, sich ohne Schwertstreich der beiden flandrischen Hauptstädte Brügge und Gent zu bemächtigen. Aber gerade dieser rasche Vorstoß war für Marlborough vorteilhaft, insofern die holländische Regierung wieder einmal tüchtig Angst bekam und daher ihrem Großpensionär Heinsius und dem englischen Feldherrn freiere Hand ließ. Marlborough konnte wieder einmal einen großen Angriffsplan entwerfen und setzte sich zu dessen Ausführung mit dem Prinzen Eugen ins Einverständnis.

Dieser war aus Italien abberufen worden und stand am Oberrhein gegen Marschall Berwick in Beobachtungsstellung, ohne daß es zu einem Angriff kam, zum Glück für Eugen. Denn dank der gewöhnlichen Zaudereien der deutschen Mächte und unglaublicher Bummelei der kaiserlichen Behörden, deren Schlaffheit den Prinzen fast zur Verzweiflung trieb, geschah die Instandsetzung der Reichsarmee so langsam, daß Eugen zu vollständiger Unthätigkeit verurteilt schien. Da kam der Ruf von Marlborough, daß er sich mit ihm zu einem Vorstoß auf Frankreich vereinigen solle. Prinz Eugen übertraf sich nun in unermüdlichster Thätigkeit fast selbst. Mit den Kurfürsten von Mainz, Hannover und der Pfalz besprach er sich persönlich, in Wien und beim Reichstage zu Regensburg drang er auf schleunigste Aufstellung der Armee, und dennoch konnte er nicht so schnell mit allem fertig werden, als es den Bitten Marlboroughs gegenüber nötig gewesen wäre. Trotzdem die Truppen des Kurfürsten von Bayern, sowie des Marschalls von Berwick einen Marsch kleiner kaiserlicher Abteilungen sehr ge-

fährden konnten, ritt Eugen nur von wenigen hundert ungarischen Husaren begleitet seiner Armee, die noch lange nicht marschbereit war, voraus und eilte nach Belgien. Es war auch höchste Zeit. Die Franzosen bedrohten bereits Brüssel. Und Marlborough lag fieberkrank den größten Teil des Tages zu Bett. Er schien das Vertrauen auf sich selbst völlig verloren zu haben.

Plötzlich am 7. Juli 1708 meldeten die englischen Vortruppen das Erscheinen eines fremden Reitertrupps. Gleich darauf sprengte ein neuer Meldereiter daher.

„Es ist Prinz Eugen von Savoyen mit ungarischen Husaren!"

Wie diese Nachricht die ganze englisch-holländisch-deutsche Armee begeisterte! Und ihr Feldherr selbst! Mit einem Schlage hatte ihn sein Fieber verlassen, er trat vor sein Zelt und blickte mit freudig strahlendem Auge dem so heiß ersehnten Prinzen entgegen. Jetzt kam dieser angesprengt, schwang sich aus dem Sattel und schritt auf den Herzog zu, der ihn mit ausgebreiteten Armen empfing, umarmte und zärtlich küßte.

„Nichts kann mir in der bedauerlichen Lage, in der ich mich befinde, größeren Trost gewähren, als die Gegenwart von Eurer Hoheit!"

Dem Prinzen Eugen gelang es, den Mut Marlboroughs wieder aufzurichten und ihm die Überzeugung beizubringen, daß die Dinge gar nicht so schlecht ständen, wenn man nur ohne jedes Versäumnis der flandrischen Armee Ludwigs XIV. auf den Leib rücke.

„Mit Gottes Hilfe", meinte Eugen, „werden wir — und müßte ich auch mein Leben darüber verlieren — noch alle Genugthuung erhalten."

Es wurde ein Kriegsrat berufen und in demselben trotz des Widerstandes der holländischen Regierungs-Abgeordneten beschlossen, den Feind in seiner gegenwärtigen Stellung bei Oudenarde anzugreifen.

Wunderbar war es, wie das Auftreten eines einzigen

Mannes durch sein ruhiges Selbstvertrauen, durch die Macht seiner Erscheinung und seines Wortes, durch seine unbeirrbare Zuversicht die Stimmung einer ganzen Armee vom Oberfeldherrn bis zum letzten Soldaten hob und aus einer bangen, zaghaften in eine kühne, siegesmutige verwandelte, und zwar in wenigen Stunden.

Ewig denkwürdig aber bleibt es auch, mit welcher Einmütigkeit zwei so hochbegabte Feldherrn und Staatsmänner wie Eugen und Marlborough sich ineinander fanden und einander ergänzten.

Dem Plane Eugens gemäß setzten sich die 70,000 Mann der verbündeten Armee möglichst bald, schon in der Nacht vom 9. zum 10. Juli 1708 in Marsch und stellten sich zwischen dem 80,000 Mann starken Gegner und der belgisch-französischen Grenze auf. Man mußte also unter Aufgabe der rückwärtigen Verbindungen mit Front gegen Norden schlagen, hatte dadurch aber auch die feindlichen Verbindungslinien in der Hand. Die Franzosen standen anfangs hinter einem Bache. Hier hätten sie den Angriff der Verbündeten abwarten und nur ihren linken Flügel vorgehen lassen sollen. So beabsichtigte es auch Vendôme. Allein im französischen Lager herrschte diesmal keine Einmütigkeit. Der Herzog von Burgund haßte den Marschall von Vendôme und pflegte stets das Gegenteil von dem zu thun, was jener anordnete. Er ließ dessen Befehl zuwider seinen rechten Flügel ebenfalls vorrücken. Bei den Verbündeten befehligte, ebenso wie bei Höchstädt, Eugen wieder den rechten, Marlborough den linken Flügel. Der französische Stoß wurde abgewiesen, die von dem holländischen General Overkirk befehligte Reserve konnte nun in die entblößte rechte Flanke der Franzosen stoßen, und diese wurde vollständig geworfen. Die eintretende Dunkelheit allein ermöglichte es den Franzosen, sich gänzlicher Vernichtung zu entziehen. Sie ließen aber ungefähr 12,000 Tote, Verwundete und Gefangene, an 100 Standarten und Fahnen und eine Menge von Geschütz und Material in den Händen der siegreichen Verbündeten, welche nur 5000 Mann verloren hatten.

Vendôme war wütend über diese Niederlage, — die erste, welche er in seinem langen Kriegerleben erlitten hatte. Er hoffte, indem er sich in Gent und hinter dessen Kanal verschanzte, die an Truppenzahl schwächeren Gegner hier festzuhalten. Aber er täuschte sich in den Feldherren, die ihm gegenüber standen. Kaum war die Armee des Prinzen Eugen, 30,000 Mann stark, endlich eingetroffen, als dieser die Belagerung der Hauptstadt des französischen Flandern, Lille, begann und zugleich Streifkorps weithin in die französischen Provinzen Artois und Picardie entsandte, welche endlich auch einmal dem geheiligten Boden Frankreichs fühlen ließen, was es um den Krieg sei. Obschon der Marschall von Boufflers Lille sehr schneidig verteidigte, und Marschall Berwick vom Rhein her zum Entsatze anrückte, ließen sich die beiden Feldherrn doch nicht irre machen. Marlborough verhinderte durch seine unermüdliche Thätigkeit die drei Marschälle Vendôme, Burgund und Berwick, die zusammen über 140,000 Mann verfügten, aber fortwährend untereinander uneins waren, den Belagerern in den Rücken zu fallen, während Eugen die Belagerung leitete. Wieder bewährte sich die Einmütigkeit der verbündeten Feldherrn. Als Prinz Eugen bei einem Sturme am 20. September verwundet wurde, übernahm Marlborough die Belagerung und deren Deckung zugleich. Am 23. Oktober 1708 mußte sich die starke Festung ergeben, bis zum Neujahrstage folgten Brügge und Gent. Umsonst war es, daß Ludwig XIV., der seinen Enkel nicht fallen lassen mochte, dessen Gegner, den Marschall Vendôme, vom Hofe verbannte und seiner Würden entsetzte. Mit der Eroberung von Lille war zum erstenmal eine französische Festung in die Hände des Feindes gefallen und auf dem Wege, der hiermit eingeschlagen war, schien es auch im Bereich der Möglichkeit zu liegen, daß dieser Paris selbst bedrohe. Auch zur See erlangten die Verbündeten im Jahre 1708 einen großen Erfolg, indem die Engländer und Holländer unter Admiral Leake die französische Flotte bei Minorca vollständig schlugen und Cagliari, die Hauptstadt der Insel Sardinien, sowie Minorca einnahmen, während Kaiser Josef I.

in Italien schaltete, Neapel einnahm, den Papst Klemens XI. für seine Parteinahme zu Gunsten Frankreichs züchtigte, und Mirandola und Mantua für die österreichische Krone einzog. Die Ergebnisse des nun im 9. Jahre dauernden Krieges waren — dank dem überlegenen Genie eines Eugen und Marlborough und der Einmütigkeit dieser beiden großen Feldherrn — trotz der in Wien und bei den meisten anderen deutschen Höfen herrschenden Kleinlichkeit, Knauserei und Uneinigkeit für die Verbündeten und zumal den Kaiser sehr günstige. Belgien war erobert, Lille den Franzosen abgenommen, ja ganz Italien befand sich in den Händen des Kaisers, nur in Spanien selbst konnte die Sache der Verbündeten keine nachhaltigen Fortschritte gegenüber dem dort sehr beliebten Philipp V. machen.

Dagegen war Frankreich tief gedemütigt und friedensbedürftig. Seine Finanzen waren vollkommen erschöpft und eine schwere Teuerung infolge des strengen Winters von 1708 auf 1709 erzeugte überdies eine Hungersnot im Lande. Die Friedenspartei am Hofe und im Land bekam vollkommen Oberwasser, und eine tiefe Entmutigung hatte den alternden König selbst ergriffen. Ludwig XIV. war des ruhm- und aussichtslosen Krieges müde und entschloß sich zu einer Selbstdemütigung, die den frühern Stolz gar nicht mehr erkennen läßt. Er bot zunächst im Haag den Frieden zu Bedingungen an, die verhältnismäßig sehr bescheiden genannt werden konnten: er war bereit, den österreichischen Erzherzog Karl als König von Spanien anzuerkennen, die spanischen Niederlande den Generalstaaten zu überlassen, und nur die spanischen Provinzen in Italien, Mailand und Neapel, wollte er für seinen Enkel; ja sein Minister de Torcy ging noch weiter, indem er auch eine Reihe nordfranzösischer Festungen Holland als „Barriere" zu überlassen bereit war. Aber der Kaiser forderte die Herstellung der Rheingrenze auf Grund des westfälischen Friedens, und daran scheiterte die Friedenskonferenz im Haag — zur großen Enttäuschung der Verbündeten, die gehofft hatten, Ludwig XIV. sei wirklich schon mürbe.

Es ist nur gerecht, anzuerkennen, daß nunmehr Ludwig XIV.

mit großem Eifer und ausdauernder Thatkraft sich von neuem zum Kriege rüstete, alle Hilfsquellen seines reichen Landes aufbot und daher auch bald seine Armeen wieder auf eine Höhe brachte, welche die Fortsetzung des Krieges mit der Hoffnung auf einen günstigen Ausgang ermöglichte. Ebenso wie 1708 legte er auch im Jahre 1709 den Schwerpunkt des Kampfes nach den Niederlanden.

Dort hatten die Verbündeten die Festung Tournai belagert. Sie tauschten diesmal die Rollen, indem Marlborough die Belagerung, Eugen deren Deckung befehligte. Am 30. Juli 1709 besetzten die Verbündeten die Stadt, aber erst am 31. August fiel die Citadelle nach hartem Minenkrieg. Nun gedachten Eugen und Marlborough, zur Belagerung von Mons, der Hauptstadt des Hennegau, zu schreiten.

Unterdessen war aber die französische Armee des Marschalls von Villars auf 80,000 Mann und 80 Geschütze angewachsen. Mit dieser stellte sich der französische Feldherr bei Malplaquet, einem Dorfe an der belgisch-französischen Grenze, auf, verschanzte sich so gut als nur möglich und sperrte damit den Verbündeten den Weg nach Mons. Auch die Armee der Franzosen hatte in der letzten Zeit sich sehr gehoben. Villars und der ihm beigegebene Boufflers führten gemeinsam ohne gegenseitige Eifersucht den Oberbefehl, und die Truppen brannten vor Begier, die Scharten der letzten Jahre auszuwetzen. Sie und ihre Führer gaben sich der größten Siegeszuversicht hin.

Eugen und Marlborough trafen aber ihre Vorkehrungen auf das umsichtigste. Ihre Armee, aus Truppen der verschiedensten Stämme, Sprachen, Glaubensbekenntnisse und Sitten zusammengesetzt, bildete doch nur einen Körper mit einem Willen. Auch die bei der Armee anwesenden Fürsten und Generale, wie der Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen, die Prinzen von Hessen-Kassel und von Oranien, die holländischen Generale Graf Tilly, Albemarle und Fagel, die preußischen von Bülow und von Lottum, der pfälzische Behlen, der sächsische von Schulenburg, die englischen u. s. w. u. s. w. hegten keinen anderen Gedanken,

als im Interesse des großen Ganzen genau zu thun, was Prinz Eugen und Marlborough anordneten. Darin, in diesem Zusammenwirken aller Führer und ihrer Truppen, lag die Versicherung des Sieges. Das fühlte auch die ganze Armee und darum scheute sie sich nicht, die starken Schanzen der fast gleich starken Franzosen anzugreifen.

Wieder wie bei Höchstädt und Oudenarde führte Eugen den rechten, Marlborough den linken Flügel.

In der Nacht vom 10. zum 11. September herrschte in beiden Lagern eine ununterbrochene, wenn auch sehr verschiedenartige Thätigkeit. Jubelnd, singend, tanzend und trinkend verbrachten die Franzosen die Zeit bis zum Beginn der Schlacht. Das aus ihrem Lager erschallende Getöse verriet weithin die Lebhaftigkeit des romanischen Blutes. Ernst und würdevoll rüsteten sich die Deutschen, Dänen, Holländer und Engländer, sämtlich Kriegsvölker germanischer Abstammung, für den Kampf, und früh 3 Uhr vereinte ein feierlicher Feldgottesdienst alle Truppen der Verbündeten zur letzten erhebenden Vorbereitung für die kommende Schlacht.

Lange verhinderten dichte Nebel den Vormarsch. Um 7 Uhr früh aber legten sich die Schleier. Mit den ersten Strahlen der Sonne vereinigten sich nun leuchtende Blitze aus den zahlreichen Feuerschlünden und sandten Gruß um Gruß, eiserne Todesbringer, dem Gegner zu. Dann schritt Prinz Eugen mit dem rechten Flügel zum Angriff. Mutig drangen die 40 Bataillone des Generals von Schulenburg vor. Allein er stieß auf erfahrene Gegner. General Albergotti ließ seine Franzosen erst feuern, als die Stürmenden auf Pistolenschußweite heran waren. Letztere stutzten. Wieder aber, wie bei Höchstädt, stellte sich Prinz Eugen selbst an die Spitze, und nun ging es. Der gegenüberliegende Verhau und der Wald von Sart wurden erobert.

Nicht so gut gelang es den Engländern und Deutschen Lottums und den Holländern des Grafen Tilly. Besonders letztere erlitten furchtbare Verluste und konnten nicht Boden ge-

winnen. Da drang Eugen, um dem linken Flügel Luft zu machen, wieder vor. Allein jetzt warf sich ihm Villars selbst mit 30 Bataillonen entgegen. Es gelang diesem, die Verbündeten, an deren Spitze Prinz Eugen, wenn auch glücklicherweise wiederum nur leicht, verwundet wurde, in ihren Wald zurückzutreiben. Durch seinen Vorstoß hatte sich Villars aber von Boufflers getrennt, der den rechten Flügel der Franzosen befehligte, und es entstand in deren Linie eine große Lücke. Weder das über seinen verwundeten Hinterkopf herabrieselnde Blut noch der Schmerz konnten Eugen veranlassen, nur einen Augenblick den Befehl abzugeben. Er hatte kaum den vom Feinde gemachten Fehler erkannt, als er sein schnell wieder gesammeltes Fußvolk in die beim Gegner entstandene Lücke lenkte. Nun gelang der Angriff. Während desselben wurde überdies Villars schwer verwundet und ohnmächtig vom Schlachtfeld weggetragen. Nun drangen Eugens Truppen unaufhaltsam vor und nahmen bald alle ihnen gegenüberstehenden Schanzen.

Dies verschaffte auch dem linken Flügel der Verbündeten mehr Freiheit, und entschlossen stürmte Lord Orkney die Schanzen von Bleron. Nachdem diese erobert waren, entstand auf der Hochebene bei Malplaquet zwischen der holländischen und französischen Reiterei ein hitziges Gefecht mit wechselndem Erfolge. Nun beschloß Marschall von Boufflers einen Hauptstoß. Mit seiner Elitekavallerie warf er sich auf die Verbündeten, durchbrach ihre Reihen und würde sie wahrscheinlich ganz vernichtet haben, hätte er nicht einen Marlborough mit seiner unerschütterlichen Geistesgegenwart vor sich gehabt. Der aber schickte an seine Reservereiterei schleunigst den Befehl zum Gegenangriff. In donnerndem Galopp erschien die ganze glänzende Masse auf dem Kampfplatz, der Boden erzitterte unter den Hufen der Pferde und der furchtbare Anprall von 90 Schwadronen warf die Franzosen vollständig über den Haufen.

Unterdessen drang Prinz Eugen unaufhaltsam vor, der linke französische Flügel mußte weichen. Der Prinz von Oranien griff mit seinen Holländern ebenfalls von neuem an,

und endlich gelang es auch, die Schanzen bei Malplaquet zu stürmen. Damit war der Sieg der Verbündeten entschieden. Boufflers leitete den Rückzug der Franzosen meisterhaft, und deshalb und wegen der Ermüdung auch der siegreichen Armee konnte von einer energischen Verfolgung des geschlagenen Feindes keine Rede sein. Nur Prinz Eugen sandte den Franzosen 12 Schwadronen nach.

Die Schlacht von Malplaquet war wohl die furchtbarste des ganzen Erbfolgekriegs, ein riesiger Zweikampf, bei dem wieder die geistige Überlegenheit vor allem des Prinzen Eugen und dann auch des Herzogs von Marlborough den Sieg erwirkten. Die Verluste übertrafen alle in den letzten Schlachten vorgekommenen und betrugen bei den Verbündeten an 20,000 Toten und Verwundeten, bei den Franzosen an 14,000. Daß letztere, die Besiegten, weniger eingebüßt, lag daran, daß sie in ihren starken Schanzen die Angreifer erwarten und reihenweise niederstrecken konnten, ehe es diesen überhaupt gelang, ihre Waffen zur richtigen Geltung zu bringen. Dort, wo die holländischen Garden gekämpft, lagen allein an 1200 Tote wie in Reih und Glied vor den Verschanzungen, und die Gräben der letzteren waren so mit Leichen bedeckt, daß man keinen Zollbreit Erde sah. Die Verluste waren so kolossale, daß die Verbündeten sich mit der Einnahme der Festung Mons begnügen mußten, zu weiterem Vordringen aber nicht mehr fähig waren, während sich die Franzosen in guter Verfassung in ihr befestigtes Lager zwischen Valenciennes und le Quesnoy zurückziehen konnten.

Am Rheine war die Kriegführung die traurigste von der Welt, die Reichsarmee in kläglichem Zustande, der Reichsfeldherr, der Kurfürst von Hannover, ebenso machtlos an Mitteln wie an Ratschlägen. Der kaiserliche General von Vercy hatte bei Rheinfelden, der Kurfürst von Hannover bei Philippsburg den Rhein überschritten. Als aber jener bei Rumersheim gegen General von Dubourg eine Schlappe erlitt und zurückweichen mußte, war dies auch für den Kurfürsten Anlaß genug, schleunigst ebenfalls wieder über den Rhein zurückzugehen, und das

Elsaß und die linksrheinische Pfalz blieben den französischen Brandschatzungen überlassen.

Indessen vermochten diese Erfolge am Rhein doch nicht die neue Niederlage, die das Jahr 1709 den Franzosen in den Niederlanden gebracht hatte, aufzuwiegen. Drei Niederlagen, Ramillies, Oudenarde und Malplaquet, waren hier in wenigen Jahren einander gefolgt, die Aussichten auf endgültigen Sieg rückten immer mehr in die Ferne, und die Finanzlage Frankreichs war eine solche, daß ein allgemeiner Nationalbankerott in Sicht schien. Der berühmte Erzbischof von Cambray, Fénélon, richtete im Einverständnis mit dem Herzog von Burgund drei Denkschriften an Ludwig XIV., in welchen er dem König als einzigen Weg der Rettung des Königtumes schleunigen Friedensschluß um jeden Preis empfahl. Ludwig XIV. hatte bereits neue Unterhandlungen begonnen, die seit dem März 1710 auf dem holländischen Schloß Gertruydenburg geführt wurden, und er war nunmehr bereit, die ganze spanische Erbschaft preiszugeben, ferner erbot er sich Dünkirchen zu schleifen, ja sogar das ganze Elsaß mit Straßburg, ferner die französischen Festungen Ypern, Lille, Tournai, Condé, Maubeuge wollte er zurückgeben, und endlich erbot er sich, den Verbündeten zu helfen, seinen Enkel Philipp, der im Besitz von Spanien war, durch Überredung zum Verzicht auf den spanischen Thron zu bewegen.

So bescheiden war Ludwig XIV. jetzt geworden, weil er wußte, wie furchtbar erschöpft Frankreich war, und wie schwer seine Marschälle gegen einen Eugen und einen Marlborough bestehen konnten.

In Wien aber hatte man unter dem Eindruck der letzten Siege sich zu einem solchen Dünkel hinaufgeschraubt, daß man über dies alles vom französischen König noch verlangte, er solle seine Truppen gegen seine bisherigen Verbündeten, die spanischen Truppen seines Enkels Philipp, senden. Ja man sandte unterm 18. Juli an den König ein Ultimatum: er müsse allein und zwar binnen 2 Monaten seinen Enkel aus Spanien fortschaffen. Eine solche wahrhaft unwürdige Forderung wurde natürlicher-

weise von Ludwig XIV. mit Entrüstung abgewiesen und er berief sofort seine Unterhändler zurück. Wer kann es auch dem französischen König verargen, daß er, nachdem er das schroffe Verlangen des Kaisers gehört, im größten Zorne ausrief: „Gut, wenn denn doch der Krieg weiter geführt werden soll, so ziehe ich vor, ihn gegen meine Feinde statt gegen meine Kinder zu führen."

Die hochmütige Kurzsichtigkeit der österreichischen Hofkreise und des Kaisers Josef selbst ist die Ursache, daß das Elsaß noch weitere 170 Jahre in französischem Besitz blieb und fast alle jetzt erlangten Vorteile wieder verloren gingen.

So begann denn auch im Frühjahre 1710 wie gewöhnlich wieder der Krieg. Aber die Kämpfe des vergangenen Jahres hatten beide Gegner so geschwächt, daß keiner zu einer besonderen Machtentfaltung mehr befähigt war. Prinz Eugen und Marlborough beschränkten sich darauf, die noch in französischem Besitz stehenden Festungen der spanischen Niederlande und der feindlichen Grenzgebiete nacheinander zu erobern. So fielen Douay, Bethune, St. Venant und Aire in ihre Hand. Es gelang ihnen aber nicht, den wieder genesenen Marschall von Villars zu einer neuen Schlacht zu bewegen, und noch weniger konnten sie den längst gehegten Plan ausführen, den Krieg durch einen entscheidenden Marsch gegen Paris rasch zu beendigen. Am Rhein aber geschah gar nichts, da weder die schwache Reichsarmee unter General von Gronsfeld noch die ebenfalls sehr schwache französische unter General von Bezons im stande war, den Gegner anzugreifen. Nur in Spanien hatte es den Anschein, als wenn es gelänge, Philipp V. zu vertreiben, womit ja freilich das letzte dem Friedensschluß entgegenstehende Hindernis beseitigt gewesen wäre. Um einen Beweis seiner Aufrichtigkeit zu geben, hatte nämlich Ludwig XIV. bei den Friedensverhandlungen des Winters seine Truppen aus Spanien zurückgezogen. Der kaiserliche Feldherr, Graf Guido Starhemberg und Lord Stanhope, in deren Gefolge sich der König Karl III. befand, rückten gegen Philipp V., der nun auf seine eigenen Kräfte angewiesen in der Schlacht

bei Almenara am Segreflusse im Juli 1710 eine Niederlage erlitt, so daß er Madrid räumen mußte. Als hier aber Karl III. als König seinen Einzug halten wollte, fand er die Stadt menschenleer; indem er ausrief: „Die Stadt ist eine Wüste!“ entschloß er sich, in einem Landhause Wohnung zu nehmen. Dennoch schien die Frage, an welcher im Frühjahr der Friede scheiterte, einen kurzen Augenblick in befriedigender Weise gelöst, Philipp V. schien landesflüchtig werden zu müssen. Aber doch nur einen kurzen Augenblick! Denn wenn auch im Felde unglücklich, so erfreute sich Philipp dafür beim Volke weit größerer Beliebtheit als sein Rivale Karl; in wenigen Monaten sah er sich an der Spitze eines Heeres von 25,000 Freiwilligen, dessen Führung Marschall Vendôme übernahm. Und nun folgte Schlag auf Schlag. Im Dezember 1710 wurden 6000 Engländer unter Lord Stanhope bei Brihuega zur Ergebung gezwungen, und Karl gelang es mühsam, sich mit den Resten des Heeres des Grafen Starhemberg nach Barcelona durchzuschlagen.

Die Wiedergewinnung Spaniens durch Philipp V. bereitete den völligen Umschwung der Dinge vor, der im Jahr 1711 durch zwei äußere Ereignisse vollendet wurde, welche den Frieden endlich in Sicht rückten, — freilich einen Frieden, in welchem dem Deutschen Reiche wieder alle Vorteile verloren gehen sollten, die ihm im Frühjahr 1710 schon sicher zu sein schienen!

Das eine dieser beiden Ereignisse war der schon länger sich vorbereitende, im August 1710 aber Thatsache gewordene Sturz der Whigs in England, — d. i. der Partei, welche seit so vielen Jahren die Mittel für den Krieg bewilligt und dadurch notwendigerweise England in eine bedeutende Schuldenlast gestürzt, freilich auch zu einer früher nicht gekannten europäischen Machtstellung und kriegerischen Ruhmesfülle erhoben hatte. Das Haupt dieser Partei aber war der Herzog von Marlborough und mit dem Sturz der Partei war auch der Sturz des großen Herzogs gegeben, der alsbald von der Armee zurückgerufen wurde. Schon im Januar 1711 begannen die nun leitenden Minister Lord Oxford und Lord Bolingbroke in geheime Unter-

handlungen mit Ludwig XIV. zu treten, und sie waren bereit, gegen Abtretung von Gibraltar, Neufundland und Minorca, sowie Gewährung von Handelsvorteilen in den spanischen Kolonien und endlich die Schleifung der den Kanal beherrschenden französischen Festung Dünkirchen die Anerkennung Philipps V. als König von Spanien zu bewilligen. Die Präliminarien auf dieser Grundlage wurden in der That am 28. Oktober 1711 zwischen den beiden Mächten unterzeichnet!

Dieser einseitige und übereilte Friedensschluß wird doch nur teilweise durch die Parteiwut, noch mehr aber durch ein anderes Ereignis erklärt, welches inzwischen die Voraussetzungen des ganzen Krieges allerdings sehr wesentlich umgestaltet hatte.

Am 17. April 1711 war ganz unerwartet infolge rasch aufgetretener Blattern Kaiser Josef I. gestorben. Nunmehr mußte dessen jüngerer Bruder und alleinberechtigter Erbe Karl aus Spanien zurückkehren, da seine Wahl zum deutschen Kaiser keinem Zweifel unterlag. Sie erfolgte auch am 12. Oktober 1712. Nunmehr erschien es aber einem großen Teile der gegen Ludwig XIV. verbündeten Staaten gar nicht mehr angezeigt, daß auch der spanische Thron von dem gleichen Fürsten wie der deutsche Kaiserthron eingenommen werde. Dadurch wäre ja das Gleichgewicht im europäischen Staatenverein erst recht und noch mehr als durch Schaffung einer bourbonischen Sekundogenitur gestört worden.

Zwar nahm zunächst der neue Kaiser Karl VI. den Krieg, den während des Jahres 1711 beide Mächte aus Erschöpfung nur mit schwachen Kräften geführt hatten, wieder auf, während Frankreich seine letzten Hilfsquellen anstrengte, um durch einen entscheidenden Schlag auch auf militärischem Gebiet die über alle menschliche Berechnung hinaus günstige Wendung der politischen Lage für sich fruchtbar zu machen. Auch in Wien erkannte man klar, daß jetzt ein günstiger Ausgang höchstens noch durch einen ganz entscheidenden Sieg zu erlangen sei, weshalb für das Jahr 1712 wieder Prinz Eugen mit der Führung der Armee in den Niederlanden betraut wurde. Allein derselbe

hatte nunmehr, wo die englischen Truppen fehlten, gegen Villars, der überdies sehr stark an Truppen auftrat, einen schweren Stand, Prinz Eugen mußte jetzt auch das vorher von den Engländern besetzte Land decken und zu diesem Behufe seine Kräfte sehr zersplittern. Dennoch gelang es ihm, noch die Festung le Quesnoy zu erobern und die Belagerung von Landrecies einzuleiten. Da glückte es Villars, einen Teil der verbündeten Truppen, nämlich die Holländer des Generals Albemarle, am 24. Juli 1712 entscheidend zu schlagen. Dies veranlaßte die Regierung im Haag, den holländischen Abteilungen überhaupt jede Teilnahme an einer Feldschlacht für die Zukunft zu untersagen. Nun freilich blieb dem Prinzen Eugen nichts mehr übrig, als sich zurückzuziehen, und jetzt war es den Franzosen ein leichtes, die Festungen Marchiennes, Douay, le Quesnoy und Bouchain rasch wieder zurückzuerobern. Am Rhein hatte der Herzog von Württemberg vergeblich versucht, den noch immer hinter der Lauter stehenden Grafen Harcourt zu überfallen, und zog sich dann auf das linke Rheinufer zurück.

Schon jetzt rächte sich also die hochmütige Unersättlichkeit des Wiener Hofes, denn das Jahr 1712 schloß mit bedeutenden Nachteilen für den Kaiser und die noch zu ihm haltenden Verbündeten. Wie ganz anders hätte die allgemeine politische und militärische Lage Europas ausgesehen, wäre man 1708 oder gar 1710 auf die Friedensbedingungen Ludwigs XIV. eingegangen! Ob dann der auf dem spanischen Thron sitzende König Karl auch die deutsche Kaiserkrone erhalten hätte, ob darüber ein neuer Krieg entstanden wäre, kann ja niemand sagen. Allein die von Ludwig XIV. vorher geraubten, 1710 aber zurückgegebenen deutschen Lande, Elsaß mit Straßburg u. s. w., wären wohl dem Deutschen Reiche erhalten geblieben! Es sollte nicht sein und das hatte vielleicht auch sein Gutes. Die deutschen Fürsten und das deutsche Volk sollten durch eine noch härtere Schule zur Erkenntnis kommen, in welchem Maße seine politischen Zustände in dem alten Reiche unhaltbar geworden waren, und wie sehr die Interessen des großen Vaterlandes durch die engherzige Haus=

politik des Kaisers und den Hader und die Eifersucht der Fürsten und Stämme verkürzt wurden. Das sollte sich nun im Friedensschluß mit Ludwig XIV. aufs eklatanteste zeigen, in welchem alle Mächte gewannen und das Deutsche Reich allein die Kosten bezahlte.

Der Winter 1712 auf 1713 lockerte den bisherigen Bund vollständig. Auch die Holländer und der Herzog von Savoyen ließen sich mit Frankreich in Verhandlungen ein. Nachdem Ludwig XIV. sich feierlich verpflichtet hatte, dem spanischen König Philipp V. und seinen Nachfolgern für ewige Zeit das Thronfolgerecht in Frankreich abzuerkennen — die einzige Konzession, die er machte —, wurde am 11. April 1713 zu Utrecht, im wesentlichen auf Grund der englischen Präliminarien, zwischen Frankreich und den kriegführenden Mächten, mit Ausnahme des Kaisers und des Deutschen Reiches, der Friede abgeschlossen.

In beispielloser Verblendung setzte Kaiser Karl VI. auch jetzt noch den Krieg fort. Allein seine Kräfte waren völlig erlahmt, und das Reichsheer befand sich in so trauriger Verfassung, daß sich Prinz Eugen mit demselben auf die Verteidigung des rechten Rheinufers beschränken mußte. Noch einmal stürzten sich 100,000 Franzosen auf die armen Lande an dem so viel umstrittenen Strome und legten ihre harten Brandschatzungen den unglücklichen, schon längst an den Bettelstab gebrachten Bewohnern auf. Mit leichter Mühe eroberte Villars Landau, besetzte das ganze linke Ufer, überschritt hierauf bei Straßburg den Rhein und eroberte Freiburg im Breisgau. Er wäre jedenfalls noch weiter in Deutschland vorgedrungen, aber endlich sah Kaiser Karl VI. doch ein, daß eine Fortsetzung des Krieges nur immer schlimmere Folgen bringen müsse. Die Verhandlungen mit Frankreich wurden wieder aufgenommen, und schließlich am 7. März 1714 zu Rastatt die Friedenspräliminarien unterzeichnet.

Aber wie ganz anders lauteten dieselben, als die seinerzeit von Ludwig XIV. angebotenen!

Und sie wären noch schlimmer ausgefallen, hätte nicht

Prinz Eugen selbst gegenüber dem Marschall von Villars die Schlußverhandlungen zu Rastatt geleitet. Er erreichte es, daß Frankreich wenigstens die in dem letzten Feldzuge gemachten Eroberungen, nämlich Freiburg und Kehl, zurückgab, und nicht auf seinem Verlangen nach dem Amte Germersheim in der Rheinpfalz bestand. Dagegen blieben das ganze Elsaß mit Straßburg, sowie die pfälzische Festung Landau in französischem Besitz. Weiter mußte der Kaiser in die vollständige Wiedereinsetzung der Kurfürsten von Bayern und Köln willigen und Philipp als König von Spanien anerkennen. Dafür wurde Karl VI. der Besitz der ehemaligen spanischen Niederlande, dann Mailands, Neapels, Sardiniens, sowie der Plätze und Häfen an der toskanischen Küste zugesprochen, und so zog denn wenigstens das Haus Habsburg Landesgewinn aus dem Kampfe, welchen das Reich freilich mit so viel Lässigkeit geführt hatte, daß es rechtmäßigerweise kaum einen Anspruch auf bessere Bedingungen hatte, als die ihm gewährt wurden. Auch Preußen, das mit seinen fast stets siegreichen Truppen den Ausschlag in fast all den großen Schlachten mitgegeben hatte, ging zum Dank dafür beim Friedensschluß fast leer aus, trotz der begründeten Ansprüche, die es an Frankreich für den Einzug der ihm gebührenden oranischen Erbschaft zu machen hatte. Hingegen trug Savoyen, das wenig genug gethan hatte, die Insel Sicilien mit dem Königtum davon. Frankreich aber, an dessen Verteilung die Verbündeten schon gedacht hatten, verlor schließlich kein Stück seines Landes, konnte dagegen einen großen Teil seines früheren Raubes bergen und hatte den eigentlichen Zweck, um dessen willen der Krieg begonnen, erreicht, denn Philipp V. wurde von allen Staaten Europas als König von Spanien anerkannt. —

Endlich, endlich nach so langer furchtbarer Kriegszeit, nach so entsetzlichem Elend und so unbeschreibbarer Mißhandlung durch die Scharen Ludwigs XIV. begann eine längere Friedensperiode, die es unserem teueren Vaterlande ermöglichte, die erlittenen schweren Wunden zu heilen und vernarben zu lassen. Allein

vergessen wurde das Erlittene noch lange nicht, und hinreichend sorgten die Nachkommen des im Jahre 1715 gestorbenen französischen Königs und vor allem die Franzosen selbst dafür, daß die damals entstandene Feindschaft zwischen ihnen und den Deutschen sich von Generation zu Generation vererbte. Und sie wird dauern, solange das Volk der Franzosen sich anmaßt, sich in deutsche Verhältnisse einmischen zu dürfen!

Gott sei Dank sind aber andere Zeiten gekommen.

Wir Deutsche haben endlich die von einem Ludwig XIV. und dann noch einmal von einem Napoleon I. erhaltenen Lehren beherzigt. Wehe einem zweiten Ludwig XIV., der jetzt unter irgend einem Volke der Erde auferstehen und unser deutsches Land, unser deutsches Recht zu vergewaltigen wagen sollte! Nicht auf einen uneinigen schwachen Bund mit einem eigensüchtigen Kaiser an der Spitze, wie zu Ende des 17. Jahrhunderts, sondern auf ein einiges Reich unter einem Kaiser von echt deutscher Gesinnung, umgeben von nicht minder deutsch gesinnten und bundestreuen Fürsten, und auf das ganze geeinigte deutsche Volk würde er stoßen und daran zerschellen, genau ebenso wie im Jahr 1870/71 Napoleon III. an der deutschen Einigkeit zerschellt ist.

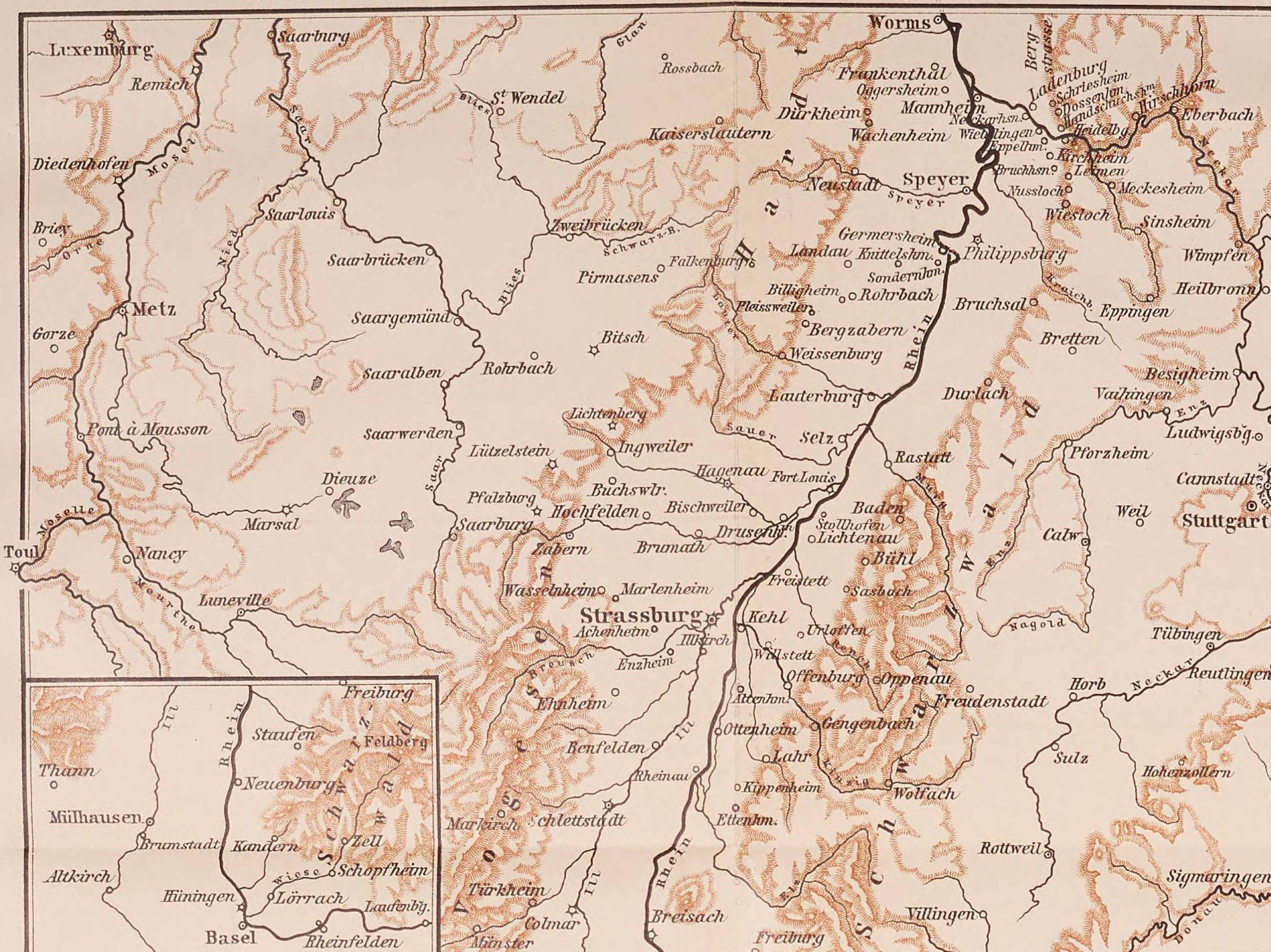
MITTELEUROPA NACH DEM WESTFÄLISCHEN FRIEDEN.



Geograph. Anst. v. Wagner & Debes, Leipzig.

C.H.Beck'sche Verlagsbuchhandlung in München.

KARTE DES OBERRHEINS ZU DEN KRIEGEN LUDWIGS XIV.



Geograph. Anstalt von Maßstab 1:1.500.000 10 5 0 10 20 30 40 50 Kilometer Wagner & Debes, Leipzig.

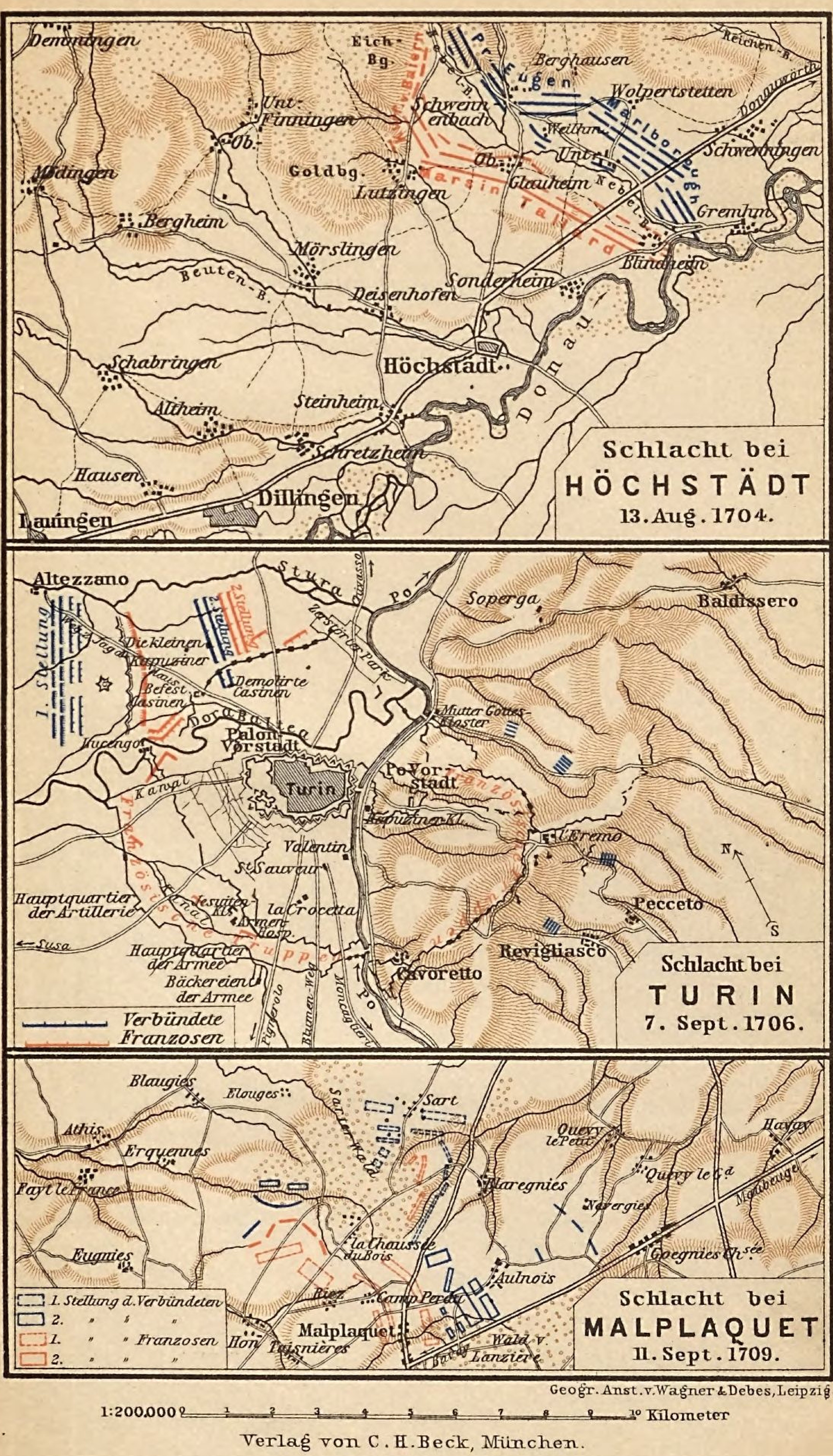
C.H.Beck'sche Verlagsbuchhandlung in München.

DAS HAVELLAND MIT RATHENOW UND FEHRBELLIN.



Maßstab 1:400.000 0 2 4 6 8 10 12 Kilometer Geogr. Anst. v. Wagner & Debes, Leipzig.

C.H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung in München.



Geogr. Anst. v. Wagner & Debes, Leipzig.

1:200.000 0 1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 Kilometer

Verlag von C. H. Beck, München.